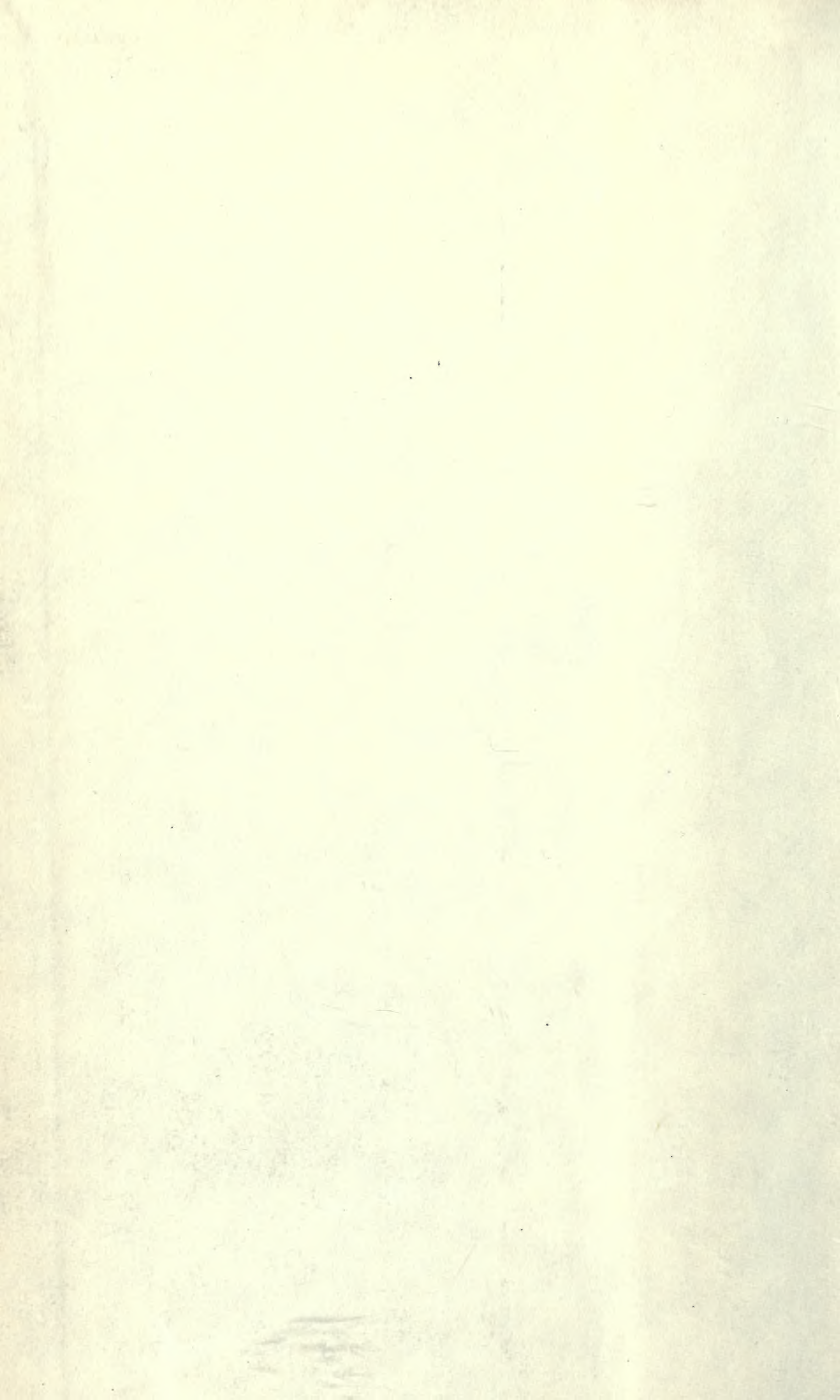








# Bausteine zur Geschichte der neueren deutschen Literatur

Herausgegeben

von

Franz Saran
Professor an der Universität Erlangen

---

XII

Friedrich Röbbeling

## Kleists Käthchen von Heilbronn

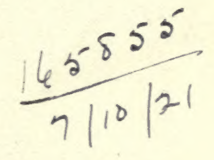
Halle a. S.
Verlag von Max Niemeyer
1913

# Kleists Käthchen von Heilbronn

Mit Anhang: Abdruck der Phöbusfassung

Von

Friedrich Röbbeling




Halle a. S.
Verlag von Max Niemeyer
1913

Meiner lieben Mutter

# Inhaltsübersicht.

# Bibliographie.


A. Wagner, Über Mystizimus und Schwärmerei. Fouqués Ztschr. „Die Musen“, 1812, 2. Quartal, S. 31.
Über Jac Böhmes „Morgenröte“ und Kleists „Käthchen von Heilbronn“.

L. Börne, Das Käthchen von Heilbronn. Wage I, September 1818 = Ges. Schriften. Hamburg 1862, Bd. IV, S. 163—169.

Böttiger in Dresdener Abendzeitung, 15. Dezember 1819, Nr. 299, S. 300 ff. Vgl. Rahmer, H. v. Kl., S. 288—264.

Hinterlassene Schriften von H. v. Kleist. Herausgegeben von L. Tieck. Berlin 1821.

Fr. Horn, Umrisse zur Geschichte und Kritik der schönen Literatur Deutschlands während der Jahre 1790—1818. Zweite vermehrte Auflage. Berlin 1821. III. Buch, § 5—13, S. 153—162.

M. v. Collin, Über neuere dramatische Literatur = Jahrbücher der Literatur. Wien 1822. Bd. XX, S. 109 ff.

H. v. Kleists gesammelte Schriften. Herausgegeben von Ludwig Tieck. Berlin-Reimer 1826.

L. Tieck, Dramaturgische Blätter, 1826, II, S. 239—240.
Über Käthchenaufführung.

Solgers Nachgelassene Schriften und Briefwechsel. Herausgegeben von L. Tieck und F. v. Raumer, 1826. Bd. I, S. 207.
Über das „Käthchen“ sehr lobend.

F. Hebbel, Über Th. Körner und H. v. Kleist, 1835. S. W. (R. M. Werner) IX, S. 31 ff.
Vgl. Briefe Bd. I S. 360. Über „das Käthchen von Heilbronn von dem gewaltigen, herrlichen, unglücklichen Kleist“, und die Romanze, die Hebbel „über dasselbe wahrhaft göttliche Thema“ gedichtet hat: „Schön Hedwig“ (S. W., Bd. VI, S. 172 ff.).

Chr. D. Grabbe, Das Käthchen von Heilbronn, Ritterschauspiel in fünf Aufzügen, nebst einem Vorspiel (!): Das heimliche Gericht. Düsseldorfer Tageblatt, Nr. 83, 21. März 1836 = S. W. (Griesebach) 1902, IV, S. 101—102.

F. Hebbel, Tagebücher N. 3323 (Rom, 21. Februar 1845) = Rötschers Jahrbücher für dramatische Kunst und Literatur, 1848, S. 192—204. „Gedanken beim Wiederlesen des Käthchens von Heilbronn von H. v. Kleist = S. W. XI, S. 86—90.

E. v. Bülow, Mitteilungen von Freunden und Verwandten Kleists an Bülow. Monatsblätter zur Ergänzung der Allgemeinen Zeitung, Cotta, November 1846, S. 512—530.

Der Salon, 1847, S. 70—74, H. v. Kleist. Ein Fragment nach Mitteilungen einer Freundin. Abgedruckt Biedermann, Gespräche S. 117 ff.
Auf Bülow fußend, mit teilweise etwas unfeiner Effekthascherei.

J. v. Eichendorf, Über die ethische und religiöse Bedeutung der neueren romantischen Poesie in Deutschland. Leipzig 1847.

E. v. Bülow, H. v. Kleists Leben und Briefe. Berlin 1848.

G. H. v. Schubert, Der Erwerb aus einem vergangenen und die Erwartungen von einem zukünftigen Leben. Eine Selbstbiographie. II. Bd., 1. Abt. Erlangen 1855.

Köpke, Ludwig Tieck. Erinnerungen aus dem Leben des Dichters nach dessen mündlichen und schriftlichen Mitteilungen. Zwei Teile. Leipzig 1855.

Käthchen v. Heilbronn, Einrichtung von Laube. Wien 1857.

H. v. Treitschke, Heinr. v. Kleist. Preußische Jahrbücher 1858, II, S. 599—623.

A. Wolf, Theodor Körners Leben und Briefwechsel. 1858.

H. v. Kleists Ges. Schriften. Herausgegeben von L. Tieck, revidiert, ergänzt und mit biographischer Einleitung versehen von Julian Schmidt, 1859.

A. Wilbrandt, H. v. Kleist. Nördlingen 1863.

Briefe an Ludwig Tieck. Ausgewählt und herausgegeben von K. v. Holtei. Vier Bände. Breslau 1864,

G. Kühne, Deutsche Charaktere, Bd. IV, Leipzig 1866.

J. W. Gubitz, Erlebnisse. Berlin 1868. Bd. I, S. 177.
Über Berlin 1811. Hohe Religiosität=Abendblatt, Adam Müller setzt Kirche über die Regierung. „Alles lebt in der Idee, von Fichte bis auf Heinrich von Kleist, den cidevant „Prometheus“.

R. Köhler, Zu H. v. Kleists Werken. Schnorrs Archiv. 1870.

R. Haym, Die romantische Schule. Berlin 1870.

A. Koberstein, Gesch. d. dtsch. Nat. Lit. Leipzig 1873. Bd. IV.

G. G. Gervinus, Gesch. d. dtsch. Dichtung. Leipzig 1874. Bd. 5.

J. Schmidt, H. v. Kleist. Preußische Jahrbücher 1876. 37, S. 593 ff.

R. Proels, Geschichte des Dresdener Hoftheaters 1877.

Briefe der Familie Körner. Deutsche Rundschau 1878. Bd. 15. S. 469.

O. Brahm, Das deutsche Ritterdrama des 18. Jahrhunderts. Straßburg 1880. Quellen und Forsch. 40.

F. Bamberg, H. v. Kleist. Allg. dtsch. Biogr. 1882. XVI, 149.
Hält im „Käthchen“ das „Problem für geradezu verkehrt gelöst“.

H. Bulthaupt, Dramaturgie der Klassiker. Oldenburg 1882. 6. Aufl. 1897.

E. Schmidt, H. v. Kleist. Österreichische Rundschau 1883. Bd. II, = Charakteristiken. Berlin 1886, S. 350—380.

J. Minor, Die Schicksalstragödie 1883.

O. Brahm, H. v. Kleist. Berlin 1884.

H. v. Kleists sämtliche Werke. Herausgegeben von Th. Zolling, Deutsche National Literatur. Stuttgart 1885.

H. Isaac, Schuld und Schicksal im Leben H. v. Kleists. Preußische Jahrbücher 1885. Bd. 55, S. 433—477.

M. Nowack, Die Melusinensage. Zürich 1886.

R. Weißenfels, Vgl. Studien zu H. v. Kleist. II, Kleist und Novalis. Z. vgl. Lit. Gesch. NF. I (1887/88) S. 301.

C. du Prel, Käthchen v. Heilbronn als Somnambule. Allg. Ztg., 1890, Nr. 320.

Dr. Pascal, (Leo Berg) Das sexuelle Problem in der modernen Literatur. Zweite Auflage, 1890.

H. v. Kleist, Das Käthchen von Heilbronn. Dramatisches Märchen zum ersten Male auf Grund des ursprünglichen Plans neubearbeitet von K. Siegen, 2. Aufl., 1890.

Das Unkleistische dieser „Verballhornung“ Kleists ist nur von einigen Seiten gebührend hervorgehoben.

W. Bormann, Das Käthchen und die Wasserfrau. Deutsche Bühnenrundschau I, 15, 1891.

Zitat nach Rahmer, H. v. Kl. S. 300. Diese „bemerkenswerte Kritik Siegens“ blieb mir trotz wiederholter Bemühungen unzugänglich.

H. Döhler, Zu H. v. Kleists Käthchen. I, 1. ZfdU. 1891, 5, S. 60.

M. Koch, Arnim, Klemens und Bettina Brentano. Stuttgart 1891.

Über das Griseldismotiv.

E. Gnad, H. v. Kleist. Lit. Essay. 2. Aufl. Wien 1891.

J. Zeidler, Die Parodie auf der Wiener Volksbühne Ende des 18. und Anfang des 19. Jahrhunderts. 1891, Wiener StJB., S. 368—384.

z. B. „Kathi von Hollabrunn“.

R. v. Krafft-Ebing, Bemerkungen über geschlechtliche Hörigkeit und Masochismus. Jahrbücher für Psychiatrie. Wien, Bd. X, Leipzig und Wien 1892.

R. Reichel, Zu H. v. Kleists Käthchen von Heilbronn, ZfdU. VII, 1893, S. 495.

Niejahr, Penthesilea. Vierteljahrsschr. f. Lit.-Gesch. 1893, 6, S. 527.

Ueber den Einfluß der „Jungfrau von Orleans“ auf das Käthchen“. Der von Brahm betonte Einfluß der „Jungfrau“ auf die „Penthesilea“ wird zurückgewiesen.

K. Erdmann, Anrüchige Stoffe. 1893, S. 113/6.

R. Kade, Kleist in Dresden. Dresdener Anzeiger 1894, 18. Oktober.

J. Minor, Studien zu H. v. Kleist. Euph. I, S. 564—590. S. 582 Die Ironie bei Kleist.

R. Bonafous, Henri de Kleist. Sa vie et ses oeuvres. Paris 1894.

H. Rötteken, Kleists Penthesilea. Z. vgl. Lit.-Gesch. VII, N. F. 1894, S. 28—48 und Euph. IV, S. 718—755.

Wendet sich scharf gegen Krafft-Ebing, der Käthchen als Masochistin bezeichnet.

H. Gaudig, H. v. Kleist. Wegweiser durch die klassischen Schuldramen. Gera und Leipzig 1895.

Notiz zum Urbild des Käthchen von Heilbronn. Berliner Tageblatt 1895, Nr. 625a.

F. Schütz, Kleists Käthchen von Heilbronn und seine Beziehungen zu Österreich. Neue freie Presse 1895, Nr. 10970.

F. Groß, P. Lindaus Der Andere. Wiener Fremdenblatt 1895, Nr. 70.

Über Käthchens kataleptische Zustände.

Sp. Wukadinović, Über Kleists Käthchen von Heilbronn. Euph. 2, Ergänzungsheft 1895, S. 14—36.

G. Minde-Pouet, H. v. Kleist, seine Sprache und sein Stil. Weimar 1896.

H. Zimpel, H. v. Kleist und die Romantik. Nord und Süd 1896, Nr. 77, S. 369—391.

J. Minor, Das Schicksalsdrama. DNL. Nr. 151.

G. Brandes, Die romantische Schule in Deutschland, 1896, S. 272 bis 313. Kapitel 15: Die Mystik im romantischen Drama. Tieck, Kleist, Z. Werner.

J. Sadger, H. v. Kleist, eine pathologische Studie. Gegenwart 1897, 52, S. 149—153, 169—173.

Kleist als Hereditarier!

W. v. Wurzbach, Zur dramatischen Behandlung der Griseldissage. Euph. IV, 1897, S. 447—457.

R. Kade, H. v. Kleist. Goedekes Grundriß, 1898, VI. Bd., 2. Aufl., S. 96 ff.

Chronologisch ungenau; z. B. Schroff. nach Amph.

Goethe und die Romantik, herausgegeben von Schüddekopf und Walzel. Schriften der Goethegesellschaft 13. und 14. Bd.

Pechel und Wildenow. Theodor Körner und die Seinen. 2 Bde., Leipzig 1898.

K. Wiggers, Die Legende von Th. Körner. Gegenwart 1898, 54, S. 118—122.

Das Käthchen von Heilbronn. Historisches Schauspiel in 5 Akten. Nach Kleists Urtext für den Bühnengebrauch eingerichtet von Demetrius Schrutz. Halle, Hendel, 1899. Bibl. d. Ges.-Lit., Nr. 1252.

E. v. Komorzynski, Tierstücke im alten Wien. Österr. Volks-Zeitung Nr. 353, 1899.
Überhandnahmen der von Schikaneder eingeführten Tierstücke. — Käthchen von Heilbronn als Pferdekomödie.

M. Morris, H. v. Kleists Reise nach Würzburg, 1899. Dagegen Sp. Wukadinović Euph. 8, S. 771/79. Hinweis auf Reils Rhapsodien über die Anwendung der psychischen Kurmethode auf Geisteszerrüttungen.

R. Hamel, Das Käthchen von Heilbronn, 1900.

H. Zimpel, Kleist und die Frau. Nord und Süd, 1900, 92, S. 306—326.

E. v. Komorzynski, Lortzings „Waffenschmied" und seine Tradition. Euph. VIII (1901), S. 340/50.
Auf F. W. Zieglers „Liebhaber und Nebenbuhler in einer Person" gehen außer Lortzing zurück: Henslers Oper „Der Waffenschmied", E. T. A. Hoffmanns „Martin der Küfner", Deinhardsteins „H. Sachs" (vgl. R. Wagners Meistersinger) und Kleists Käthchen von Heilbronn (?).

G. Roethe, Brentanos „Ponce de Leon". Eine Säkularstudie. Abh. d. kgl. Ges. d. Wiss. zu Göttingen. Phil.-hist. Kl., N. F. V, 1, 1901.
Über die Entwicklung des romantischen Spieltriebs im „Ponce", in Kleists „Käthchen" und Halms „Griseldis".

R. Stecher, Erläuterungen zu Kleists Käthchen von Heilbronn. Königs Erl. d. Klass., Bd. 29, 1901.
Der Text fast wörtlich ohne Quellenangabe abwechselnd aus Brahm und Gaudig.

R. Steig, H. v. Kleists Berliner Kämpfe. Berlin 1901.

W. Holzgräfe, Schillersche Einflüsse bei H. v. Kleist. Programm Cuxhaven 1902.
Einwirkung der „Jungfrau v. Orleans" und des „Fiesko". Kunigunde-Gräfin Imperiali.

F. Servaes, H. v. Kleist. Leipzig 1902, S. 104—109. Dichter und Darsteller, Bd. 9. Vgl. Rez. von P. Nerlich in Lit. Bl. für germ. und rom. Phil., 1904, Nr. 12, S. 398.

R. Steig, Neue Kunde zu H. v. Kleist. 1902.

G. Herwig, Kleist und Heilbronn. Deutsche Heimat. Nr. 28, 12. April 1903.

P. Hoffmann, Zum Käthchen von Heilbronn. Akt II, Szene 3. ZfdU. 17, 1903, S. 602.

R. Kohlrausch, Klassische Dramen und ihre Stätten. 1903, S. 261 bis 282.

S. Rahmer, Das Kleistproblem. Auf Grund neuer Forschungen zur Charakteristik und Biographie H. v. Kleists. Berlin 1903.

A. Ettlinger, Kleists Käthchen. Meisterwerke der deutschen Bühne, herausgegeben von G. Witkowski, Nr. 19, 1903.

H. v. Kleists Werke. Im Verein mit G. Minde-Pouet und R. Steig herausgegeben von E. Schmidt. 5 Bde. Bibliogr. Institut. 1904/05.

F. Dürr, Neues zum Alten über das „Käthchen von Heilbronn". Heilbronner Neckarzeitung 88 (1904). Vgl. L. E. 6, S. 1137.

J. Fränkel, Z. Werners Weihe der Kraft. Eine Studie zur Technik des Dramas. Beiträge zur Ästhetik IX, 1904.

A. Fries, Zu H. v. Kleists Stil. St. vgl. Lit.-Gesch. 1904; 4, S. 440—465.

L. Hirzel, Wielands Beziehungen zu den deutschen Romantikern. Unters. z. neueren Sprach- u. Lit.-Gesch. herausg. v. O. Walzel, Heft III, 1904.

M. Lex, Die Idee im Drama bei Goethe, Schiller, Grillparzer, Kleist. München 1904.

Fr. Schulze, Die Gräfin Dolores. Kösters Probefahrten, Bd II. Leipzig 1904.

S. 65: Über die Nachtseiten der menschlichen Natur. S. 66. Über Nixenromantik.

H. Maync, H. v. Kleist. Türmer 1904. 6², S. 298—304.

Houben und Walzel, Zeitschriften der Romantik. Bibliogr. Repertorium I, 1904.

H. Gaudig. Heinrich v. Kleist. 1905², S. 169—176.

Th. Kappstein, Paulus und seine Schülerin Thekla. Das altchristliche Urbild zu Kleists Käthchen. Vossische Zeitung 1905, Beil. 48. Vgl. Lit.-Echo 8, 1905/06, S. 420.

A. Eloesser, H. v. Kleist. Berlin 1905. Die Literatur XVI.

A. Seidl, Eine neue Käthchenbearbeitung (Dessauer Hoftheater). Dramaturg. Blätter I, 1905.

Kleists Käthchen von Heilbronn (Neuaufführung im Deutschen Theater, 1905. Vgl. A Kerr Tag, Nr. 523, K. Strecker Tgl. Rs. B., Nr. 248; Jakobson, Schaubühne I, S. 207—212.

W. Hans, Kant und die Romantik. Euph. 13 (1906), S. 502/14.

E. Kayka, Kleist und die Romantik. FNL, Heft. 31, 1906.

B. Schmitz, Ein alter Sagen- und Legendenstoff. Gottesminne 1906, 4, S. 528—542.

M. Krug-Genthe, H. v. Kleist und Wilhelmine v. Zenge. J. E. G. Ph. 6, 1996, S. 432/45.

E. Kilian, Die Verwechselung der Briefe in Kleists Käthchen von Heilbronn. Bühne und Welt 1906, 8, 11, S. 467. Vgl. Lit.-Echo 10 (1907/08), S. 419.

E. Kilian, Schreyvogels Bühnenbearbeitung des „Käthchen von Heilbronn". St. vgl. Lit.-Gesch. VII (1907), S. 456—482.

A. Fries, Stilistische und vergleichende Forschungen zu H. v. Kleist. Berliner Beitr. Heft 30, 1907.

B. Schulze, Über H. v. Kleist Universitätslehrer Wünsch. Päd. Archiv 1907, 48, S. 705—716.

Findet den Ursprung von Kleists „Lehre von der Telepathie, von der immateriellen Einwirkung der Lebewesen aufeinander" in den Schriften Wünsch'.

H. Rötteken, H. v. Kleist. Wiss. und Bildung Nr. 22, 1907.

M. Schütze, Studies in german romanticism. Chicago 1907.

Über die Formsymbolik der Tragödie. Verstärkung der psychologischen Motivierung durch leitmotivartig wiederkehrende Wendungen. Vgl. B. Schulze, Das Bild als Leitmotiv in den Dramen Kleists und anderer Dichter. ZfdU. 34, 308 ff.

P. Kühn, Dresden ein Mittelpunkt der romant. Kunst. L. Zg. Jubil. Beil. 1909.

O. Flöck, Die Elementargeister bei Fouqué und anderen Dichtern der romantischen und nachromantischen Zeit 1909.

R. Huch, Ausbreitung und Verfall der Romantik Leipzig 1908[2]. S. 216—229. „Die Nachtseiten der Literatur".

O. F. Walzel, Deutsche Romantik. A. N. u. G. 1908, S. 143—146.

F. Mirjam, Das Kätchen von Heilbronn. Eine Prophezeihung auf das Deutsche Reich. 1908.

Eine unangenehme Ausdeutung des „Käthchen". Kleist, „der hellsehende Genius", habe die Entwicklung des deutschen Reiches vorausgeahnt. Käthchen sei „die Verkörperung des Reichsgedankens, der dem deutschen Volke in der Gestalt des Ritters nachgelaufen ist, sich ihm aufgedrängt hat" usw. Zum Schluß erbauliche Betrachtungen.

O. Fischer, Mimische Studien zu H. v. Kleist. Euph. 15 (1908) und 16 (1909).

Das Feinste und Tiefste, was über die Psychologie der Kleistschen Gestalten geschrieben ist.

S. Rahmer, Sonntagsbeilage zur Voss. Ztg. 1909. Nr. 5: Aus dem Liebesleben Kleists (Julie Kunze). Nr. 8: Das Käthchen von Heilbronn im Ausland.

K. G. Wendriner, Das romantische Drama. Berlin 1909.

F. Schultz, Der Verfasser der Nachtwachen von Bonaventura, Untersuchungen zur deutschen Romantik. Berlin 1909.

S. 212. Dresden und die Romantik.

S. Rahmer, H. v. Kleist als Mensch und Dichter. Berlin 1909.

R. Petsch, Kleist als dramatischer Dichter. GRM. I, 1909, S. 529 ff.

J. Sadger, H. v. Kleist. Eine pathograph-psychol. Studie. Wiesbaden 1909. Grenzfragen des Nerven- und Seelenlebens, Heft 70.

Th. Körners Briefwechsel mit den Seinen, hsg. v. A. Weldler-Steinberg 1910.

W. Herzog, Kleist und Rousseau. Pan. 1910 I, 11. Vgl. Lit.-Echo 13 (1910/11), S. 1118.

J. Gaismaier, Käthchen von Heilbronn für den Schulgebrauch. Freytags Schulausg. und Hilfsbücher f. d. dtsch. Unterricht 1910.

S. Rahmer, Zum 100jähr. Bühnenjubiläum des „Käthchen von Heilbronn". Gegenwart 1910, Nr. 12 (19. März) Nr. 228. — Aus gleichem Anlaß Egon Noska, Nordd. Allg. Ztg. 64 (1910); Adolf v. Muralt, Deutsche Zeitung 75 (1910); Rob. Hirschfeld, Neues Wiener Tageblatt 77.

R. Bastian, Un drame mystique: Catherine de Heilbronn. L'œuvre 1910 II. S. 73 f.

E. Groß, Die Bühnenbearbeitungen des „Käthchen von Heilbronn". Der Neue Weg XXXX, Heft 4, 1911.

H. Hellmann, H. v. Kleist, Darstellung des Problems. Heidelberg 1911.

J. Bobeth, Die Zeitschriften der Romantik. Leipzig 1911. S. 167 bis 193. „Phöbus".

G. Wethly, H. v. Kleist als Dramatiker. Straßburg 1911.

G. Kästner, H. v. Kleist in Dresden. Dresdner Anzeiger, Sonntagsbeil. 19. Nov. 1911, Nr. 47.

W. Herzog, H. v. Kleist. Sein Leben und sein Werk. München Beck. 1911.

K. Günther, Die Entwicklung der novellistischen Kompositionstechnik Kleists (Leipzig, Diss. 1911).

S. 4 ff. Kleist und die Romantik.

W. Lechner, G. H. v. Schuberts Einfluß auf H. v. Kleist, Justinus Kerner und E. T. A. Hoffmann. Diss. Münster 1911.

H. Meyer-Benfey, Das Drama H. v. Kleists. Göttingen 1911.

H. Meyer-Benfey, Kleists Leben und Werke. Göttingen 1911. S. 250—266.

A. M. Wagner, Goethe, Kleist, Hebbel und das religiöse Problem ihrer dramatischen Dichtung 1911.

V. Tornius, H. v. Kleist und die Frauen. Westermanns Monatshefte Bd. 111 II, Dez. 1911, S. 526—537.

A. Lichtenheld, Das Käthchen von Heilbronn. Graesers Schulausgaben klass. Werke. Teubner.

Fl. v. Biedermann, H. v. Kleists Gespräche. Nachrichten und Überlieferungen aus seinem Umgange. Leipzig 1912.

O. Walzel, Deutsche Romantik. A. N. u. G., Heft 232, 2. und 3. Aufl. 1912, VII, 2, S. 114 ff. „Deutsche Sage und Geschichte in romantischer Dichtung".

W. spürt im Käthchen „viel von dem Geist der Romantik, und zwar doch auch etwas von der Stimmung Wackenroders nnd Hardenbergs."

O. Fischer, Kleists Guiskardproblem. Dortmund, Ruhfus 1912.

C. Fries, Quellenstudien zu Kleists Käthchen von Heilbronn. Voss. Ztg. Nr. 14, 9. Jan. 1912.

Gibt einige Parallelen des „Käthchen" mit der Märtyrergeschichte von „Paulus und Thekla". Käthchen nicht somnambul, sondern „mystische Schwärmerin". Das Käthchen dem innersten Ideengehalt mit der Romantik unlöslich verknüpft.

H. Davidts, Euph. 1912, S. 352.

Kleist wurde zur mosaischen Bildung Kunigundens angeregt durch eine Stelle Fischarts, die im Cottaischen Morgenblatt 1807, Nr. 223 abgedruckt war. — Frappante Übereinstimmung finde ich auch mit Moscherosch, „Gesichte" (Bobertag S. 68 f.); vgl. auch über Kleist-Lohenstein Stachel, Seneca und das deutsche Renaissancedrama, Palästra XLVI 1907, S. 291 a 1.

G. Klee, Das Käthchen von Heilbronn. Neuere Dichter für die studierende Jugend, hsg. von Dr. A. Bernt und Dr. J. Tschinkel. Nr. 41. Wien und Leipzig 1912.

W. Kühn, H. v. Kleist und das deutsche Theater. München 1912.

K. Strecker, H. v. Kleist, 1912, S. 12—13. Velhagen u. Klasings Volksbücher Nr. 40.

R. v. Krafft-Ebing, Psychopathia sexualis, 1912, S. 156.

J. Hart, Das Kleistbuch. Berlin, Borngräber 1912.

F. Schönemann, Arnims geistige Entwicklung an seinem Drama „Halle und Jerusalem" erläutert. Walzels Untersuchungen, N. F. XII, 1912.

Beispiele „dienender Liebe": Ottilie, Celinde, Olympia, Käthchen. Ein Wort Schlegels (Minor. II, 79, 41) aufgreifend weist Sch. noch auf „jene Freiheit mordende grenzenlose Hingebung" in Fr. H. Jacobis „Woldemar" hin.

A. Schier, Die Liebe in der Frühromantik. Beiträge z. dtsch. Lit.-Wiss., hrsg. v. E. Elster. Marburg 1913.

H. Meyer-Benfey, Das Drama H. v. Kleists Bd. II. Kleist als vaterländischer Dichter. Göttingen, Hapke 1913.

Vgl. noch die Überblicke über die Kleistliteratur des Jubiläumsjahres und wichtigere Artikel der Tagespresse in Z. f. östr. Gymn. (A. v. Weilen), Lit.-Echo (G. Minde-Pouet) und GRM. und ZfdU. 1913 (R. Petsch).

## I. Kapitel.

# Ergebnisse der Forschung über das „Käthchen".

Als Heinrich von Kleist sein Leben, „das allerqualvollste, das je ein Mensch geführt hat", „in unaussprechlicher Heiterkeit" von sich warf, war die Geschichte seines äußeren und inneren Erlebens in Dunkel gehüllt, seine letzten Dichtungen ungedruckt, die früheren unbekannt und unbeachtet. Welch fruchtbarer Boden für die zahlreich auftretenden verständnislosen oder böswilligen Urteile und Gerüchte über Kleists Leben, die heute noch wie ein undurchdringliches Gestrüpp den Zugang zu seiner Dichtung erschweren! Gleich verhängnisvoll für ein rechtes Verständnis des Dichters waren die flachen Bühnenbearbeitungen, die pietätlos mit Kleistischem Gut umgingen, noch dazu vor einem Publikum, dessen Interesse auf den seichten Rührstücken und effektvollen Produkten der Epigonen ruhte, die Schillers wundervoll rauschendes Pathos, den Ausdruck seiner großen edlen Persönlichkeit, ganz äußerlich kopiert und bis in die jüngste Zeit in Mißkredit gebracht haben.

Für das Charakteristische, psychologisch Komplizierte, Unerklärliche in Kleists Kunst findet sich ein Verstehen nur bei wenigen, von denen allerdings jeder ein Publikum wert ist.

Im Jahre 1816 bereitete Ludwig Tieck die erste Ausgabe von Kleists Werken vor.[1]) Schon manches war verloren gegangen und vieles verstreut, so daß sich die Herausgabe bis 1821 hinzog. Hier gibt Tieck zum ersten Male Mitteilungen über des Dichters Leben und Werke.[2]) Zum Käthchen macht Tieck im einzelnen gute Bemerkungen.

---

[1]) Vgl. K. v. Holtei, Briefe an L. Tieck. Breslau 1864. Bd. II, S. 173 u. R. Steig, Neue Kunde von Heinrich v. Kleist. 1902. S. 124 ff.

[2]) Ludwig Tieck, Hinterlassene Schriften von H. v. Kleist. Berlin 1821. NA. 1826, Bd. II.

Er erfaßt die Eigenart des Stiles sofort und gesteht dem Dichter zu, daß der neue Gegenstand auch eine neue Form fordere, der er den Namen „Volksschauspiel" geben möchte. Man fühlt, daß dem romantischen Dichter diese Art dramatischer Technik am meisten zusagt, die ja auch durchaus in seinen eigenen Dramen zu Tage tritt.[1]) „Diese leichtere Art, welche Episoden zuläßt, Charaktere etwas mehr ausmalt, als es genau genommen der Gegenstand erfordern würde, Begebenheiten anreiht, die den Anschein des Zufälligen haben, verstattet eben auch dadurch einen Durchblick in die große, freie Natur, welches alles zusammen die Lieblichkeit des Inhaltes noch heimischer und zauberreicher durch die Kontraste macht" (Einl. S. XLVI).

In den Gehalt der Dichtung dringt Tieck aber nicht ein, da er viele Voraussetzungen des Dramas, die ihm wenig zusagen, nicht ernst nimmt, sondern gleich mit Besserungsvorschlägen zur Hand ist. Einem Hinweis Solgers folgend, findet er auch im Käthchen Kleists alte „Lust über Natur und Wahrheit hinauszugehen" (Einl. S. XXXIX u. XLVI). Visionen, Nervenfieber und Bleigießen scheinen ihm kleinlich und die märchenhafte Häßlichkeit Kunigundens kann er sich nur schwer vorstellen. Es ist beachtenswert, daß Tieck von einem ursprünglichen Melusinenplan, dessen Annahme noch heute einem tieferen Verständnis des Dramas im Wege steht, nichts erwähnt, während es doch hier gerade am nächsten gelegen hätte, da er sich über die Gestalt der Kunigunde breiter ausläßt. Er spürt wohl, daß der Dichter sich ernstlich bemüht, uns „das widerwärtige und unnatürliche Bild nahe zu bringen," versucht aber nicht, die Bedeutung der Figur im Rahmen des Ganzen zu verstehen, sondern begnügt sich vorschnell damit, „die einzelnen herrlichen Blumen in dem wunderbaren duftigen Strauße" zu bewundern. Er muß so natürlich „den gereiften Plan des Gedichtes" vermissen. Dies ist im wesentlichen auch Tiecks spätere Ansicht geblieben und seine Verbesserungsvorschläge haben hier eingesetzt.

Tiecks Urteil ist im allgemeinen für die folgende Zeit bis zu Bülows Biographie maßgebend gewesen.

Nur einen selbständigen Verehrer findet das „Käthchen" in Franz Horn,[2]) der einige recht eigenartige Mitteilungen macht,

---

[1]) Seine Genoveva hatte Tieck ebenfalls ein „Volksschauspiel" genannt; vgl. Schriften I, S. XXX.

[2]) Umrisse zur Geschichte und Kritik der schönen Literatur Deutschlands während der Jahre 1790—1818. Berlin 1821. S. 153—162.

so daß er hier etwas ausführlicher zu Worte kommen soll. Seiner weichen Natur lag die Welt des „Käthchen" besonders und so erfaßt er auch gleich den Kernpunkt des Ganzen, das poetisch so fein durchgeführte Verhältnis Käthchens zum Grafen Strahl. Er weist in diesem Zusammenhang schon auf Mignon und Wilhelm Meister hin. Interessant ist es zu beobachten, wie Horn, der das Stück ganz unvoreingenommen und rein genießend aufnimmt, anders als Tieck, keinen Anstoß an der kaiserlichen Abkunft nimmt (s. u.). Auch alle anderen schiefen Urteile, die sich durch persönlichen Klatsch und unglaubliche Anekdoten später herausgebildet haben, fehlen noch bei Horn, wenn auch vieles bei ihm recht matt ist. Horn gibt dann noch eine Mitteilung über die Fortsetzung des „Käthchen", die zum mindesten zeigt, daß er das Stück tiefer zu fassen suchte. Wie ihm diese Kunde gekommen ist, läßt sich nicht vermuten. Durch Kleist selbst wohl kaum. Ob Kleist mit Freunden darüber gesprochen, von denen es dann Horn erfahren hat? Ich teile die bisher nicht beachtete Notiz wörtlich mit. Horn, Buch III, § 9, S. 157: [In einem 2. Teil] „sollte endlich der Graf durch irgendein — vielleicht nur leises — Wort, Käthchen dergestalt verletzen, daß sie nun ihn fliehen müßte. Kaum aber flieht sie ihn, so fühlt er mit unendlicher Gewalt, wie sehr er an ihr gesündigt und was er in ihr verloren hat. Ihre Schmerzen, obwohl die tiefsten, waren doch immer harmonisch und graziös; wir zweifeln, daß die seinigen sich würden so gestaltet haben. Dennoch geneset er in jenen Schmerzen zu höherer sittlicher Reinheit und Würde, sie darf ihm am Schluß vergeben: und das tiefe Glück der geläutertsten innigsten Liebe schließt das Ganze harmonisch." Folgerungen lassen sich kaum aus dieser Mitteilung ziehen; sie ist im ganzen jedoch recht interessant.

Im Jahre 1848 gab Eduard v. Bülow[1]) neues Material zu tieferem Verständnis des Lebens und der Werke Kleists heraus. Bülow stützt sich viel auf mündliche Mitteilungen noch lebender Freunde Kleists, offenbar mit wenig Kritik; denn viel unverbürgte Gerüchte sind mit untergelaufen, die von späteren Kritikern dann meist wieder ohne Gewähr übernommen wurden.

So hat sich eine Ansicht über die Veranlassung des „Käthchen", die zuerst von Bülow mitgeteilt wird, bis in die neueste Zeit erhalten.

Kleist lernte, nach Bülow, als er 1808 (!) nach Dresden kam,

---

[1]) E. v. Bülow, H. v. Kleists Leben und Briefe. Berlin 1848.

ein liebenswürdiges junges Mädchen kennen, mit dem ihn bald gegenseitige Neigung verband. Nichts schien ihrer Verbindung im Wege zu stehen. Da zerschlug sie sich an dem bloßen Verlangen Kleists, daß das Mädchen (Julie Kunze) ihm ohne Vorwissen ihres Oheims (Körner) schreibe, eine Forderung, die er nach drei Tagen, drei Wochen und drei Monaten wiederholte. Nach dem Bruche sei Kleist von dem schmerzlichen Bedürfnisse getrieben worden, seiner ungetreuen Geliebten zu zeigen, wie man lieben müsse. Daß eine andere Dame (Dora Stock) seine Verbindung zumeist aus Abneigung gegen ihn gestört habe, habe ihn vermocht, zugleich deren Charakter so sehr ins Schwarze zu malen, daß daraus die Übertreibung seiner Kunigunde entstand.

Man fragt sich bei solchen Behauptungen, worin besteht eigentlich dichterisches Schaffen? Soll man wirklich in einer Dichtung lediglich didaktische Episteln gekränkter Eigenliebe sehen und den Dichter zum seelischen Pamphletisten erniedrigen? — Auch chronologisch kann diese ganze Entstehungsgeschichte nicht stimmen, denn schon 1807 und zwar im ersten Monat von Kleists Anwesenheit in Dresden, ist der Plan zum Käthchen gefaßt.

Bülow gibt noch eine zweite Erzählung über die Entstehungsgeschichte, die auch heute (mit einer Ausnahme: Bühne und Welt 1912, XIV, Nr. 17, S. 188 ff.) ungeprüft und unangefochten gilt, obwohl nichts für sie spricht. Tieck hat, nach dieser Mitteilung, als Kleist ihm das Käthchen vorlas, einige Bemerkungen über eine eigenartige Szene gemacht, die das Stück gewissermaßen in das Gebiet des Märchens oder Zaubers hinüberspielte. Kleist habe diese Äußerung als Tadel empfunden und dann die betr. Szene vernichtet. Als Tieck sie später vermißte, konnte er nicht aufhören (!), sein Bedauern auszusprechen, weil sie die karrikierte Häßlichkeit Kunigundens weit besser motiviert und in ein besseres Licht gerückt habe.

Dieser Szene gemäß erschien im vierten Akt eine Nixe unten im Wasser, die Käthchen mit Gesang und Rede lockte. Käthchen wollte sich herabstürzen und wurde nur durch eine Begleiterin gerettet. Vorher belauschte sie Kunigundens badende Häßlichkeit und war außer sich vor Angst, wie sie den Ritter vor dem Ungeheuer rette. Aus dieser Schilderung des Bildes erinnerte sich Tieck noch des schönen Verses: „Da quillt es wieder unterm Stein hervor.“

Aber von einer solchen Ausführung des Stückes auf religiös-metaphysischem Grunde, mit dem Hineinspielen der dämonisch-berückenden

Gewalt der Natur (vgl. Tiecks Melusinenfragm. [1807], Donauweibchen [1808] und seine Naturmärchen), ist auch in der Phöbusfassung nichts zu spüren. Die Mitteilung sieht ganz nach einer mißverstandenen Äußerung Tiecks aus, der vielleicht 40 Jahre später eigene Gedanken an die Kleistsche Dichtung herangebracht hat. Eine nähere Erklärung hierfür wird unten versucht.

Gänzlich unzulässig ist es auf jeden Fall, diesen angeblich ursprünglichen Plan der jetzt erhaltenen Phöbusfassung unterzulegen, was mit mehr oder minder Geschick immer wieder versucht wird.

Von E. v. Bülow übernimmt, meist wörtlich, Adolf Wilbrandt[1]) die Erzählungen über die Entstehung. Nur fügt er, ohne Gewähr, dem schlichten Bericht Bülows eine Verurteilung Kleists hinzu. Er spricht von Kleists „wunderlichen Grillen", von seinen „herrischen Launen", die mit seinem seltsamen Ideal vom Weibe zusammenhingen, von „krankhaft verwildertem Ehrgeiz", „Selbstverwüstung", „fast gänzlicher Geistesverwirrung" usw. Auch die Darstellung der verabscheuungswürdigen, häßlichen Kunigunde hält er für künstlerische Rache an einer Dame, die jene Verbindung gestört habe.

Wilbrandt weist ferner auf Schuberts „Nachtseiten der Natur" (!) hin, die Kleist veranlaßt hätten, Käthchens Seele in die Geheimnisse des Somnambulismus zu tauchen. Er gibt dann eine im einzelnen feine Analyse, begeht aber den Fehler, daß er versucht, den Gang des Stückes in seiner ursprünglichen Reinheit festzuhalten und zu rekonstruieren. Solch selbständiges Weiterschaffen ist, wie jede Renovierung eines Kunstwerks, mißlich. Das alte Ureigne des Künstlers ist verdeckt und das Neue besticht — oder verstimmt. An seiner eigenen Ausführung mißt W. nun die vorliegende Dichtung und beklagt, daß Kleist um der Aufführbarkeit willen schädigende Änderungen vorgenommen habe. So habe er Kunigunde zu einer häßlichen und prosaischen Gestalt erniedrigt. Die kaiserliche Abkunft, die nur bei Annahme der Voraussetzungen des Dramas richtig gewertet werden kann, wird verurteilt und als deus ex machina bezeichnet. Ferner bedauert W., daß der Dichter den Zuschauer unvorsichtigerweise (!) durch das Hineinziehen Kunigundens in den Sylvestertraum „verwirrt" habe. Daß dies gerade der wichtigste Punkt des Dramas ist, entgeht ihm. Was sonst an der künstlerischen Ausführung des Stückes beanstandet wird, wird mit der pathologisch

---

[1]) Adolf Wilbrandt, Heinrich v. Kleist. Nördlingen 1863.

gereizten Stimmung, in der Kleist Änderungen vorgenommen habe, erklärt, — ein Gesichtspunkt, unter dem Kleists Dichtungen sehr zum Schaden des Verständnisses nun weiter bis in die neueste Zeit betrachtet werden.

Über Wilbrandt führt Otto Brahm[1]) hinaus, der für seine Biographie die neue Forschung von zwei Jahrzehnten benutzen konnte. Er steht schon mancher Tradition skeptisch gegenüber.

Brahm knüpft das „Käthchen“ an die Ritterdramen an und weist auf Bürgers Umdichtung der altenglischen Ballade vom Grafen Walter hin. Er findet tiefgehende Beziehungen zwischen den Proben der Treue, die Graf Walter und Graf Strahl verlangen (!). Wenn Brahm sagt, daß Graf Wetter ebenso wie Graf Walter seiner „Maid“ auferlegt (!), als Prüfung ihrer Treue im Stall zu schlafen, barfuß hinter dem Rosse herzuschreiten und durch den Bach zu waten, nur daß er der Wasserprobe (!) noch eine Feuerprobe hinzufüge, so hat er damit, von der Quelle an die Dichtung herantretend, leider einer falschen Betrachtung den Weg geebnet. Denn der Graf „verlangt“ nicht, Käthchen solle ihm zuliebe durchs Wasser waten und ins Feuer gehen, sondern der Untertitel „Feuerprobe“ (von E. Schmidt noch „anfechtbar“ genannt) hat eine ganz andere Bedeutung, nämlich, daß die unbeirrbare Richtung von Käthchens Gefühl durch die überirdischen Mächte gutgeheißen wird.

Natürlich läßt sich der Titel nur aus den wunderbaren Voraussetzungen des Dramas verstehen. Und hiermit berühren wir die Schwäche der Analyse Brahms, der das Drama nicht als ein Ganzes faßt, sondern glaubt, daß man sich der Schönheiten der Dichtung erfreuen könne, ohne jedoch ihre Voraussetzungen zu teilen. Er wird auf diese Weise dem Drama nicht gerecht und tadelt vieles, was im Zusammenhang und unter dem richtigen Gesichtswinkel betrachtet vollkommen verständlich ist. — Einen eigenartigen Versuch, Käthchen für den Somnambulismus zu retten, unternimmt du Prel.[2]) Er ist überzeugt, daß Kleist das Käthchen ursprünglich als Somnambule gedacht, jedoch dem rationalistischen Theaterpublikum zu große Konzessionen gemacht habe. Kleist habe den somnambulen Charakter Käthchens verwischt und sie dem deutschen Mädchenideale angenähert,

---

[1]) Otto Brahm, Heinrich v. Kleist. Preisschrift. Berlin 1884.

[2]) C. du Prel, Käthchen von Heilbronn als Somnambule. Allg. Ztg. 1890, Nr. 320.

wodurch eben ein Widerspruch in ihre Seele gelegt sei. Du Prel versucht nun diesen Widerspruch, den er in Käthchens Wesen findet, daß sie nämlich das Ideal des deutschen Mädchens sei und dabei doch diesem widersprechende Eigenschaften habe (denn ein anständiges Mädchen läuft keinem Jüngling nach), dadurch aufzulösen, daß er sie als Somnambule faßt. Er erklärt dann ihr ganzes Handeln aus dem posthypnotischen Befehle (!) und dem magnetischen Rapport, „dessen Unwiderstehlichkeit bis zur physischen Anziehung gehe."

Eine solche Art, mit modernem medizinisch-wissenschaftlichen Apparat an eine Dichtung heranzutreten, ist natürlich gänzlich unzulässig und bedürfte kaum der Zurückweisung, wenn sie nicht bei vielen Forschern bewußt oder unbewußt weitergewirkt hätte.

So ist Wukadinović[1]) in seiner Studie über das „Käthchen" in der Auffassung von du Prel abhängig, nur geht er im Gegensatz zu du Prel nicht von der modernen Wissenschaft, sondern von den wissenschaftlichen Werken über tierischen Magnetismus aus, die Kleist damals zu Gebote standen (Hufeland, Wienholt, Heinecken, Mesmer, Gmelin und Schubert). Neben treffenden Hinweisen auf Schillers „Jungfrau von Orleans" (vgl. auch Brahm 1884, S. 254 und E. Schmidt, Charakteristiken S. 373) und Goethes „Wahlverwandtschaften"[2]) werden als Hauptquellen der Dichtung nachgewiesen: G. H. v. Schubert, „Ansichten von der Nachtseite der Naturwissenschaft", 1808; Stilling: „Theobald oder die Schwärmer", Leipzig 1784/85 und eine Übersetzung von Eschenburg im Leipziger Musenalmanach 1776: „Lord Heinrich und Käthchen". Im allgemeinen haftet W.'s Betrachtung zu sehr am Stofflichen, als daß das gedankliche Verständnis wesentlich gefördert würde; ja viele Punkte der Dichtung rücken in falsche Beleuchtung. So wenn W. sagt: „Denn wie Käthchen muß auch die Maid der Ballade im Stall auf dem Stroh schlafen. Auch sie läuft barfuß neben ihrem Ritter durch Heid- und Pfriemenkraut in der Sonnenglut. Ein Wasser muß sie durchschreiten, „dem Brück' und Steg gebricht", wie das Käthchen auch, und erst nachdem sie eine andere für den Grafen geworben, nehmen die harten Prüfungen ein Ende, wie Käthchen erst belohnt

---

[1]) Sp. Wukadinović, Über Kleists Käthchen von Heilbronn. Euph. Ergänzungsheft 2, S. 14—36. (= Kleiststudien, Stuttgart 1904, S. 137—172).

[2]) Vgl. O. Walzel, Vom Geistesleben des 18. und 19. Jahrh., S. 232. Leipzig 1911.

wird, als sie zur Hochzeit des Grafen mit Kunigunde zu kommen glaubt." Wie kann man behaupten, daß Käthchen von dem Grafen Prüfungen der Treue auferlegt werden, wofür sie dann am Schluß belohnt wird? Ein Ziel — das ist zu beachten — kennt Käthchen nicht; nur von der völlig selbstlosen, aufopfernden Liebe geht eine erlösende Wirkung aus. Man sollte auch die irreführende „Wasserprobe" einmal fallen lassen, die man künstlich als Vorstufe zur „Feuerprobe"[1]) konstruiert hat.

Wukadinovič betont dann zwar auch das Visionäre und Geheimnisvolle in Käthchens Wesen, vermag es jedoch mit seinen anderen Ansichten nicht zu verbinden, und es ergibt sich eine Fülle von Beleuchtungen der verschiedensten Punkte der Dichtung, die sich keineswegs einheitlich zusammenfügen lassen, ja sich z. T. innerlich widersprechen. So schließt sich W. leider auch den Formulierungen du Prels an, die die Dichtung gänzlich ihrer Poesie entkleiden und zum Sprachrohr interessanter wissenschaftlicher Experimente herabdrücken. W. billigt die Worte du Prels, die Vision habe in Käthchen „eine Suggestion zurückgelassen, deren Quelle ihr unbewußt geworden, dergemäß sie aber sich verhalten muß, wie es bei einem posthypnotischen Befehle der Fall ist." „Die Unwiderstehlichkeit des magnetischen Rapports steigere sich dann zur physischen Anziehung" u. a.

Für diese Interpretation wären zwei Erfordernisse nötig: 1. daß Strahl eine Willensnatur wäre, von der die Wirkung eines Magnetiseurs ausginge, 2. daß wir ein wissenschaftliches Werk und keine Dichtung vor uns hätten.

Voraussetzung für viele von diesen Irrungen ist die unrichtige Auffassung von Strahls Charakter. Wenn W. die Verbindungslinie von den Anschauungen des Dichters zu denen der Dichtung zieht, so entgeht ihm die tiefere Beziehung namentlich zum Charakter des Grafen v. Strahl. Er sieht in ihm nur den „egoistischen Tyrannen" in der Liebe, den er auch in Kleist mit Recht zu sehen vermeint (s. u. „Lebensbild" u. „Persönliche Motive").

Wie notwendig es ist, einmal den Weg rein vom Kunstwerk her zu nehmen und zunächst alle Traditionen, Tadel, Gerüchte usw. beiseite zu lassen, zeigt die Biographie von F. Servaes.[2]) Servaes

---

[1]) Daß der Titel „Feuerprobe" nicht die äußerliche Bedeutung hat, daß Käthchen für ihren Herrn als Prüfung durch Feuer geht, wird in der Analyse genauer gezeigt.

[2]) Franz Servaes, Heinrich v. Kleist. Leipzig 1902.

hat das feinste Verständnis für die Welt des „Käthchen von Heilbronn“. Er beleuchtet die Dichtung durch manche feinsinnige Bemerkung. Interessant ist, was S. S. 108 über die Möglichkeit einer Verwandlung Käthchens nach der Richtung der Penthesilea sagt, falls Käthchen, nicht etwa bloß mit Worten und mit der Peitsche rauh von Strahl behandelt worden, sondern in ihrem heiligsten Gefühlsleben verletzt wäre. Hier liegt der Ansatz für eine tiefere Auffassung von Strahls Charakter. Denn Strahl beleidigt oder erniedrigt Käthchen gar nicht etwa aus Herrschbedürfnis oder Laune, sondern er geht trotz des edelsten und reinsten Willens verständnislos an ihr, die ihm vom Himmel bestimmt ist, vorüber: das ist die Tragik seines Innern.

Servaes macht nun aber die einzelnen feinen Gesichtspunkte für eine Gesamtbetrachtung nicht fruchtbar; im Gegenteil, sehr vieles verliert geradezu seine ganze Bedeutung durch Übernahme fremder voreingenommener Meinung. Wie paßt Käthchens alles bezwingende Gefühlseinheit und Gefühlsreinheit zu folgender Erläuterung, z. B. S. 105: „der Graf vom Strahl hat über Käthchen die unumschränkte Macht eines Hypnotiseurs, und Käthchen ist ihm, kraft der posthypnotischen Wirkung eines in der Hypnose empfangenen Befehls, trotz ihrer Erinnerungslosigkeit, mit Leib und Seele untertan.“ Nach Servaes verspürt Käthchen beim Anblick des Grafen eine „geheimnisvolle Zwangswirkung“ und versinkt unter dem Hollunderbusch „durch den Zutritt des Grafen in eine Art von magnetischen Zustand.“ Im Anschluß an R. Bonafous hebt Servaes mit Recht hervor, daß, was bei Goethe das Gemälde selber sei, bei Kleist nur der Rahmen wäre, mit anderen Worten, daß sich innerhalb des raubritterlichen Tumultes doch noch ganz etwas anderes, Seelisches, abspiele, das mit besonderen Augen betrachtet sein wolle.

Auch hier wird der rechte Weg gewiesen, aber nicht beschritten. Weil Servaes zwischen äußerer und innerer Erklärung hin- und herschwankt, faßt er das „Seelische“ nicht richtig und glaubt, daß durch die äußere Handlung die innere paralysiert werde. Daher der Tadel von Käthchens kaiserlicher Abkunft, die als das „alte Kreuz der Dichtung“ bezeichnet wird.

Durchaus keine innere Beziehung zum „Käthchen“ kann E. Schmidt[1]) gewinnen. Er blickt „von der einsamen Größe der

---

[1]) Ausgabe des Bibliogr. Instituts, Bd. II, S. 171 ff.

Penthesilea" scheel auf „ein solches Mädchenideal des entschwundenen Brautstandes." In meisterhafter Gedrängtheit gibt er eine Zusammenfassung sämtlicher Resultate fremder und eigener Forschung; er gibt zugleich eine große Anklage gegen das Stück in künstlerischer Hinsicht. E. Schmidt verzichtet von vornherein auf eine Betrachtung des Stückes als eines Ganzen, da wir den früheren Plänen des Dichters nicht mehr nachkommen könnten. Es erscheint ihm darum manches unerklärlich, was bei einer Gesamtbetrachtung seinen Sinn erhält. So findet er darin einen „ungereimten Widerspruch, daß die plötzliche Begegnung in der Heilbronner Werkstatt nur Käthchen überwältigt, nicht zugleich den Grafen, dem doch der Engel die ihm bestimmte Jungfrau kaiserlicher Abkunft — Käthchen, nicht Kunigunden — in ihrem Kämmerlein deutlich gezeigt, und der trotz dem Nervenfieber dieses Bild bis zur Erkennung unter dem Hollunderbusch festgehalten hat." Der Doppeltitel wird als „anfechtbar" bezeichnet, der Cherub als das „kindlichste Requisit einer Feuerprobe" u. a. Die tiefere Bedeutung im Zusammenhange des Dramas wird so nicht erkannt. Die Melusinenfabel wird an einer Stelle mit Vorbehalt (172, 19/26), an anderer Stelle (177, 9) als Gewißheit aufgenommen, und ebenfalls die kaiserliche Abkunft scharf getadelt.

Im einzelnen kann hier nicht alles hervorgehoben werden. In der Analyse wird versucht, manchen Tadel zu zerstreuen und vieles verständlich zu machen und zu erklären.

Die Wege zu einer tieferen Erfassung der Dichtung sind erst in neuerer Zeit betreten, nachdem Gaudig[1]) in seiner vortrefflichen Biographie schon einige Richtlinien gegeben hat. Er wendet sich scharf gegen O. Brahm, der den märchenhaften Boden des Stückes völlig verkennt. Gaudig verlangt, daß man das Stück unter dem richtigen ästhetischen Gesichtswinkel betrachte. G. widmet dem Käthchen leider nur eine kurze Betrachtung in seiner sonst umfangreichen Biographie. — Kurze Hinweise von weitgehendster Bedeutung gibt O. F. Walzel.[2]) Walzel betont den bestimmenden Einfluß Kants auf Kleists gesamte Lebensanschauung. Die übliche etwas schiefe Ausdrucksweise, Kleist gehe auf Verwirrung des Gefühls aus, wird dahin berichtigt, daß die Gefühlsverwirrung durchweg auf der

[1]) H. Gaudig, H. v. Kleist. Wegweiser durch die klassischen Schuldramen, IV. Abt., S. 1—351. Leipzig 1905.

[2]) O. F. Walzel, Deutsche Romantik. Teubner, A. N. u. G., Bd. 232. Leipzig 1908. S. 143 ff.

Unsicherheit beruht, in die der Mensch durch die unlösliche Frage: was ist Wahrheit? gesetzt wird. Die theoretische Beschränktheit des Menschen führt so direkt zu sittlichen Krisen.

Wie fruchtbar diese Gesichtspunkte für eine Interpretation der Werke des Dichters sein können, zeigen die Arbeiten von H. Hellmann und A. M. Wagner. Hanna Hellmann[1]) gibt unter glücklicher Verwertung des Aufsatzes „Über das Marionettentheater" eine allerdings etwas konstruktive Darstellung von Kleists Lebensanschauung. Kleist kennt nach H. H. drei Stufen der Entwicklung: Marionette, Mensch, Gott. Auf der ersten Stufe Sicherheit und Grazie und den Schwerpunkt im Innern der Figur, zweckmäßig und schön. Auf der zweiten Stufe steht der Mensch, der durch die Frucht vom Baume der Erkenntnis sein Paradies verloren hat, dem die Reflexion und das Bewußtsein die Unschuld geraubt, die Anmut der Bewegungen zerstört hat. Erst auf der dritten Stufe, beim unendlichen Bewußtsein ist wieder Grazie. „Der Mensch muß Gott werden, um auf höherer Stufe die Unschuld zurückzugewinnen, die er auf der Mittelstufe als Mensch verloren hat." In den Grundzügen stimmen diese Ausführungen, nur führen sie im einzelnen, wenn man mit dem fertigen Schema an die Dichtung herantritt, zu gewaltsamer Auslegung. Achilles als Gott zu bezeichnen, wird sich kaum rechtfertigen lassen und auch die Bezeichnung Käthchens als „Marionette" ist nur halb richtig. Denn die historische Entwicklung von Kleists Lebensanschauung ist gerade umgekehrt. Nicht von der Unschuld zum höheren Bewußtsein, wie Kleist später im Anschluß an die romantisch-idealistische Philosophie annahm, sondern aus dem Bewußtsein zur Unschuld, Reinheit und Einfachheit führt der Weg.[2])

---

[1]) Hanna Hellmann, Heinrich von Kleist. Darstellung des Problems. Heidelberg 1911.

[2]) Ich habe nur die Entwicklungslinie bis zum „Käthchen" im Auge. Der Aufsatz „Über das Marionettentheater" weist über die Rousseauische Kultur- und Vernunftfeindschaft hinaus. Kant, Schiller, Hemsterhuis und Fichte gehen in der schroffen Ablehnung Rousseaus voran. Schiller setzt Rousseaus „Paradies der Urzeit" ein „Paradies der Erkenntnis und Freiheit" entgegen und gibt statt des „traurigen Gefühls des Verlustes" „das fröhliche der Hoffnung". (S. W. Bd. XII S. 224, 23—32; 205, 18—25; 178, 28—35. Bd. XI Walzels Einleitung S. XXIII und LXXXII.) Ähnlich Fichte, W. W. Bd. VI S. 342: „Vor uns also liegt, was Rousseau unter dem Namen des Naturzustandes, und jene Dichter unter der Benennung des goldenen Zeitalters hinter uns setzten." Vgl. R. Fester, Rousseau und die

Ferner ist zu beachten, daß Kleist unter Marionetten ganz Verschiedenes versteht; einmal sind es, wie in den Schroffensteinern, verachtenswerte Geschöpfe, am Gängelbande des Schicksals hin- und hergezogen, ein andermal Menschen, die ihre natürliche Grazie durch das Bewußtsein noch nicht verloren haben.

A. M. Wagner[1]) hebt klar und scharf das psychologische Problem heraus. Bei ihm findet sich zum erstenmal eine ernstere Betrachtung des Grafen vom Strahl. Er sieht, daß Strahl ein Opfer der Gefühlsverwirrung ist, die aus dem unverständlichen Walten der Gottheit entspringt. Auch der Gedanke der Erlösung durch ein reines Weib ist angedeutet. Ein näheres Ausführen war in dem weiten Rahmen nicht möglich, so daß eine Analyse erst den Beweis für die Behauptungen und zugleich Berichtigungen zu bringen hat. Daß M. W. von einer „Standeserhebung" spricht, paßt eigentlich wenig zu seiner Interpretation.

Wesentliches ist gewonnen. Eine Vertiefung des Problems und ein Heranrücken des „Käthchen" an den Amphitryon, den M. W. auch als Tragödie faßt. So ist die Möglichkeit einer Entwicklung der Lebensanschauung des Dichters gegeben. Die Entwicklungslinie Schroffensteiner-Amphitryon-Käthchen wird unten näher aufgezeigt.

Auf die Seite dieser Forscher gehört noch R. Petsch.[2]) Er gibt sehr mit Recht als Devise für neuere Kleistforschungen „mit dem Rüstzeug modernster Forschung die Werke aus der Lebensstimmung des Dichters, und diese aus den Tendenzen der Generation und ihrer Verschlingung mit der eigenherrlichen Individualität zu erklären, Stoffwahl und Formgebung aus dem nach künstlerischer Gestaltung drängenden Lebensgehalt abzuleiten."

W. Herzog[3]) bringt für unsere Frage wenig Neues und knüpft an die ältere Kleistforschung an. Er redet von „magnetischem Rapport", übernimmt im wesentlichen E. Schmidts und O. Brahms

---

deutsche Geschichtsphilosophie, 1890, S. 110 u. 123 ff.; ferner F. Bulle, Franziskus Hemsterhuis und der deutsche Irrationalismus des 18. Jahrh., Jena 1911, S. 71 ff. und H. Hellmann, a. a. O. S. 16 ff. (über Rousseau unzutreffend).

[1]) Albert Malte Wagner, Goethe, Kleist, Hebbel und das religiöse Problem ihrer dramatischen Dichtung. Leipzig 1911.

[2]) R. Petsch, Kleist als dramatischer Dichter, G. R. M. I, 1909, S. 529 ff., vgl. auch seine weitschauende Betrachtung der Kleistliteratur des Jubiläumsjahres. G. R. M. V, 1913, S. 129 ff. und Z. f. d. U. März 1913. S. 200 ff.

[3]) W. Herzog, Heinrich v. Kleist. München 1911.

Resultate und malt sie im einzelnen formschön und dichterisch aus. In dem zu „Dichterischen“ der Kritik Herzogs liegt seine Gefahr, da es ihn von der vorliegenden Dichtung zu sehr zu selbständigen Reflexionen mitzieht. Daß er das Gefühlsproblem im Käthchen nicht gesehen hat, geht schon aus der Bemerkung über Kleist in Königsberg (1806) S. 267 hervor: „Der durch Rousseau genährte Widerstreit zwischen Gefühl und Verstand ist nun überwunden.“

H. Meyer=Benfey [1]) hat das Verdienst, zum ersten Male die Unrichtigkeit der Melusinenüberlieferung Bülows auf Grund der Vergleichung beider Fassungen [2]) nachgewiesen zu haben. Er hat damit dem Verständnis des Dramas den Weg geebnet. Die von ihm gestellte Forderung, alle Bedingungen des Verständnisses in dem Kunstwerk selbst zu suchen, ohne sich vorher durch die Frage nach „Einflüssen, Anregungen und Vorbildern“ den Blick trüben zu lassen, führt ihn zu manch treffender Feststellung. So weist er überzeugend nach, daß es sich im Drama nicht darum handelt „Liebe besiegt Standesvorurteile“; denn die Trennung des Adels und des Bürgertums wird als unverbrüchliche göttliche Weltordnung empfunden und ist am Schluß genau so in Kraft wie am Anfang (II, 45). Das Heranziehen des Somnambulismus zur Erklärung wird mit Recht abgelehnt und der Doppeltraum triftig als eine Grundvoraussetzung beider Fassungen erwiesen. Die Einzelanalyse bietet eine Fülle feiner Bemerkungen und Ausführungen, die sich jedoch vielfach zu weit vom Kunstwerk entfernen. Man merkt, die Dichtung wird mit dem Lebensgefühl eines modernen Menschen erfaßt. M.=B. gibt oft Werturteile, wo historische Einfühlung weiter führt. Dies ist auch in seiner Überschätzung des formalistischen Prinzips begründet. All das Suchen, Ringen und Tasten, ein gewisser schwermütiger Zauber, der auf den Kleistischen Gestalten ruht, kommt in M.=B.'s Darstellung nicht zum Ausdruck. Hier sehen wir den Künstler nur allzubewußt am Werke. Von Anfang an steht dem Dichter nach M.=B. die Liebe Käthchens und des Grafen und ihre Heirat als Ziel der dramatischen Handlung klar vor Augen. „Aber unter natürlichen und normalen Verhältnissen könnte es ja sogleich zu dieser Heirat kommen, und Anfang

---

[1]) Herr Prof. Dr. Meyer=Benfey hat mir noch kurz vor Drucklegung meiner Arbeit in liebenswürdigster Weise die Aushängebogen des II. Bandes seines Kleistwerks überlassen.

[2]) Bühne und Welt XIV, 1912, Juniheft 1, S. 188 ff.

und Ende fielen zusammen. Damit überhaupt eine Handlung zustande komme, damit das Drama den Raum und die Möglichkeit einer Entfaltung finde, ist es nötig, daß das Ziel künstlich entfernt, daß Hindernisse dazwischen gelegt werden" (II, S. 46). Es scheint mir nicht glücklich, in der Weise von der „Grundkonzeption" auszugehen, — denn so leicht ist diese kaum auf eine Formel zu bringen — und die Einzelausführung gewissermaßen daraus abzuleiten.

M.-B. bezeichnet Käthchen als ein Symbol, ein Gleichnis des genialen Menschen (II, 136); denn ohne die unbedingte Hingabe an die Vision, an das geschaute Ideal sei nichts Großes in der Welt möglich. So trefflich diese etwas abschweifenden Ausführungen[1]) im Einzelnen sind, für die Dichtung scheinen sie mir wenig zu sagen; denn das spezifisch Kleistische wird dadurch zurückgedrängt, das auch nicht so ausschließlich in einer Gestalt, sondern in der ganzen Problemstellung und in der Durchführung des Ganzen zu suchen ist. M.-B.'s Interpretation führt daher an entscheidenden Punkten zu Gewalttätigkeiten. Er konstruiert vorher, daß es sich nur um die wunderbare Geschichte Käthchens und seiner Liebe handle (S. 28). Diese steht nach ihm durchaus im Vordergrund. Die Liebe des Grafen ist nicht „sein freies eigenes Erleben", sondern er ist eigentlich nur um Käthchens willen da. Einmal hat M.-B. zwar, veranlaßt durch die Erzählung II, 9 die richtige Empfindung, daß „der Graf der Held" ist (S. 35); auch die „innere Disposition und Ökonomie des Dramas" scheint zu ergeben, daß „die Hauptperson des Ganzen nicht Käthchen, sondern der Graf ist" (S. 47). Aber sofort weist er den Gedanken zurück, da er zu seinem vorher konstruierten Thema nicht paßt; also ist II, 9 ein „Mißgriff". Auch bei der Beurteilung Kunigundes ist M.-B. auf dem rechten Wege. Er spürt, daß „ihre leibliche Entlarvung zweimal ganz eigens, sehr ausführlich und sehr nachdrücklich, mit stärkster Wirkung, dargestellt" wird (S. 78). Aber anstatt das spezifisch Kleistische dieser Szenen IV, 1 und 4—9 zu ergründen, möchte er sie als „störend und stilwidrig" missen. Ebenso

---

[1]) Unverständlich ist mir nur der Hinweis auf die Sozialdemokratie, „die gewiß nicht diesen Elan und Opfermut besessen und diese märchenhaften Erfolge erreicht hätte, ohne den (vielleicht ebenso schwärmerischen) Glauben an den Zukunftsstaat" (II, 134). Zwischen dem Ködern der Massen mit lockenden Zukunftsphantasien, die dem Eigeninteresse schmeicheln, und der unbedingten Hingabe an eine geschaute Vision sehe ich keinen Berührungspunkt.

hält er es für einen Gewinn für das Drama, wenn die Szenengruppe V, 4—9, die m. E. für den Gedankengehalt des Stückes so wichtig sind, fehlte (S. 86). M.-B. verfällt so teilweise demselben Fehler, den er an anderen so scharf tadelt, nämlich den Intentionen des Dichters nicht zu folgen, und so redet er verfrüht von „spielerischer Übertreibung“, „Mißgriff“, „Schwankungen und Störungen“ (S. 75 ff.), „psychologischer Entgleisung“ (S. 88) u. a.

In der Grundauffassung Kleists ergibt sich aber noch ein fundamentaler Unterschied, der durch die ganze neuere Kleistliteratur geht. Ich kann die sich entgegenstehenden Auffassungen nicht besser charakterisieren als mit den Worten O. Fischers Euph. 18 (1911) S. 525: „Es ist, als gäb es zwei Dichter mit dem Namen Heinrich von Kleist. Der eine ist derjenige, den Meyer-Benfey zeichnet; für diesen Kleist hat Rousseau umsonst gelebt; dieser Kleist ist ein klarer zielbewußter Kopf mit klassisch großen und einfachen Plänen; kein Philosoph, sondern ein Bildner; einer, der das schafft, was er sich vorgenommen hat, zu schaffen, nach einer vorgefaßten Idee, deren Einzelheiten ihm mit bewundernswerter Klarheit vor dem Bewußtsein stehen. Der andere Kleist ist jener herbe und süße, wilde und keusche, gestaltungsstarke und doch vom Unbegreiflichen stammelnde Dichter, der der Stimme seines dämonischen Gefühls nachtappend sich in unbewußter Freiheit und Lieblichkeit herrlich entfaltet und ein ahnungsvolles Dunkel über die komplizierten Gestalten und Probleme wirft, die er darstellt.“

M.-B. verschärft in dem II. Kleistbande seinen Standpunkt noch. Seine Polemik und die damit verbundene Neigung, seine Ausführungen nach der entgegengesetzten Seite zu überspannen, sein Bemühen, im Sinne Kaykas Kleist von jeder romantischen Infektion zu reinigen, bringt eine starke Einseitigkeit des Urteils mit sich. Er lehnt die Arbeiten, die sich der ihm entgegengesetzten Kleistauffassung nähern, die zugleich versuchen, Kleist aus seiner Zeit heraus zu verstehen, um dadurch manches Problematische zu erhellen, prinzipiell ab. Die Abhandlungen von O. Fischer, H. Hellmann, A. Malte Wagner werden in unbegreiflicher Verkennung als „verfehlt“ und wissenschaftlich minderwertig bezeichnet (S. 517). R. Huchs Versuch, Kleist mit romantischen Augen zu sehen, gilt als „Karrikatur, die alles übertrifft und wie ein häßlicher Schmutzfleck in ihrem sonst so herrlichen Buche“ (S. 570). O. Walzels scharfsichtiger „Versuch, das Thema von Kleists gesamter Dichtung aus der Unzulänglichkeit der

menschlichen Erkenntnis herzuleiten", ist für M.-B. „kaum mehr als ein unglücklicher Einfall" (S. 570). Eine Vermittlung zwischen beiden Kleistauffassungen scheint ausgeschlossen. Es ist dies um so bedauerlicher, da beiden Parteien die Liebe zum Dichter die Hand führt.

Die Übersicht zeigt, daß die Meinungen über das „Käthchen" sehr geteilt sind, daß fast jeder etwas anderes als glaubwürdig annimmt, bezw. als nicht glaubhaft ablehnt. Viele Urteile (z. B. von Krafft-Ebing, Psychopathia sexualis, 1912, S. 156 und Sadger, H. v. Kleist, eine pathographisch-psychologische Studie. Wiesbaden 1910 usw.) sind hier nicht näher angeführt, da sie sich zu sehr von der Dichtung entfernen und die geringste Eigentümlichkeit schon als Mangel oder als krankhaft bezeichnen, Urteile, die dann auch von Literarhistorikern teilweise übernommen werden.

Angesichts der unglaublichen Irrungen der Käthchenliteratur könnte man auch hier, wie M. Joachimi bei Hölderlin, fragen: „Wann werden wir endlich lernen, die Kritik auf dem Verstehen aufzubauen?" (Hölderlin, Ausg. III, S. 12).

Vorliegende Analyse versucht, erst einmal den Gehalt rein aus dem Kunstwerk zu ziehen und von diesem festen Punkte aus sich zu orientieren. Erst nach möglichst unvoreingenommener Festlegung des Gehaltes können die anderen Fragen gestellt, gelöst, bezw. offen gelassen werden. Eine reinliche Scheidung ist jedenfalls sehr vonnöten.[1])

---

[1]) Die Arbeit ist auf Anregung und unter steter Förderung des Herrn Prof. Dr. Saran entstanden. Seinen literar-historischen Übungen (W.-S. 1910/11) verdanke ich die Gesamtauffassung Kleists und das Verständnis des Käthchens. Er wies mich auf Wieland und Tieck hin.

## II. Kapitel.

# Analyse des Stückes.

### § 1. Vorbemerkung.

Die Übersicht über die Forschung hat gezeigt, wie verschiedenartige Beurteilungen das Käthchen erfahren hat. Pathologische Deutung und kritiklose Übernahme unverbürgter Mitteilungen (bes. Bülows) über den angeblich ursprünglichen Plan stehen einer unvoreingenommenen Betrachtung des Stückes im Wege. Der Brief „An ?", Berlin Aug. 1811, Br. Nr. 186, in dem Kleist selbst einige Änderungen nachträglich beklagt, wurde je nach dem Standpunkt und der Schätzung des jeweiligen Interpreten für seine Aufstellungen herangezogen. Die Betrachtung des Stückes als eines geschlossenen organischen Kunstwerks wurde meist gar nicht versucht, ja von einer Seite geradezu als „vertuschende Interpretation" von vornherein abgelehnt. Eine unvoreingenommene Analyse, die versucht, den Maßstab lediglich aus der Dichtung selbst zu nehmen, wird zeigen, daß manches nicht so unverständlich und verfehlt ist, als man bisher angenommen hat.

Daß der Dichter an dem ersten Entwurf Änderungen nicht nur äußerlicher Art vorgenommen hat, wird keineswegs geleugnet; aber sofern es überhaupt möglich ist, Klarheit hierüber zu schaffen, kann dies erst nach Festlegung des Gehaltes der vorliegenden Dichtung und ihrer Vergleichung mit der Phöbusfassung unter Zuhilfenahme anderer Kriterien geschehen. Solche Betrachtung ist sicher im Sinne Kleists, der zur gleichen Zeit, als er das Käthchen begann, an Henriette Hendel-Schütz über die Penthesilea schrieb: V, Nr. 103, S. 358, 21: „Um alles in der Welt möchte ich kein so von kastrirten Varianten strotzendes Manuskript niemandem mittheilen, der nicht von dem Grundsatz ausginge, daß Alles seinen guten Grund hat. Doch Ihnen, die sich den Text mitten aus allen Korrekturen,

in voller Autorität, als wäre er groß Fraktur gedruckt, herausklauben, macht es mir Vergnügen zu zeigen, wo mein Gefühl geschwankt hat."

Es handelt sich für Kleist bei den Personen darum, z. T. sehr zarte, im Unbewußten, im Dunkeln der Seele vor sich gehende Entwicklungen zu schildern, jedenfalls Seelenvorgänge und -zustände, die dem Träger selbst unklar, ja ganz unverständlich sind und bleiben. So muß Kleist mit unwillkürlichen Äußerungen der Seelenvorgänge, mit augenblicklichem Aufblitzen, mit geheimnisvollen Triebäußerungen arbeiten, also oft nur andeuten. Er zeigt die Personen nicht von innen, sondern von außen, ihrem unwillkürlichen Seelenausdruck nach. Zu breiten Monologen, Betrachtungen, Reflexionen, freiem Ausströmen des Gefühls ist keine Möglichkeit. Das gerade hat das tiefere Verständnis der gehaltvollen Dichtung erschwert und erklärt wenigstens z. T. die vielfach geradezu unglaublich fehlgehenden Deutungen. Gerade deshalb ist es geboten, alle — auch die scheinbar unbedeutenden — Züge der dichterischen Bilder zu sammeln und, wie es unten versucht wird, sorgsam zu einer inneren Seelenentwicklung zu verbinden. Denn nur so tritt der wahre Gehalt des Ganzen deutlich hervor. Die vorliegende Arbeit ist als Kommentar in fortlaufender Form gedacht. Daß die Lebensbilder nicht für sich allein betrachtet werden dürfen, sondern daß erst die Summe der Lebensbilder den Gehalt ergibt, der in der Resultante der einzelnen Entwicklungslinien liegt, sei noch besonders hervorgehoben.

Erstrebt wurde eine das innere Verständnis fördernde allseitige Beleuchtung des Dramas, eingedenk des Hebbelschen Wortes, „daß die poetische Begeisterung in der Kritik sehr lächerlich ist." (Werke IX, 40.)

Für den künstlerischen Genuß besteht daneben ein anderes Wort Hebbels zu Recht: „Doch, poetische Schönheiten sind wie Blumenduft — er läßt sich nicht beschreiben, nur empfinden!" (Werke IX, 46.)

## Käthchen.

### § 2. Käthchen bis zum Traum in der Sylvesternacht.

Käthchens Gestalt hebt der Dichter von Anfang an aus der Reihe der Mädchen heraus, zu deren Stande sie zu gehören scheint. Sie ist ein Kind der Liebe, aber der Kaiser selbst, der „göttliche"

d. h. wohl der Vertreter Gottes auf Erden (306, 15) ist ihr Vater. So fließt das edelste Blut in ihren Adern. Zeichen deuten schon bei ihrer Empfängnis und Geburt auf eine besondere Natur und Entwicklung hin. Bei ihrer Empfängnis scheint der Jupiter, mild und kräftig, mit seinem funkelnden Licht (297, 9)[1]), und sie wird geboren am Ostertage (183, 16), dem Jahresfest der Auferstehung des Erlösers, dem Freudentage der Christenheit. Und die Zeichen erfüllen sich. Denn Milde kennzeichnet das Wesen Käthchens und eine erlösende Kraft geht von ihr aus. So offenbart sich in den Zeichen der Wille der Vorsehung.

Als Kind Theobalds wächst Käthchen auf. Ein schöneres und anmutigeres, tugendsameres und frömmeres Wesen läßt sich nicht denken. Sie ist ein Kind recht nach der Lust Gottes (183, 18). Sie ist gesund (183, 17),[2]) makellos an Leib und Seele, wie die ersten Menschen (212, 33). Wie diese lebt sie in inniger Harmonie mit der Natur (242, 20 f.); es zieht sie in die Natur (206, 22 f., 207, 14) und diese scheint mit ihr in Eins verwachsen zu sein. Als einem Wesen von frommer, lieber Art (183, 21) mit dem reinsten Herzen, das je erschaffen ward (191, 20) fehlt ihr jede Sinnlichkeit (184, 33 ff.; 257, 11; 274, 19; 282, 10; 283, 8; 308, 14); ihre Sittsamkeit tritt als überaus zarte und empfindliche Schamhaftigkeit immer und immer wieder hervor. Ihre Natur ist wie die der lieben kleinen Engelein (183, 23), ja sie ist selbst ein wahrer Engel (305, 2). Gottes Wohlgefallen ruht sichtlich auf ihr.

Ihr innerer Adel, diese zarte Sittsamkeit und fromme Tugend, dies engelhafte Wesen im Verein mit ihrer Schönheit heben das Kind — denn ein Kind ist sie noch im Drama — nicht nur aus der Schar der andern Mädchen heraus; noch mehr: man fühlt, daß Käthchen ein über das gewöhnliche hinaus ragendes Kind, ein Wesen höherer Art ist. Alles, was sich ihr nähert, fesselt sie mit Liebe und Innigkeit an sich; auf ihre nähere und entferntere Umgebung übt sie eine auffällige, wunderbare Anziehungskraft aus. Der Vater spricht mit einer gewissen Ehrfurcht von ihr. Es ist ihm, als ob

[1]) In den Dichtungen Tiecks, z. B. Genoveva, Schr. II, S. 67, 172 u. a., wird der Sternenkonstellation die größte Bedeutung für die seelische Entwicklung zugesprochen. Über die naturphilosophische Fundierung dieser Anschauung Tiecks vgl. J. Ranftl, L. Tiecks Genoveva als romantische Dichtung betrachtet. Graz 1899. S. 123 ff.

[2]) Man beachte dies. Damit werden alle pathologischen Deutungen hinfällig.

der Himmel von Schwaben sie erzeugt (183, 30). Ihr innerstes Wesen und Gefühl scheint ihm so lieblich wie Harfenklang (242, 24). Der Großvater schenkt seinem Goldkind, um sich ihr liebreich zu bezeigen, mit Ausschluß des Vaters, ein Landgut (184, 9). Die ganze Verwandtschaft, jahrzehntelang ihrer Familie entfremdet, wird durch Käthchen wieder mit engeren Banden umschlungen (183, 32). Fremde Leute, der ganze Markt, erscheinen an ihrem Namenstage und wetteifern, sie zu beschenken. Die Magd macht ihr aus dem Gefühl heraus, daß die Vorsehung etwas Außerordentliches mit ihr vorhabe, eine große Prophezeiung (279, 22).

Ja: eine veredelnde und sittigende Kraft geht von ihr aus. Wer sie nur einmal gesehen, schloß sie 8 Tage, als ob sie ihn gebessert hätte, in sein Gebet ein (184, 5) und ist bis in den Tod von ihrem Werte gerührt (184, 12). Die Zeichen am Beginn ihres Lebens bewähren sich schon in der Kindheit.

Käthchen scheint, als Tochter Theobalds, bestimmt, den herrlichsten Bürger von Schwaben zu beglücken (275, 24). Der Graf vom Strahl erkennt an, sie wäre würdig, Mutter von Königen zu sein (213, 2/3). Als Eigentümerin eines Landgutes ist sie zugleich eine der wohlhabendsten Bürgerinnen der Stadt (184, 11). Sie wird viel umworben. Fünf Söhne wackerer Bürger haben schon um sie angehalten. Aber weder ihre Schönheit, noch ihre Beliebtheit bei allen, noch der Eifer der Bewerber macht sie stolz und eitel. Sie bleibt schlicht und bescheiden. Der Himmel behütet ihre Seele (184,18). Zwar prächtig ist ihre Natur (310, 8), doch geht sie still (310, 8), züchtig und bescheiden ihren Weg weiter, sich selbst des Reichtums und der Kraft ihrer inneren Natur nicht bewußt. Käthchen ist gesund an Leib und Seele (183, 17), ein frisches Mädchen mit roten Bäckchen (276, 3), mit einem Schlaf wie ein Murmeltier (276, 10); das hebt Kleist ausdrücklich hervor. Von pathologischer Anlage oder von krankhafter Überreizung verrät sie also keine Spur. Nur eine auffallende — selbstverständlich nicht etwa krankhafte — Eigenschaft hat sie: sie träumt wie ein Jagdhund (276, 11) und spricht im Schlaf. Daß diese eigentümliche Anlage bei Käthchen etwas Besonderes bedeutet, daß sie mit der Eigenart ihres Wesens eng zusammenhängt, zeigt ein merkwürdiges Erlebnis.

In der Sylvesternacht vor dem Osterfest, an dem Käthchen 14 Jahre wird (280, 20; 231, 14), gießt die Magd Mariane mit ihr Blei. Aus der zufällig gegossenen Figur prophezeit sie ihr, ein

schöner großer Ritter werde sie heuern (279, 22) und zwar zu Ostern, wenn sie 16 Jahre alt werde (279, 4). Käthchen greift den Gedanken, einen Ritter zu heiraten, auf; das Wort der Magd zündet in ihrer Seele, offenbar im Einklang mit ihrem inneren Wesen. Es regt sich in ihr dunkel das edle Blut und zieht sie naiv und unbewußt zu dem prophezeiten vornehmen Ritter hin: ihr künftiges Geschick kündigt sich darin bedeutsam an. Käthchen wendet sich um Aufklärung an Gott und bittet ihn, er möchte ihr den Ritter, wenn die Prophezeiung wahr wäre, im Traum zeigen (280, 11). Um Mitternacht, als sie fest schläft, erscheint er ihr leibhaftig in voller Wehr, ein strahlender Ritter (280, 12). Ein Cherub geleitet ihn (281, 24). Mit großen schwarzen Augen und von Erstaunen beklemmt, sieht das noch immer fest schlafende Käthchen die vor ihr stehende Erscheinung an. Die Erscheinung wirkt auf das Mädchen und leiht ihr körperliche Bewegung: Käthchen steigt langsam — immer im festen Schlaf — an allen Gliedern zitternd, aus dem Bett, dabei vom Purpur der Freude über und über schimmernd (233, 21; denn der Ritter hat sie als Braut begrüßt) und sinkt dem glänzenden Herrn zu Füßen, senkt das Haupt vor ihm und lispelt von dem Glanz nnd dem Göttlichen der Erscheinung überwältigt: mein hochverehrter Herr! Der Cherub zeigt dem Ritter das Mal im Nacken (283, 4). Als dieser von unendlichem Entzücken durchbebt sich zu ihr neigt und sie eben beim Kinn faßt, um ihr erst genau ins Antlitz zu schauen (233, 26), — denn er kann ihr Gesicht nicht sehen, weil sie das Haupt gesenkt hält — kommt die Magd mit Licht in das Zimmer, und alles ist vorbei (283, 15). Käthchen liegt im Hemdchen außerhalb des Bettes und wird von der Magd verspottet, daß sie so lebhaft träume (283, 19). Sie faßt auch alles als nichts bedeutenden Traum auf (282, 24) und denkt bald nicht weiter ernstlich daran.

Eben weil Käthchen dem Erlebnis der Sylvesternacht demütig und bescheiden keine tiefere Bedeutung beilegt, — sie denkt nicht entfernt daran, daß sie für einen Gatten vornehmen Standes bestimmt sei, sie weiß sich durchaus als Bürgerstochter — verlobt sie sich auf den Wunsch des Vaters, ohne Widerrede, als gehorsame Haustochter mit Gottfried Friedeborn, einem jungen Landmann, dessen Äcker an die ihrigen grenzen (184, 19). Eine Vernunftheirat altbürgerlichen Stils ohne irgendeine persönliche Teilnahme von des Mädchens Seite. Ostern, wenn Käthchen 16 Jahre alt wird, soll die Hochzeit sein (184, 23).

Der „Traum" der Sylvesternacht erweist sich später doch als Wirklichkeit. Damit ist die Bedeutung jener Traumszene klar. Der Dichter stellt in jenem wunderbaren Erlebnis das Erwachen der inneren Natur Käthchens, ihres wahren Seelenlebens dar. Es geschieht das, man beachte diesen wesentlichen Zug, im festen gesunden Schlaf, in einem Zustand, wo die Tätigkeit der Sinne, des Verstandes und des zielbewußten Willens vollkommen ausgeschaltet ist; es geschieht das zugleich unter deutlicher Einwirkung der Gottheit, welche sich und ihre Absichten dem innersten Seelenvermögen des Mädchens offenbart.

## § 3. Käthchen und Graf Wetter vom Strahl von ihrer Begegnung bis zur Rückkehr zum Vater.

Käthchen wird sich über den Sinn des Sylvestererlebnisses zunächst nicht klar. Sie lebt in kindlicher ‚Dumpfheit', nicht über ihr Wesen reflektierend, weiter: ihr Inneres tritt wieder ins Dunkel zurück. Da wird ihr Innenleben nun auch für sie selbst einen Augenblick blitzartig erhellt durch ein Ereignis, das den Wendepunkt ihres Lebens bedeutet.

Am Sonnabend vor Pfingsten (185, 14) tritt der im Traum geschaute Ritter — es ist Graf Wetter vom Strahl — so wie sie ihn in der Sylvesternacht gesehen, leibhaftig vor sie hin. Die Wirkung muß eine erschütternde sein. Der ‚Traum' war in den Hintergrund ihres Seelenlebens zurückgetreten. Jetzt tritt er lebendig vor sie hin und erweist sich als Wirklichkeit. Sylvestererlebnis und Pfingstereignis verschmelzen ihr in Eins: sie weiß nicht, wie ihr geschieht. Die religiöse, ehrfurchtsvolle, demütig anbetende Stimmung des Traumes verbindet sich mit der Bestürzung und Angst vor der gegenwärtigen Erscheinung. Als ob ein Blitz sie niedergeschmettert hätte [vgl. Homburg v. 321/22] (186, 16), schlingt sie, wie ein Taschenmesser zusammenfallend, ihren Arm um Theobald. Geschirr, Becher und Imbiß, die sie dem Grafen entgegenträgt, läßt sie fallen und leichenbleich, mit Händen wie zur Anbetung verschränkt (186, 14), stürzt sie vor Wetter nieder, als ob ihr Gott selbst aus den Wolken erschienen wäre (186, 11). Doch bald erholt sie sich, schüchtern auf das Antlitz des Grafen blickend (186, 24/25). Sie erkennt: der Traum der Sylvesternacht ist Wirklichkeit geworden.

Der Graf schaut Käthchen gedankenvoll an: vielleicht regt sich auch in seiner Seele dunkel eine Erinnerung. Er küßt ihr die Stirn und segnend entfernt er sich (186, 29 ff.) — ein Zeichen des Dichters, daß höllische Mächte bei dem merkwürdigen Erlebnis nicht mitwirken.

Vom hohen Fenster des Hauses aus sieht Käthchen ihn aufs Pferd steigen und wegreiten. Da fühlt sie einen mächtigen, unwiderstehlichen Zug zu ihm hin in sich erwachen und so wirft sie sich, ohne Besinnung diesem Zuge folgend (187, 3), 30 Fuß hoch herab auf das Pflaster der Straße (186, 34) und zwar wieder mit aufgehobenen Händen, wie anbetend. Schwer verletzt bleibt sie liegen.

So fängt in Käthchen mit dem Pfingstabend ein Zug an zu wirken, der nie wieder aufhört und Käthchens Leben fortan bestimmt. Der Zug wirkt als völlig elementare, geheimnisvolle Kraft, die das Mädchen wider alle Vernunft und Sitte, wider alle Hemmung der Außenwelt willenlos nach sich zieht, ohne daß Käthchen im geringsten weiß, was sie so beeinflußt und warum sie dem Zuge folgt. Und dieser Zug bindet sie an ein Menschenbild, das ihr im Glanze göttlicher Herrlichkeit erscheint und vor dem sie sich in religiöser Demut und Ehrfurcht beugt. Es ist die Kraft einer Sympathie des Herzens, aber einer mehr als bloß menschlichen: dieser sympathetische Zug ist gottgewollt, gottgegeben, er ist Bestimmung (275, 29).

Wochenlang liegt Käthchen fieberkrank auf dem Todbett, ganz in sich verschlossen. Es arbeitet in ihr, aber niemand vermag ihr das Geheimnis, das in ihr waltet, zu entlocken (187, 13). Selbst nicht der Fieberwahn, der Dietrich aller Herzen, eröffnet das ihrige (187, 12). Kaum hat sie sich ein wenig erholt, da wandert sie fort, ohne Zögern und Schwanken, ihrem inneren Zuge folgend „zum Grafen Wetter vom Strahl" (187, 18). Beim Abschied küßt sie dem schlummernden Vater zärtlich die Augen (187, 27), aber doch verläßt sie ihn; ebenso Heimat, Eigentum und Bräutigam, „alles, woran Pflicht, Gewohnheit und Natur sie knüpften." Nichts kann sie zurückhalten: dem Zuge ihres Innern muß alles weichen, selbst, wie Theobald meint, der Zug der Natur, die Liebe des Kindes zum Vater. Kleist hat diesen kleinen Zug mit Bedacht eingefügt. Theobald ist ja nicht Käthchens Vater. Der geheimnisvolle Zug in Käthchens Seele zerreißt also das wahre Band der Natur nicht!

An einer Felswand trifft Käthchen den Grafen, der nicht mehr an sie gedacht hat (189, 3). Sie legt sich ihm wie ein Hündchen

zufrieden zu Füßen. Von nun an folgt sie dem Grafen blindlings (187, 30), gleich einem Hunde, der von seines Herrn Schweiß gekostet (188, 7), gleich einem Schatten (188, 16); für sie ist seine Nähe Lebensbedürfnis und die Kraft dieses inneren Zuges stärkt und erhält sie wunderbar. Sie folgt dem Grafen in schlichter Kleidung, auf nackten, dem Druck jedes Kiesels ausgesetzten Füßen von Ort zu Ort, durch Nacht und Graus und Nebel (196, 21). Während sie früher gewohnt war, auf weichen Kissen zu ruhen, und selbst das geringste Knötlein in des Bettuchs Faden spürte, liegt sie jetzt einer Magd gleich auf Stroh in seinen Ställen (188, 8). Alle körperlichen Anstrengungen und Unbilden erträgt sie leicht in der Nähe ihres „edlen“ Herrn (194, 13).

Und dieser geheimnisvolle, dem Göttlichen entstammende Zug verstärkt ihre frühere Bescheidenheit und Freundlichkeit zu merkwürdiger, demütiger Dienstbeflissenheit, zu „hündischer Dienstfertigkeit“ (265, 24). Zurückhaltend und jede Aufdringlichkeit vermeidend (189, 30), folgt Käthchen dem Grafen doch stets auf allen seinen Streifzügen, als ob sie zu seinem Troß gehörte. Sie fühlt sich ganz dem Grafen zu eigen; sie wäscht, flickt und sorgt für ihn in jeder Weise (190, 8). Sie besorgt und reinigt seine Waffen wie ein treuer Schildknappe (190, 32).

Der Graf versteht nicht, was das Mädchen an ihn fesselt (197, 15). Er hält sich auch fern von ihr, besucht sie nie, rührt sie nie an (201, 16); nicht als ob er sie verachtete, nur weil sie ihm im geheimen Achtung einflößt, ohne daß er einsieht, warum. Es ist die wunderbare anziehende Kraft des Mädchens,[1]) die jetzt auch auf den Grafen hinüberwirkt, ohne daß er es ahnt.

Der Graf duldet Käthchen anfangs in seinem Troß; schließlich versucht er sie zu entfernen.

Er sucht zunächst in ihr die Liebe zum Vater zu wecken (201, 6) und will sie von Straßburg zu Theobald zurückbringen. Käthchen schämt sich, daß es solcher Mahnung bedarf (200, 32). Aber Eindruck machen die Worte des Grafen nicht: der Zug des Herzens hält sie beim Grafen fest. Die scheinbare Kälte Käthchens gegen den Vater ist wieder ein Meisterzug Kleists. Theobald ist nicht Käthchens Vater. Kleist will ausdrücken, daß zwischen ihr und Theobald keine natürliche Verbindung des Gefühls besteht.

---

[1]) Vgl. oben S. 19/20.

Nur daß der Graf selbst sie von sich zu entfernen sucht, verursacht ihr Schmerz und Tränen (200, 27). Erstaunt fragt der Graf sie nun bestimmt, was für ein Geschäft sie in Straßburg betreibe. Röte flammt über ihr Gesicht, da sie der Verheißung des Traumes gedenkt. Aber eine deutliche Formulierung ihrer innersten Gedanken bringt sie nicht über ihre Lippen. „Was fragt ihr doch? Ihr wißt's ja!“ sind ihre einzigen Worte (190, 12). Der Graf meint, daß Liebe zu ihm im Spiel sei. Das ist ihm nicht genehm (190, 15). Er schickt deshalb einen Boten nach Heilbronn zum Theobald, er solle die Tochter abholen (190, 15). Aber als der Vater sie abholen will, ereignet sich das Unerhörte: Käthchen stürzt dem Grafen leichenbleich zu Füßen, alle Heiligen anrufend, daß er sie vor Theobald schütze (191, 2; 206, 3). Sie empfindet also die liebevolle Absicht des Vaters als feindliche Störung, als Eingreifen des Satans! Der starke Zug zum Grafen steigert sich jetzt zur Höllenangst vor der Möglichkeit, von ihm getrennt zu werden. Theobald versteht ihr Betragen nicht — Käthchen selbst ja auch nicht (198, 4—11). Theobald hält es für teuflische Verlenkung des natürlichsten ersten Gefühls der Blutsverwandtschaft (191, 19). Zornig eilt er von dannen. Aber er tut Unrecht; auch hier hat Käthchen, ihr selbst unbewußt, Recht. Die Stimme der Natur kann ja nicht in Käthchens Seele für Theobald sprechen. Der Sinn dieses Zuges ist klar: Kleist zeigt, daß Käthchens inneres Wesen, das tiefste Gefühl ihrer Seele, trotz alles äußeren Gegenscheines unbeirrbar sicher leitet.

Der Graf wird zornig. Er stößt Käthchen im Stall mit Füßen von sich (205, 28), weil sie dem Vater nicht folgt.

Später auf dem Schloß ergreift er die Peitsche, um sie wegzutreiben. Sie geht aber nicht nach Haus, sondern nur hinaus vor das Tor in die Natur und lagert sich unter dem Hollunderbusch (206, 18); sie kann von dem Grafen nicht loskommen.

Dorthin schickt Graf Wetter den Gottschalk und läßt ihr sagen: „Vernünftig aber möcht' [sie] sein und gehn“ (207, 9). Sie aber bittet nur um die Erlaubnis, die jedem Zeisig gewährt ist, in dem süß duftenden Hollunderbusche weilen zu dürfen (207, 14/16). Unbewußt zieht es sie in die Natur hinaus. Dort bleibt sie still und zufrieden, in ihr fühlt sie sich wohl.

Theobald lädt nun den Grafen vor das heimliche Gericht. Hier tritt Käthchens sonderbares Wesen, besonders der Zug zum

zum Grafen, mächtig hervor. In der Versammlung beugt Käthchen vor dem Grafen ein Knie (192, 21); für sie existiert eben nur der Graf, er ist ihr Herr und Richter (192, 20—193, 15). Den Richtern fällt ihr Wesen als wunderbar auf. In der Tat, das Mädchen ist, seit sie dem Grafen folgt, ganz verändert. Die Außenwelt berührt sie nicht. Sie lebt nur in sich. Ganz in sich versunken steht Käthchen da (193, 25), wie träumend (194, 4 f.). Graf Strahl muß sie erst wecken (194, 4), sie auf den Boden des wirklichen Lebens stellen, ihr klar machen, wessen man ihn beschuldigt (194, 6—30). Die Anklage fühlt sie als einen Angriff auf ihr Innerstes (194, 11): nun zeugt sie begeistert für Strahls Unschuld und Reinheit (194, 31—195, 5). Alle Roheit, alle Härte des Grafen ist vergessen, oder besser: all das ist an ihrer Seele vollkommen abgeglitten (308, 26/27). Sie liebt ihn mit reiner kindlicher Seele (209, 10), sie betet ihn an (309, 10), sie liegt vor ihm wie vor Gott (197, 6/10). Um das Gericht kümmert sie sich auch weiterhin kaum, bloß den Vater begrüßt sie liebevoll (195, 12). Nur der Graf ist für sie da. Diesem allein gesteht sie auch das Recht zu, zu fragen nach dem, was in ihrer innersten Seele vorgeht (196, 31 ff.). Ihm allein will sie ihr ganzes Herz offenbaren (197, 23). Aber als er fragt (197, 30 ff.), kann sie keine Rechenschaft geben (198, 4—11). — Der Dichter will sagen: Gedanken und Bewußtsein (198, 6. 10) haben nicht die Fähigkeit in ihres Busens stilles Reich (196, 31) hineinzuleuchten. Hier herrscht ein eigenes Leben, das nicht sinnlich oder begrifflich erkannt werden kann. Nur einmal blitzt es wie ein Lichtstrahl aus diesem geheimen Reich der Seele hervor (195, 26—29), eine Prophezeiung dessen, was nachher wirklich eintritt.

Niemand versteht Käthchens Gebaren. Die Richter halten ihr sonderbares Wesen für ein Erzeugnis der raschen Einbildung des törichten Mädchens (182, 24; 191, 12). Sie sprechen von dem gemeinen Zauber der Natur (207, 23), d. h. sie halten Käthchen einfach für verliebt (182, 25/26; 191, 12). Der Graf selbst, die innere Verwandtschaft ihrer Seelen nicht ahnend, versteht es auch nicht (197, 13 f.). Theobald glaubt noch immer — wir sahen, sehr mit Unrecht — an höllische Zauberei (182, 16—18; 210, 6—11).

Zeigte die Verhandlung positiv die Gewalt, die Graf Wetter über Käthchen hat, den auch Käthchen unerklärlichen, unüberwindlichen Zug ihres Innern zum Grafen, die enge Beziehung ihrer Seele zu dem Geliebten, dem verehrten, angebeteten Herrn, so tritt

das mit überzeugender Kraft am Schluß der Szene so zu sagen auch negativ heraus. Auf Wunsch des Gerichts bittet Wetter vom Strahl Käthchen, daß sie ihn verlasse und zurück nach Heilbronn gehe (209, 5—20) Käthchen erfüllt sofort die Bitte ihres Herrn, aber dann bricht sie zusammen. Die Trennung von ihrem Herrn droht sie physisch zu vernichten. Kleist will mit dem Schluß sagen: für Käthchen gibt es nur ein Schlimmes: die Trennung vom Grafen. Seine Nähe ist ihr Lebenselement. Man übersehe auch den feinen Zug nicht (209, 26): der Graf schämt sich jetzt seiner rohen Stärke. Käthchens Wesen hat ihn bereits mehr eingenommen, als er sich eingestehen will. Das zeigt sich ganz klar (211, 5 ff.). Käthchens Persönlichkeit hat dem Grafen Verehrung und leidenschaftliche Liebe eingeflößt (212, 20. 33—213, 9). Der Zug der Sympathie ist jetzt wechselseitig.

## § 4. Von der Rückkehr zum Grafen bis zur Vermählung.

Was im Anfang nur dunkel in Käthchens Wesen gelegen hat (§ 1), hat sich durch die Pfingstbegegnung deutlich offenbart. In bestimmter Richtung auf den Grafen tritt dann der mächtige Zug, die religiöse Stimmung, die wunderbare Dienstbeflissenheit, die herzbezwingende Kraft des Mädchens deutlich heraus. Ihr Wesen vertieft sich in der Zeit ihres Dienstes.

Die Zeit, die § 4 darstellt, fügt dem wunderbaren Bilde noch den Beweis der vollkommenen Naivität, Reinheit und Selbstverleugnung hinzu. Der Dichter läßt Käthchen hier die schwersten seelischen Proben bestehen, um die Eigenart ihres Gefühls, um seine Idealität klar erkennbar zu machen.

Theobald nimmt Käthchen mit nach Heilbronn. Aber es ist nicht zu ihrem Heile. Während sie, dem sympathetischen Zuge zum Grafen folgend, alle Strapazen wunderbar leicht und fröhlich erduldet hat, wird sie jetzt, wo sie ihm widerstehen muß, matt und krank (243, 23). Sie vergeht vor Gram (245, 20). Das Leben beim Vater Theobald ist für sie kein Leben, die Hemmung ihres Zuges zum Grafen reibt sie innerlich auf; die gehemmte Kraft wirkt zerstörend. Auch die Welt, der liebliche Schauplatz des Lebens, reizt sie nicht mehr (244, 15). Sie will in ein Kloster gehen und in Abgezogenheit und Frömmigkeit, Gottes Antlitz anschauend, ihr Leben verbringen. Theobald willfahrt ihr schweren Herzens. Er versteht nicht, was in des Mädchens Brust vorgeht (242, 23), er hält ihre

Absicht für das schlimmste Unglück (244, 3). Aber er bringt sie zum Prior Hatto, seinem alten Freund, um den Eintritt Käthchens ins Kloster vorzubereiten. Gottfried begleitet ihn. Trotz ihres Schmerzes ist beiden feierlich zumute. Käthchen macht jetzt den Eindruck eines von Gott begnadeten Wesens, einer Heiligen. Es ist Gottfried, als ob am Kreuzweg zwei Engel kommen und sie auf dem Wege zu Gott weiterführen müßten (242, 13) und ein gleich weihevoller Augenblick ist es für Theobald (242, 24—243, 1).

Diese beiden Stellen zeigen, daß es falsch wäre, anzunehmen, daß Käthchen aus Verzweiflung der Liebe die Welt verließe. In dem Zug ihres Gefühls zum Grafen liegt von Anfang an ein stark religiöses Moment. Dies tritt jetzt, wo die Person des Grafen für Käthchen ausgeschaltet ist, stärker hervor und lenkt ihren Sinn höher zum Übersinnlichen, zu Gott. Indes wirkt der alte Zug in ihrer Seele nach wie vor, nur darf sie ihm nicht mehr nachgeben; denn der Graf hat es verboten. Ein Beweis, daß ihr Gehorsam echt, nicht selbstisch ist. Das zeigt nun noch deutlicher das Folgende.

Theobald merkt, daß der Zug zum Grafen der Grund ihres Leides ist. Er lenkt nun ein, macht ihr den Vorschlag, sie zur Strahlburg zurückzubringen (244, 20 f.). Sie lehnt ab. „Der Graf, mein Herr, hat es mir verboten" (244, 31). Theobald will den Grafen durch Bitten umstimmen. Käthchen bleibt bei ihrer Weigerung (245, 8—11). Aber man fühlt aus ihrem beklemmten Tone, daß der Vorschlag das berührt, wonach ihre Seele strebt. Den Zug zum Grafen hat Käthchen auf dessen Wunsch gewaltsam unterdrückt. Deshalb kann jetzt auch — das ist offenbar der dichterische Gedanke der Stelle 245, 21—27 — das sittliche Gefühl der Liebe, Dankbarkeit und Pflicht gegen den gütigen, demütig-liebevollen Theobald (245, 13/14) in Käthchens Herz wenigstens auf einen Augenblick so zur Herrschaft gelangen, daß es den inneren Zug zum Grafen und den Wunsch nach dem Kloster überwindet (245, 21—27, 32—33). Die Stelle steht in deutlichem Gegensatz zu 187, 25—28.

Theobald willigt ein. Einstweilen aber nehmen sie im Kloster Unterkunft (246, 10). So scheint der Weg zum Kloster unnötig und ohne Bedeutung. Aber er ist es nicht; er steht im Zusammenhange des göttlichen Planes. Gerade hier offenbart sich „Gottes Fügung". Der Prior des Klosters bekommt einen Brief, der einen Anschlag auf den Grafen, der auf Schloß Thurneck weilt, enthält

und den er nicht versteht. Käthchen faßt den Inhalt sofort und reißt ihn dem Prior aus der Hand (254, 22) und eilt nach Thurneck. Jetzt hat ihr die Vorsehung Grund gegeben, wieder ihrem Zug zum Grafen zu folgen, das Gebot des Grafen nicht zu beachten. Sie ist nun wie umgewandelt. Von Trauer und Niedergedrücktheit ist nichts mehr zu spüren. Mattigkeit und Schwäche sind verschwunden. Vater und Gottfried sind wieder vergessen. Ihr wahres Wesen tritt neu hervor.

Sie hält es für das Natürlichste in der Welt, daß sie zum Grafen eilt: als man in Thurneck erstaunt auf ihr Klopfen fragt, wer dort sei, sagt sie ganz naiv „Das Käthchen ist's. Wer sonst!" (251, 12). Dem Grafen ist Käthchens Anblick schmerzhaft und peinigend. Er will nichts von ihr wissen; er will die Dirne, die landstreichend unverschämte, hinauswerfen, und im höchsten Überwallen seines Zornes nimmt er die Peitsche von der Wand (253, 4). Käthchen zittert, aber alles geht an ihrem Innern eindruckslos vorüber. Sie fühlt sich nicht beleidigt, ja sie will sogar die Peitsche erdulden, wenn nur der Brief abgegeben wird (254, 1). Das Gefühl bleibt ihr trotz des äußeren Gegenscheines unbeirrt und das Gefühl besteht hier eine schwere Probe. Ihr einziges Streben bleibt darauf gerichtet, ihrem Herrn in höchster Demut und Dienstbeflissenheit zu helfen. Käthchen ist hier auf dem Gipfel ihres demütigen Verhaltens gegen den Grafen (252, 28; 254, 1). Und gerade hier zeigt der Dichter recht deutlich die Reinheit und kindliche Naivität, das völlig Instinktmäßige und Reflexionslose ihres inneren Gefühls. Aus dem Briefe des Grafen vom Stein erfährt Käthchen, daß Wetter vom Strahl sich mit Kunigunde von Thurneck verlobt hat (255, 22). Wäre Käthchens Gefühl Verliebtheit, so wie es die Herren der Vehme annahmen (207, 22), dann müßte ihrem Herzen dieser Schlag den Tod geben oder ihre Eifersucht vielleicht schlimme Gedanken in ihrer Seele anreizen. Aber davon keine Spur. Die Nachricht berührt sie innerlich gar nicht, ihr inneres Verhalten zum Grafen bleibt genau so, wie es immer war.

Sie verhindert darum den Anschlag auf Kunigunde (255, 22/23), der an sich für sie vorteilhaft wäre, sie redet, wie selbstverständlich von dem schönen Fräulein Braut (254, 11/12). Ihr Gefühl ist — das verrät die Szene (278, 14 f.) — des ihr vom Himmel bestimmten Grafen völlig sicher und gibt ihr dadurch völlige Ruhe. Aber, wohlverstanden, diese innere Sicherheit liegt bloß in jenem Kern der

Seele, in dem tiefsten Gefühl, und verbreitet von daher Glück und Ruhe über ihr ganzes Wesen. Klar bewußt ist sich Käthchen des Inhalts dieses Gefühles nicht, noch weniger zieht ihr Geist aus dem Erlebnis des Pfingstsonnabends Folgerungen oder zeigt sich in deutlich vorgestellten Wünschen, Hoffnungen oder gar Plänen.

In der Sorge um Leben und Glück ihres hochverehrten Herrn, in ihrer Selbstverleugnung und Demut glänzt das innere Wesen wieder strahlend hervor.

Der Kraft ihrer „schönen Seele" (212, 13 f.) kann sich auch der Graf nicht entziehen. Auch er hat seit Käthchens Rückkehr zum Vater den Zug, der ihn zu ihr hinzieht, in sich unterdrückt (212, 27 bis 213, 6); er will sich mit Kunigunde vermählen. Als das Käthchen aber wieder da ist, bricht das alte Gefühl wieder hervor — wider seinen Willen. Daher der Ärger des Grafen (251, 15. 19. 27). Es ist Verdruß über die eigene Schwäche, nicht über Käthchens Ankunft. Und gerade aus der Steigerung seines Unwillens (252, 2. 12 f. 22 f. 30 f.), der bis zur Rohheit geht (253, 3—6), erkennt man das neue Aufquellen der bisher unterdrückten Zuneigung zu Käthchen; die alte Wirkung Käthchens auf den Grafen ist wieder da und nimmt immer mehr zu. Sie äußert sich darin, daß sie den widerstrebenden Grafen mehr und mehr von Kunigunde wegzuziehen beginnt (253, 16 f.; 257, 30; noch mehr 258, 6 f.). Aus des Grafen Benehmen (258, 19 f.) erkennt man den Aufruhr in seiner Empfindung: bis zu Tränen wird er weich (258, 21), er streichelt Käthchen die Wangen und erlaubt ihr jetzt in der Nähe zu bleiben.

Käthchen ist wieder glücklich. In alter Weise tut sie Schildknappendienste (260, 14 ff.). Ihre Dienstbeflissenheit, „die hündische Dienstfertigkeit" (265, 24) geht nun bis zur völligen Selbstverleugnung und Selbstaufopferung: sie holt mit eigener Lebensgefahr der Kunigunde, also gerade derjenigen, die den Grafen für sich gewinnen will, das Futteral aus dem Feuer, weil sie die Braut Friedrichs ist und weil es sich um das Bild des Grafen handelt. Ohne vernünftige Erwägung, nur von innerem Drange getrieben, bietet sie sich an und geht in das brennende Haus. Obwohl der Rauch sie fast erstickt, erneuert sie den Versuch (264, 10 f., 265, 10).

Da stürzt das Haus zusammen. Aber Käthchen geschieht nichts: die Gottheit, die das Kind schon in dem Rauch beschützt hat, greift mit einem Wunder ein. Ein Cherub, in der Gestalt

eines Jünglings, von Licht umflossen, geleitet Käthchen unversehrt aus den Flammen (267, 22). Der Cherub bleibt selbstverständlich allen unsichtbar, denn „alles, was auf der Bühne ist," „wendet sich ab" (267, 19).

Die Gottheit, welche die Seelen Käthchens und des Grafen für einander bestimmte, sie in der Sylvesternacht zueinander führte und Käthchen zum Kloster leitete, tritt mit ihrem Walten hier offen hervor. Auch hier merkt Käthchen während der Gefahr gar nicht, was mit ihr geschieht; erst als sie gerettet aus dem Portal tritt, blitzt, aber auch nur für einen Augenblick, in ihr das Gefühl auf, daß etwas Besonderes mit ihr vorgegangen ist (267, 26—27). Also auch hier wieder ein Hinweis des Dichters auf das gänzlich Unbewußte, Reflexionslose von Käthchens Handeln und Leben.

Auch in dieser Szene beachte man, wie sich Käthchens Einwirkung auf Graf Friedrich immer mehr verstärkt. Noch anfangs gelegentlich anscheinende trotzige Gleichgültigkeit (262, 30 f.; 265, 7. 13. 19—23). Aber dann wirkt unwiderstehlich die innere Neigung: mit Gefahr seines eigenen Lebens will er Käthchen retten (265, 29), von Kunigunde entfernt er sich innerlich mehr und mehr. — Nach der Erscheinung des Cherubs stürzt Käthchen nieder (267, 26) und wird dann gefunden. Aber sie weiß nicht, was ihr geschehen ist. Auch die Erinnerung an den Cherub scheint jetzt verschwunden. Sie bleibt nach wie vor bei ihrer liebenden, selbstlosen Unterwürfigkeit. Sie fürchtet sogar, ihren Auftrag nicht ordentlich ausgeführt und darum Schläge verdient zu haben (271, 11).

Gott hat mit einem Wunder eingegriffen, als Käthchen das Bild aus dem Feuer holte, und als er das Mädchen durch seinen Cherub behüten und aus dem brennenden Hause führen ließ. Er offenbart seine Güte noch einmal wunderbar: Käthchen findet auch das Futteral, um das sie gescholten ward, im Schutt „durch Gottes Fügung" (274, 2—3) und läßt es dem Grafen übergeben (275, 13 f.). Dann entfernt sie sich seinem früheren Gebote gemäß aus dem Schlosse. Aber der innere Zug hält sie, ohne daß sie sich darüber klar wird, fest: sie bleibt an der Mauer, unter dem Hollunderbusch ein Stündchen zu ruhen. Dort schläft sie ein (275, 7 f.).

Käthchens demütige Gestalt wächst durch all dieses Tun in den Augen des Grafen zu wunderbarer Höhe heran. Er erkennt, daß Gott mit seinen Scharen über ihr schwebt (269, 4), sie ist die

Erste vor Gott (306, 21). Sie steht wie eine Heilige vor seiner Seele. Er kann sich jetzt der von ihrem Wesen ausgehenden Kraft nicht mehr entziehen (275, 23. 29). Jetzt will er darum wissen, was denn das Käthchen an ihn fesselt. Er belauscht sie im Schlaf (276, 12). Hier enthüllt der Dichter am meisten das Wesen seiner Heldin; hier läßt er uns unmittelbar einen Blick in ihr wunderbares Innere tun. Denn in einer Szene führt er uns zwei äußerst charakteristische Betätigungen ihres wahren und tiefsten inneren Lebens vor. Er läßt Käthchen genau über das Erlebnis der Sylvesternacht berichten und zwar in einem Zustand, der jenem früheren wesentlich gleich ist.

Käthchen schläft ganz fest (276, 23). Aber ihr inneres Auge schaut den Grafen und durchschaut sein Herz. Was sie bei wachen Sinnen und bei klarem Bewußtsein nie formulieren und aussprechen könnte, im Zustand des festen Schlafes, wo der Kern ihrer Seele, das Gefühl, weder durch die Eindrücke der Sinnenwelt noch durch Verstandesreflexion oder Willen verwirrt und verdunkelt wird, erkennt sie klar mit sieghafter Sicherheit das Innere des Grafen. „Verliebt ja, wie ein Käfer, bist du mir" (278, 14). Sie weiß in diesem Zustande auch voraus, was geschehen wird (279, 4). In diesem Zustand, wo also der Kern ihrer Seele zu seinem Bewußtsein kommt, wird ihr auch der Traum der Sylvesternacht in allen Einzelheiten wieder völlig lebendig (280, 12—283, 13) und sie kann ihn schildern. Denn in diesem Zustand hellen innersten Lebens fühlt sie sich dem Grafen gegenüber gleich, hier kann sie frei heraus reden, ohne Beschämung, ohne die absolute Demut und Dienstbeflissenheit zu zeigen (vgl. 200, 29; 190, 14). In diesem Zustand ist sie auch innerlich völlig sicher und glücklich (278, 4).

Nach dem Erwachen (283, 23) tritt diese ganze innere Welt wieder ins Dunkel der Seele zurück. Sinneseindrücke usw. überschatten sie. Nur als Gefühl wirkt die Kraft dieser Welt weiter, durch die Hülle der innersten Seele hindurch auf das Gemütsleben der Wachenden und bestimmt als dunkler Trieb oder Zug ihr Handeln. Ihre alte Demut und Dienstbeflissenheit ist wieder da (284, 8—10).

Als der Graf, bei dem die Empfindung jetzt voll durchgebrochen ist, Käthchen auf das Schloß nimmt (284, 28), nimmt sie das wie etwas Selbstverständliches, aber mit höfischem Anstand an (285, 6 f.).

Auf dem Schloß ist sie es, die rein Fühlende, allein, die in der Grotte Kunigundens Häßlichkeit erschaut. Aber obwohl sie dadurch ihre gefährliche Nebenbuhlerin Kunigunde sofort von dem Grafen trennen könnte, wendet sie ihre Kenntnis nicht an (289, 1—17). Sie zeigt sich hier ebenso selbstlos und zurückhaltend, ebensowenig absichtsvoll berechnend wie III, 6.

Demut und diese vollkommene Selbstlosigkeit bewährt sie auch, nachdem sie der Kaiser als Tochter angenommen (305, 23 – 30), nachdem der Graf ihre Hand vom Kaiser erhalten (306, 25—307, 16), nachdem er ihr seine Liebe erklärt hat (307, 30—309, 12). Aus alledem entnimmt sie nur mit demütigem Danke, daß sie in seiner Nähe bleiben darf (309, 10—13), daß er sich von Kunigunde trennen werde. Es wäre falsch, zu sagen, jetzt stehe sie am Ziel ihrer Wünsche, jetzt hoffe sie darauf, seine Gemahlin zu werden. Wünsche, ein Ziel hat Käthchen nie gehabt und der klare Gedanke, des Grafen Gattin zu werden, ist ihrer demütigen Seele auch jetzt noch fern (311, 31 bis 312, 5). Das zeigt sich am Schluß wieder. Denn sie gehorcht, wenn auch mit Schmerzen, sofort dem Wunsche des Grafen, der von ihr verlangt, sie solle bei seiner Hochzeit — Käthchen denkt natürlich mit Kunigunde — besonders festlich auftreten (309, 29 ff.). Auch dieses tut sie aus der gleichen Sinnesart heraus, die sie immer erfüllt hat.

Das also will der viel getadelte Schluß darstellen: auch die völlige Lösung der Verwicklung, auch der Umstand, daß sie als Kaisertochter anerkannt wird, die Werbung und offene Liebeserklärung des Grafen — alles das ändert Käthchens innere Seelenverfassung nicht im geringsten; wie sie immer war, so bleibt sie bis zuletzt. In naivem kindlichen, festen Glauben an die göttliche Verheißung der Sylvestererscheinung folgte sie ohne Reflexion und Berechnung dem Zuge ihrer Seele, der sie an den Grafen band. Was widersprach und widerstrebte, war für sie einfach nicht vorhanden; ihr Gefühl blieb sicher und unbeirrt. Sie erstrebte nichts, darum erleidet sie auch keine Enttäuschung. Und selbst am Schlusse, wo ihr Glück zusammenzustürzen scheint, ändert sich ihre innere Seelenverfassung nicht. So wenig, daß sie die entscheidende Frage des Grafen (312, 1—3) unerwartet und erschütternd trifft. Sie sinkt in Ohnmacht.

# Der Graf vom Strahl.

## § 5. Psychische Anlage.

Das innerste Wesen des Grafen Wetter vom Strahl, der von Kraft und Kampfeslust strotzt, ist dennoch gefühlsmäßig. Die harte, rauhe Schale birgt einen weichen Kern, ein tiefes Gefühl. Ein inniges Bedürfnis nach Liebe liegt in seinem Herzen, aber es wird von der Wirklichkeit nie befriedigt. Diese gefühlsmäßige Seite im Wesen des Grafen tritt anfangs nicht hervor: erst allmählich im Unbewußten erstarkt das Gefühl. Der Dichter schildert das erste Deutlichwerden dieses wachsenden Gefühls mit großer Sorgfalt (II, 9).

Einst erfaßt nämlich den Grafen eine seltsame Schwermut. Kein Mensch kann die Ursache ergründen (231, 14). Die Schwermut läuft — es ist Ende des Jahres — in eine Krankheit aus (283, 28): der Zustand dauernder Unbefriedigtheit untergräbt — ein Zeichen für die Stärke des Gefühls — die Gesundheit des Ritters. Matt liegt der Graf da, im Fieber erglüht seine Wange, er fantasiert. Und nun erschließt der Wahnsinn des Fiebers das Geheimnis seines Herzens: im Delirium des Fiebers formuliert und verrät sich seine resignierte Überzeugung, daß das Mädchen, das fähig wäre, ihn zu lieben, nicht vorhanden sei; Leben aber ohne Liebe sei Tod; und so scheide er gern von hinnen (231, 21). Aber nicht bloß, was in der Tiefe seines Herzens verborgen lag, tritt hervor; in dem Zustand, in dem das normale Bewußtsein ausgeschaltet ist, rührt die Seele des Grafen an das Göttliche: dreimal erscheint ihm ein Engel, der ihm zuruft „vertraue“ und verheißt, ihn in der Sylvesternacht zu dem Mädchen zu führen, das ihn lieben werde, so wie es der Grund seiner Seele verlange (231, 24 f.). Und das verheißene Wunder geschieht in der Sylvesternacht wirklich. Der Geist verläßt den Körper, der wie tot liegen bleibt, und wird in ritterlicher Gestalt von einem Engel durch die Nacht geleitet (233, 14). Er gelangt in das Schlafkämmerlein seines Mädchens. Der Engel erfüllt alles mit seinem Glanz (233, 15). Der Graf sieht ein holdes Kind vor sich, das die Augen bei seinem Anblick groß aufmacht und Mariane ruft, das dann vom Purpur der Freude über und über schimmernd aus dem Bette steigt, sich vor ihm auf die Knie niederläßt, das Haupt senkt und „mein hoher Herr“ lispelt (233, 21). Auch er erbebt vor unendlichem Entzücken, und als er eben ihr Kinn erfassen

will, um ihr ins Antlitz zu schauen — offenbar hat er, überrascht von dem Wunderbaren des ganzen Vorgangs, dem Mädchen noch nicht genauer ins Antlitz geblickt —, zerstört die unselige Magd, die mit Licht herbeikommt, den geheimnisvollen Vorgang. Der Engel hat dem Grafen noch anvertraut, daß das Mädchen eine Kaiserstochter sei und hat ihm, als sie vor ihm gesenkten Hauptes kniete, ein Mal gezeigt, das dem Kindlein rötlich auf dem Nacken verzeichnet war (233, 25). Dann führt ihn der Engel wieder zurück und er erwacht in seinem Bett. In froher Hoffnung wünscht er nun zu leben und bewahrt das Bild der Braut, die ihm der Himmel bestimmt hat (233, 2), in seinem Innern.

Der Inhalt des Erlebnisses bleibt ihm gegenwärtig; er erzählt es später genau. Aber schließlich hält er es doch nur für einen Traum und legt nicht viel Wert darauf (283, 27). Wie bei dem entsprechenden Erlebnis Käthchens, so erkennen wir auch hier — vielleicht noch klarer — die metaphysisch-psychologische Ansicht des Dichters. In der Seele des Menschen, deren Tätigkeit in Sinneswahrnehmung, begrifflichem Denken, sinnlicher Leidenschaft und planmäßigem Wollen besteht, liegt gleichsam als Seele dieser Seele noch eine andere psychische Wesenheit. In Zuständen, wo alles helle Tagesbewußtsein, wo Leidenschaften, Verstand und Sinne, ferner alle Einwirkungen der Außenwelt ausgeschaltet sind, wird ein inneres Leben frei, da erwacht das höhere seelische Sein des Menschen. Der freie Träger dieses Lebens hat die Fähigkeit, das Göttliche zu fühlen und die Winke der Gottheit zu erfassen. Ja nach der Überzeugung des Dichters ist dieser innere Kern der Seele, der also mit logischem Verstand, Sinneswahrnehmung, Sinnlichkeit und zielbewußtem Willen nichts zu tun hat, ein selbständiges Wesen, das sich von dem Menschen trennen kann und ein eigenes Erleben hat, ein Erleben höherer Art, worin sich ihm auch die Zukunft offenbart.

Die Erlebnisse Käthchens und des Grafen in der Sylvesternacht sind im wesentlichen gleich. Nur eins ist verschieden. Käthchen hat Gestalt und Gesicht des Ritters geschaut und sich fest eingeprägt: sie erkennt daher den Grafen beim ersten Zusammentreffen wieder. Das Bild des Traumes, die Verheißung und der Zug der Sympathie wirken bei ihr vereint und in gleicher Richtung. Der Graf hat das Mädchen nicht genau gesehen; er wird, als er ihr ins Gesicht schauen will, daran gehindert. So hat er von Käthchens Zügen keine klare Vorstellung. Er fühlt später nur den Zug der Sym-

pathie, allerdings im Anfang wenig stark und deutlich. Im übrigen hält er sich an die Verheißung des Engels und das Mal, das er erblickt hat — und das beschwört den Konflikt herauf, unter dem er leiden wird.

Die Einzelheiten des wunderbaren Vorganges haben natürlich symbolische Bedeutung. Der Sinn des ganzen Erlebnisses von der Schwermut bis zur Krankheit und dem Erlebnis der Sylvesternacht ist klar: es ist eine Krisis des „innersten Gefühls“, die durch unmittelbares Eingreifen der Gottheit gelöst wird. Dem tiefsten, noch unverstandenen Sehnen des Jünglings nach der künftigen Geliebten gibt die Vorsehung selbst eine bestimmte Richtung, indem sie die Sympathie zu Käthchen im Herzen begründet, deren Entwicklung und Auswirken der Zukunft vorbehalten bleibt.

Zunächst tritt das Erlebnis gänzlich zurück. Fortwährende Kämpfe halten den Grafen in Atem und bringen ihn von einem stillen Versenken in seine innere Eigenart ab. Sein Streben und Trachten ist auf äußere Wirksamkeit in der Welt gerichtet. Ritterlicher Stand und persönliche kraftvolle Anlage weisen ihn auf das Kriegshandwerk, dem er sich mit Lust widmet (185, 31). So entwickeln sich immer mehr die Eigenschaften, die einer freien Entfaltung des Gefühlslebens entgegenstehen. Tatkraft, zielbewußter Wille lassen ihn derb und trotzig der Welt gegenübertreten (204, 17), sobald es gilt, das einmal für Recht Erkannte gegen äußere Widerstände durchzusetzen. Seinen Mannen gegenüber ist er ein gestrenger Herr (215, 6). Dabei ist er rechtlich und edel, Schwachen und Hilfsbedürftigen ein Schutz und jederzeit bereit, Tugend und Unschuld gegen Übergriffe gewalttätiger Naturen zu schützen (224, 17; 204, 5).

So geht er ganz in den Pflichten seines ritterlichen Berufes auf. Sein tiefes Gefühlsleben, einst so jäh hervorgebrochen, ist zurückgedrängt und als impulsive Willensnatur lebt er im Dienste der Gemeinschaft den Forderungen des Augenblickes. Im übrigen ist er schlicht und fromm, wie es die heilige Schrift vorschreibt (188, 24) und legt sein Leben mit innigem Vertrauen in der „guten Götter“ Hand (211, 21; 231, 25).

## § 6. Graf Strahl und Käthchen.

Die Vorsehung führt den Grafen am Pfingstsonnabend in die Werkstatt des Waffenschmieds von Heilbronn. Hier tritt ihm das

Mädchen seines Traumes, die ihm von der Vorsehung bestimmte Braut, gegenüber und fällt wie anbetend vor ihm nieder.

Der Graf erkennt Käthchen nicht wieder. Aber doch regt sich tief in seiner Seele etwas, worüber er sich keine Rechenschaft geben kann. Es zieht ihn zu dem Kinde hin. Teilnahmsvoll erkundigt er sich nach dem Mädchen, und von fern scheint ihm eine Erinnerung zu kommen; denn er schaut sie „gedankenvoll" an (186, 31). Er beugt sich zu ihr nieder, küßt sie und spricht einen Segen über sie aus. Freilich ist dies Gefühl nur dunkel und schwach und geht bald vorüber. Strahl verläßt die Werkstatt und Heilbronn. Des Mädchens sonderbarer Fenstersturz hat für ihn nur die Bedeutung eines merkwürdigen Vorfalls (187, 9).

Nur für kurze Zeit ist das Gefühl aus der Tiefe seiner Seele dunkel heraufgestiegen. Denn weiterhin gedenkt der Graf nicht im Traum des Mädchens mehr, das er in Heilbronn unter so sonderbaren Verhältnissen erblickt hat (189, 4).

Er wird erst wieder daran erinnert, als er zwölf Wochen später auf einer Reise nach Straßburg (189, 2), am Gestade des Rheins, das sonderbare Mädchen aus Heilbronn vor sich sieht. Auch hier erblickt er sie unter eigenartigen Umständen. Gleich einer Rose liegt sie ihm entschlummert zu Füßen (189, 6). Teilnahmsvoll sich erkundigend und liebevoll besorgt, doch völlig uninteressiert tritt er ihr entgegen. Von irgendeiner tieferen Beziehung des Mädchens zu ihm ahnt er auch jetzt noch nichts. Auch jetzt läßt der Anblick die Erinnerung an das Mädchen des Traumes nicht erwachen. Er merkt, daß Käthchen nicht freiherzig mit der Sprache herausrückt (189, 20); doch das Nähere kümmert ihn nicht, und weit entfernt von dem Wunsche, sie bei sich zu behalten, dingt er ihr einen Boten, der sie weiter führen soll. Als sich Käthchen abends in der Herberge an der Straßburger Straße (189, 23) wieder einstellt und begehrt, in seinen Ställen zu übernachten, gestattet er dies um ihres Vaters willen, dem er sie bei der ersten Gelegenheit wieder zuzuführen gedenkt (190, 15). Immer nur das Bestreben, sie von sich weg wieder dahin zu führen, wohin sie seiner Meinung nach gehört.

Erst in Straßburg selbst fällt ihm auf, daß Käthchen nichts im Orte schafft und sich ganz und gar ihm allein weiht (190, 8). Er forscht näher und sieht aus ihrem Erröten und aus ihrer sonderbaren Antwort, daß es nur Liebe zu ihm sein kann, was sie in seine Umgebung zieht. Aber auch jetzt fühlt er nichts Besonderes

für sie. Käthchens Liebe berührt ihn vorläufig gar nicht; er steht dem Kinde fast väterlich besorgt gegenüber und ist rechtlich genug, diese Liebe nicht vergeblich zu schüren. Er sendet sofort zu ihrem Vater, der sie in kurzem vom Schlosse zu Strahl abholen soll (190, 17); er will der Sache ein Ende machen.

Wie wenig noch der Graf persönlich interessiert ist, zeigt, daß ihm das Außergewöhnliche von Käthchens Flucht aus dem väterlichen Hause und ihres Aufenthaltes in seiner Nähe gar nicht so recht zum Bewußtsein kommt. Er hält es für eine kindliche Torheit und ist um so stärker befremdet (190, 24), als der Vater Theobald ihn bei seinem Eintritt in die Burg mit Weihwasser besprengt und ihn beschuldigt, er habe sein Kind durch teuflische Zaubermittel verführt. Aber „arglos" und offenherzig auch jetzt, gibt er dem Vater Rechenschaft, da er sich nicht der geringsten Schuld bewußt ist.

Er wird erst aus der Fassung gebracht (191, 3), als er Käthchen bei dem Anblick des Vaters leidenschaftlich zu seinen Füßen niederstürzen sieht, alle Heiligen anrufend, daß er sie vor dem eigenen Vater schützen solle.

Bisher hatte er von ihrem Wesen, das mächtig hervorbrechend alle menschlichen und sittlichen Schranken zu überschreiten scheint, keine Ahnung. Eine gewöhnliche Neigung glaubte er durch Güte, Wohlwollen und Teilnahme wieder in das rechte Geleis rücken zu können (190, 30). Jetzt, als der Vater mit entsetzensvollem Antlitz vor ihm, der ihm freundlich entgegenkommt, als dem leibhaftigen Satan entflohen ist und das Mädchen, dessen Wesen er nicht versteht, die ihm wie eine Rasende vorkommen muß, ihm bewußtlos zu Füßen liegt, wird ihm die Sache unangenehm. Er wird wütend und wendet Härte an, Käthchen zu ihrer Pflicht zurückzurufen. Er stößt sie mit Füßen von sich (205, 28). Auch dies gleitet an ihr eindruckslos ab. Da faßt Zorn sein leicht erregbares Gemüt und flammenden Gesichts ergreift er die Peitsche (206, 18).[1]) Aus der Situation heraus ist diese gewaltsame Art verständlich. Dem Grafen muß von seinem Standpunkt aus das hartnäckige Beharren Käthchens als aufdringlich und wider alle Zucht erscheinen. Vom Vater wird er für seine Freundlichkeit noch beleidigt. Daß er da alle Mittel

---

[1]) Wie man solche Stellen sadistisch interpretieren oder auch nur behaupten kann, der Graf tue dies aus einer Art Herrschbedürfnis, weil er ja „mit Käthchen tun kann, was er will", ist mir vollkommen unerfindlich.

anwendet, Käthchen zur Besinnung zu bringen, um die Unbequeme loszuwerden, ist sowohl in den gegebenen Umständen, als auch in seinem Charakter begründet.

Gleichwohl hat dieser plötzliche gewaltsame Ausbruch inneren Widerstrebens noch eine andere Quelle: er ist der Beweis dafür, daß der Graf, ohne sich dessen bewußt zu werden, bereits unter den Einfluß Käthchens kommt. Er merkt mit einem Male, wie etwas seine Seele faßt; der Ausbruch der Härte und des Zornes ist zugleich ein Versuch, sein Inneres gewaltsam zu befreien.

Aber auch dies Gefühl tritt wieder ins Dunkel der Seele zurück. Graf Strahl sieht bloß noch das Unvernünftige in dem Tun des Mädchens, und so läßt die natürliche Gutmütigkeit und Freundlichkeit den Grafen einlenken. Er versucht es wieder gütlich; er schickt Gottschalk zum Käthchen, die sich unter die süß duftenden Hollunderbüsche zurückgezogen hat und bittet sie, vernünftig zu sein und zu gehen.

Aber Käthchen bleibt in seiner Nähe, sie folgt seinen Spuren und schläft in seinen Ställen, als ob sie zu seinem Troß gehörte. Der Graf duldet es schließlich. Ihn kümmert's wenig.

Mit feiner, zurückhaltender Kunst deutet Kleist die Entwicklung in der Seele des Grafen an, auf die es ihm ankommt. Unter dem persönlichen Einwirken Käthchens soll in Graf Wetter der Zug der Sympathie erweckt und verstärkt werden, der seit der Sylvesternacht durch die Gottheit in des Grafen Seele gelegt ist. Aber durch den ritterlichen Beruf, den kraftvollen, willensstarken Charakter, die Standesüberzeugung, die Verheißung des Engels, die — im weitesten Sinne des Wortes — „sinnliche“ Natur des Grafen wird er überschattet, ja erdrückt.

Wie wenig Graf Wetter sich über sein Verhältnis zu Käthchen klar ist, offenbart dann die Szene vor dem heimlichen Gericht (188, 20). Er weiß nicht, warum sie ihm folgt. Es mag wohl ein Wahn sein (197, 14). Ihre Anhänglichkeit ist ihm unangenehm. Kurz: es ist ihm vor Gericht einzig darum zu tun, daß seine und Käthchens Schuldlosigkeit an den Tag trete (197, 18).[1] Ihm ist es nicht angenehm, daß Käthchen die Vehmrichter nicht beachtet und ihn als seinen Richter anruft und vor ihm ihr Angesicht im Staube

---

[1]) Diese ganze Szene zeigt, wie wenig zutreffend der Vergleich Strahls mit einem Magnetiseur ist.

neigt (192, 25; 193, 3). Er weckt sie aus ihrem träumerischen Zustand und weist sie mit milder Strenge vor ihre Richter (194, 20). Aber in der Verhandlung — und das ist die andere Bedeutung der Gerichtsszene — beginnt ihre innere Seelenschönheit auf den Grafen stark zu wirken und wiederum sein tiefstes Gefühl zu erregen.

Zu Anfang der Szene behandelt der Graf Käthchen noch wie ein sinnverwirrtes Mädchen, das er von einem Wahn betört hält (196, 26; 197, 14 u. a.). Dann aber zum ersten Male tut er einen Blick in ihr Inneres. Er sieht ihre schuldlos reine Seele (203, 11), er schaut mit einem Male die Schönheit ihrer Seele und wird davon heilig und üppig zugleich ergriffen (212, 12. 20), so daß sich ihr nun seine volle Teilnahme zuwendet. Er ist jetzt bereit, sie mit Triumph vor den Richtern zu erheben (203, 8); jetzt tritt er für sie ein. Und nun faßt ihn die Scham wegen seines rohen Verhaltens zu Käthchen (209, 26), weil er die herzliche Liebe des Mädchens zu sich herausfühlt (209, 10). Sein Inneres wird zu dem Mädchen gezogen (212, 12—15). Aber er widerstrebt gewaltsam. Standesbewußtsein und die Verheißung des Sylvestertraumes stehen seinem Gefühle entgegen. So wendet er sich mit Gewalt von dem rührenden Anblick des ohnmächtigen Käthchen ab (209, 26). Er unterdrückt das aufquellende Gefühl (210, 5) noch einmal. Aber als er allein ist, bricht es durch (211, 5 f.).

Weinend befreit er die von Liebesgram sehr gepreßte Brust: er gesteht sich, daß er Käthchen liebe (212, 28; 212, 6—11), er erkennt, daß Käthchen wert sei, die Königin der Frauen zu heißen. Aber freilich zum Weibe will und kann er sie nicht nehmen. Das starke Hervorbrechen des Gefühls bringt ihm nur den inneren Zwiespalt, den er schon lange dunkel fühlte, zum Bewußtsein.

Das innere Gefühl zieht ihn zu Käthchen (212, 28), deren übergewöhnlichen Einfluß er sich schon zugesteht (212, 20), der Traum aber, und im Einklang mit ihm seine ganzen Anschauungen sprechen dagegen. Dieser Zwiespalt zwischen dem Zuge des Herzens und dem vermeintlichen Willen der Gottheit, die ihm im Traum Richtlinien gegeben hat, verursachen ihm Schmerz; seine von Gram sehr gepreßte Brust (211, 20) ist von Wehmut und Betrübnis erfüllt (211, 25/26). Hofft er auch noch im stillen auf der guten Götter Beistand (211, 21), so kann er doch augenblicklich seiner inneren Zerrissenheit nicht Herr werden. Lust und in den Tod gehende Betrübnis (211, 27) wechseln sich ab und alles Überströmen seines reichen Innern führt

ihn doch immer wieder vor die bange Wahl, seinem Herzen zu folgen oder sich an die äußeren Verheißungen des Traumes zu halten.

Der Graf wählt falsch. Er ahnt nicht, daß die Beachtung des Zuges seines Herzens auch die Erfüllung der äußeren Verheißung bedeuten würde.[1])

Äußere Erwägungen siegen und übertäuben die vernehmliche Stimme seines Innern. Erzogen in den Anschauungen seines Standes, bestärkt durch einen hiermit in Einklang stehenden Wink der Gottheit, glaubt er das Rechte zu tun, wenn er sein Inneres niederkämpft und auf eine spätere Erfüllung seiner Wünsche hofft. Eine Wunde schlägt es ihm zwar, aber er zwingt sich (213, 5). Doch das Eine nimmt er mit, die Überzeugung, daß nur ein Weib, Käthchen gleich (213, 7), ihm bestimmt sein könne.

Die Gefühlswelle ebbt bald wieder ab. Käthchens Bild tritt in seine Seele zurück, als er sie nicht mehr sieht. Der Zug zu ihr scheint sich in ihrer Abwesenheit wieder zu verlieren.

## § 7. Strahl zwischen Kunigunde und Käthchen.

Die Begegnung mit Kunigunde (223, 25) drängt das Gefühl, das eben in ihm anfängt zurückzutreten, noch mehr zurück. Kunigunde ist vom Stamm der alten sächsischen Kaiser (241, 6) und der Traum spricht für sie (241, 8—10): sie ist — so scheint es wenigstens — schön und voll edlen Gefühls (223, 25; 229, 11; 238, 5 f.). All das verfehlt seinen Eindruck auf den Grafen nicht. Es kommt hinzu, sein Inneres zu verlenken, daß Kunigunde ihm ähnlich naht wie einst Käthchen: ergriffen sinkt sie fast bewußtlos nieder (223, 31), dann nennt sie ihn ihren Gebieter, dem sie folgen müsse (229, 25), und ist fast demütig ergeben (230, 6 ff.), verehrungsvoll und dankbar (237, 19—22), so sehr, daß sie freiwillig auf Rechte verzichtet, die sie einst verteidigt hat (238, 5 ff.). Der Graf ist schnell entflammt und begeistert (240, 24/25).

Man wird leicht erkennen, daß der Dichter das Verhältnis des Grafen zu Kunigunde dem Verhältnis zu Käthchen ganz entgegengesetzt gestaltet hat. Den Grafen zieht zu Kunigunde nur Sinnes-

---

[1]) Man beachte: Käthchen ist Kaisertochter und dem Grafen von der Gottheit bestimmt. Das sind feste Voraussetzungen des Dramas. Für den Grafen kann es sich also nur darum handeln, ob er seine Bestimmung erreicht oder nicht.

täuschung — Kunigunde ist ja eine „mosaische Arbeit" — und Verstandeserwägung. Es fehlt jedenfalls vollkommen das zwingende sympathetische Gefühl; statt dessen empfindet Graf Friedrich nur eine flüchtige Wallung, als Kunigunde mit Emphase von ihrem „Gefühl" redet und es affektiert. Aber dieses und die erstgenannten Motive genügen, ihn sofort zum Entschluß zu bringen, Kunigunde zu seiner Gattin zn machen.

An Käthchen bindet ihn der immer stärker hervortretende sympathetische Zug. Käthchen erregt aufs tiefste und leidenschaftlichste sein Gefühl. Er schaut ihre wahre Schönheit (212, 16. 33) und die größere ihrer Seele (212, 12). Aber seine Standesüberzeugungen, durch den Traum gestützt, leisten Widerstand und bringen ihn zu dem Entschluß, Käthchen nicht als Gattin heimzuführen.

Man erkennt den Gedanken des Dichters: noch ist in des Grafen Seele das innerste Gefühl nicht stark genug, hohles Wesen zu durchschauen und leere Motive — Sinnes- und Verstandesvorurteile — beiseite zu drängen. Im Gegenteil: die wahre Kraft seiner Seele wird für eine Zeitlang zurückgedrängt.

Der Graf wendet sich mehr Kunigunde zu. Er verliebt sich in sie (248, 12; 261, 23); schließlich trägt er ihr mit dem Geschenk der strittigen Herrschaft Stauffen (248, 15 ff.) seine Hand an. Sie weist sie nicht zurück, obwohl sie auch nicht ja sagt (248, 29). Doch betrachtet sich Graf Friedrich nun als ihren Verlobten (254, 12).

Nahe am Ziel seiner Wünsche ist Graf Friedrich aber doch nicht glücklich. Gedankenvoll sitzt er, eine Laute in der Hand, auf Thurneck, dem Schloß Kunigundens, da und tut einige Griffe (250, 14). Was in seiner Seele vorgeht, ist ihm vielleicht selbst nicht klar. Aber wir verstehen ihn: der sympathetische Zug zu Käthchen wirkt wieder und zieht ihn von Kunigunde weg; Käthchens Bild steigt aus den Tiefen seiner Seele wieder hervor, die Gefühle von II, 1 kehren zurück. Ein Zwiespalt reißt seine Seele auseinander: Kunigunde — Käthchen.

Ritterlich wie er ist, muß Graf Friedrich solche Stimmung als Untreue gegen Kunigunde, als nicht ehrenhaft empfinden (253, 17). Der Zwiespalt seiner Seele wird größer. Und so erklärt sich nun sein Unwille (251, 15. 19), seine grobe Heftigkeit (251, 27), seine zornige Ablehnung, die launenhaft erscheint (252, 12), ja schließlich der scheinbar ganz unmotivierte Ausbruch roher Wildheit gegen Käthchen (252, 21; 253, 7). Es verhält sich hier ähnlich wie 205, 28 und 206, 18 ff. Käthchen ist gekommen, als der Zug zu ihr in

des Grafen Seele wieder zu wirken begann. Ihr Kommen, der Anblick ihrer Person verstärkt ihn mächtig, und nun sucht sich der Graf mit Aufbietung aller Kraft gewaltsam, sogar Härte und Roheit nicht scheuend, gegen Käthchens mächtige Einwirkung zu wappnen und sie von sich zu entfernen. Je mehr der Einfluß Käthchens zunimmt, um so heftiger widerstrebt der Graf. Die Steigerung seiner zornigen Erregung von 251, 15—253, 30 ist also nichts als ein Beweis für Käthchens zunehmende Einwirkung; das immer größere Streben, Käthchen los zu werden, nur der Beweis dafür, wie sich der Zug zu ihr hin, von Kunigunde weg verstärkt.

Nun sieht der Graf, daß Käthchen gekommen ist, ihn vor großer Gefahr zu warnen. Er fühlt sich im Unrecht, lenkt ein (255, 18 bis 257, 26) und bald wird er weich. Er vermag dem Einwirken Käthchens nicht mehr standzuhalten. Das alte Gefühl bricht auf Augenblicke heraus. Sorglich will er ihr seine Schärpe zum Umlegen geben (257, 25—31). Aber alsbald empfindet er, daß er widerstreben muß; mit plötzlicher Wendung wirft er sie auf den Tisch, ohne sie ihr zu geben und ruft hart: „So nimm die Schürze!" (257, 32) und redet als von etwas Selbstverständlichem — ihm ist es augenblicklich nicht selbstverständlich —, daß sie zu ihrem Vater heim müsse. Dann wieder das Gefühl der Zuneigung, diesmal in der Form des Zornes über die eigene Rauheit (258, 6—11). Es zwingt ihn, Käthchen in seiner Nähe zu behalten (258, 20). Und schließlich übermannt es ihn: er weint, er gibt nun Käthchen doch die Schärpe und verabschiedet sich liebreich von ihr (258, 23—29), indem er sich mit Gewalt abwendet, um nicht dem Zwang seines Gefühles zu erliegen.

So erlebt der Graf eine neue stärkere Wallung seines innersten Gefühls: es ist ein Augenblick, der dem von II, 1 verwandt ist, nur in höherer Potenz.

Der Angriff der Feinde, das Feuer, das Getümmel lassen das weiche Gefühl wieder zurücktreten. Jetzt denkt er nur an seine Ritterpflicht. Käthchens Teilnahme ist ihm wieder unangenehm, er schilt ihre Aufdringlichkeit (260, 18—21) und wendet sich ganz der Sorge um Kunigunde zu (261, 8. 12); deren Anblick nimmt ihn wieder ganz gefangen (261, 23).

Aber nun enthüllt sich ihm mehr und mehr Kunigundens wahres Wesen. Wieder neigt sich sein Inneres Käthchen zu und entfernt ihn von Kunigunde. Kunigundens Sorge um das Futteral berührt

ihn seltsam (261, 28; 262, 2). Die Selbstsucht, mit der sie das Mädchen in das brennende Haus treibt, verdrießt ihn und weckt in seinem Herzen die Sorge um Käthchen (262, 13. 17. 20. 22/23).

Er will sie nicht ins Haus lassen. Kunigundens schroffe Erklärung schließt ihm den Mund (262, 25). Er schämt sich seines Gefühls und drückt es noch einmal gewaltsam nieder (262, 30), freilich ohne daß man ihm das recht glaubt. Aber als Käthchen wirklich im Hause ist, bricht die Sorge um sie voll durch (263, 14) und andererseits stimmt Kunigundens herzloses Verhalten seine Neigung für sie merklich herab (262, 24). Immer mehr verstärkt sich das Gefühl für Käthchen (264, 13. 20. 24. 29), immer mehr schwächt sich das für Kunigunde, bis der Graf schließlich sich nicht mehr halten kann. Er selbst will Käthchen retten (265, 28 ff.). Kunigunde lenkt nun ein, aber ihre Liebesworte machen keinen Eindruck mehr auf ihn (265, 30; 266, 2. 7—8; 267, 5). Er setzt den Fuß schon auf die Leiter, als das brennende Haus in sich zusammensinkt.

Käthchen ist tot, so muß er glauben und nun wandelt sich sein Gefühl für Käthchen um in den größten Schmerz um ihren Verlust. Er wendet sich ab und drückt beide Hände vor die Stirne (267, 19). Er ist vernichtet (268, 1). Kunigunde schiebt er von sich (268, 7) und mit abgewandtem Gesicht steht er trostlos da. Die Erde hat nichts Schönes mehr für ihn (268, 15).

Als er Käthchen am Boden liegen sieht und sie gesund vom Boden heben darf, da fühlt er, daß eine Gottheit schützend ihre Hand über ihrem Haupte gehalten hat, daß Gott mit seinen Scharen über ihr schwebt (269, 4). Es kommt ihm jetzt das Göttliche, Wunderbare in Käthchens Wesen und Leben zum Bewußtsein. Kunigundens kalte Selbstsucht, ihre harten Scheltworte an Käthchen entfernen ihn immer mehr von ihr, leiten ihn immer mehr zu Käthchen. Jetzt schweigt er nicht mehr wie vorher (262, 30), jetzt drängt er nicht wütend sein Gefühl für Käthchen hinab (wie 265, 7. 13. 19. 23. 24), sondern er tritt gegen Kunigunde offen auf. Mit Hohn und Vorwurf wendet er sich jetzt gegen sie (270, 14; 270, 30). Käthchen aber nennt er offen „mein liebes Käthchen“ und lobt, was sie getan. Er fängt an, Kunigundens egoistische Absichten zu durchschauen (271, 4). **Unter der helfenden Hand der Gottheit kräftigt sich eben sein Gefühl weiter und beginnt endlich sich richtig zu orientieren.**

In dem Getümmel des Kampfes tritt aber das mächtig angeschwollene Gefühl des Grafen wieder zurück. In seinem äußeren Verhältnis ändert sich daher noch nichts. Er nimmt Kunigunde bei sich als Braut auf seiner Burg auf und bleibt bei dem Entschluß sie zu heiraten und Käthchen heimzusenden (275, 19).

Aber sein Gefühl für Käthchen ist nun schon so stark, daß er das Geschick, das sie so geheimnisvoll an ihn fesselt, aufs tiefste bedauert (275, 23—26). Und andererseits erkennt er jetzt klar ihren inneren Wert, der weit größer ist als der seinige. Ihr gegenüber fühlt er sich als einen „Elenden“, der nichts für sich hat als das Wappen auf seinem Schild (275, 28). Die Empfindungen von II, 1 (212, 30—213, 4) kehren wieder, nur viel reiner und höher. Der Dichter zeigt, wie sehr sich der Zug zu Käthchen vertieft und veredelt hat. Gleichwohl bleibt der alte Zwiespalt bestehen. Denn die Standesüberzeugung, gestützt durch die Worte des Cherubs, weist ihn von Käthchen weg: sie ist bestimmt, den herrlichsten Bürger zu beglücken (275, 24).

Der Graf muß aus dem unbegreiflichen Zustand, zu dem er verdammt ist (275, 25), heraus, und da er aus sich selbst keine Klarheit erlangen kann, so sucht er von des Mädchens Seele den Schleier zu heben. Er vermutet mehr als den sympathetischen Zug des Herzens, er fürchtet einen Wahn von der Hölle angefacht in ihrem Busen (275, 30). Ihm graut vor dem Unbegreiflichen; aber er muß den Versuch machen, aus diesem dunkeln, rätselhaften irdischen Zustand herauszukommen. Er lauscht auf ihre Rede im Schlaf. Käthchen schaut tief in seine Seele und spricht aus, was er sich am liebsten verbärge (278, 6—21): die Zuneigung des Grafen, der er sich unbeobachtet überläßt.

Der Dichter offenbart hier dem Zuschauer, was eigentlich in des Grafen Seele vorgeht. Aber er zeigt auch v. 279, 4—6, daß der Graf noch nicht daran denkt, Käthchen zu seiner Gemahlin zu machen. Dieser Gedanke scheint ihm komisch und er lacht darüber. Erst die Erzählung des Vorganges in der Sylvesternacht macht ihn nachdenklich. Leise kommt ihm die Erinnerung, und als er sich sinnenden Träumen überläßt (281, 8), beginnt auch bei ihm das Ereignis der Sylvesternacht lebhaft ins Gedächtnis zurückzukehren. Als Käthchen von dem Cherub erzählt (281, 24), entsetzt er sich. Er starrt Käthchen an (281, 28). Er erkennt dann, daß Käthchen wirklich den Vorgang, den er nur im Traum erlebt zu haben glaubt, genau miterlebt hat,

und er entsinnt sich nun aller Einzelheiten (282, 3—32). Seine Beklemmung steigert sich zur schrecklichen Aufregung, als er bei Käthchen auch das Mal erblickt, das ihm der Engel gezeigt (283, 1 bis 13). Ein Grauen erfaßt ihn vor seiner eigenen inneren Natur, in der sich geheimnisvolle Kräfte zu Bildern verdichten, die mindestens gleichen Wert haben wie die Wirklichkeit. Er sieht, daß sein Traum nackte Wahrheit war, daß sein Geist wirklich Käthchen in der Sylvesternacht besucht hat (283, 27—31).

Jetzt drängt sich ihm die Überzeugung auf, nicht Kunigunde, sondern Käthchen ist die Braut, die ihm der Engel gezeigt hat — Käthchen, die Bürgerstochter, und doch soll seine Braut eine Kaiserstochter sein. Er wird ganz verwirrt (284, 2). Er weiß nicht mehr, was er tun soll. Soll er sich für Kunigunde oder für Käthchen entscheiden? Und was soll er glauben? „Silbern", d. h. seinen Standesüberzeugungen schmeichelnd, klingt die Verheißung des Engels in seinem Ohre, die Braut, welche er geschaut, sei die Tochter des Kaisers. Kann Käthchen, Theobalds Tochter, Tochter der Majestät sein?

Sein Verstand findet aus dem Dilemma keinen Ausweg; sein Geist will aus den Fugen gehen (284, 12—13). Er schwankt an des Wahnsinns grausem Hang umher.

Man erkennt hier deutlich den Gedanken Kleists. Käthchen orientiert sich stets ganz und rein an dem innersten Gefühl ihrer Seele, dessen überirdische Bedeutung sie am Pfingstabend erkennt. Keine Verstandesreflexion über möglich oder unmöglich, kein Sinnesschein, keine Absicht oder Berechnung verwirrt ihr dasselbe. So wandelt sie sicher und unbeirrt dem Ziele zu, dem sie die Gottheit — eben durch ihr Gefühl — entgegenführt. Der Graf hat das Gefühl auch: es wirkt als Zug zu Käthchen mehr und mehr. Aber Verstandesreflexionen über Standespflicht, männlicher Trotz, zielbewußte Entschlüsse (Antrag an Kunigunde u. a.) übertäuben es immer wieder. Das Gefühl kann eben vom Grafen in seiner metaphysischen Bedeutung nicht erkannt werden, weil er in der Sylvesternacht Käthchens Antlitz erst nicht betrachtet und dann nicht gesehen hat.[1]) Was aber Käthchen am Pfingstsonnabend erlebte, erlebt nun der Graf jetzt unter dem Hollunderbusch: er erkennt die tiefere metaphysische Bedeutung seiner Sympathie zu Käthchen. Die entgegenstehenden Hemmungen des Verstandes sind aber noch zu stark, um den Grafen

[1]) S. oben S. 34/35.

zu bewegen, sich wie Käthchen ganz auf den Standpunkt des inneren Gefühls als eines göttlichen Wissens zu stellen.

Der Graf zweifelt noch eine Weile und ist voll Grauens. Doch dieser Zustand wird überwunden: Strahl tritt jetzt auf den Standpunkt Käthchens hinüber, das Gefühl für Käthchen soll ihn leiten selbst gegen alle äußere Wahrscheinlichkeit.

Der Durchbruch von Strahls Gefühl ist nach der Hollunderbuschszene vollzogen. Strahl nimmt Käthchen aufs Schloß zu seiner Mutter (284, 28) und wird — das bedeutet 285, 10 —, dem Gefühl und der Verheißung trauend, Käthchen öffentlich für des Kaisers Tochter erklären. Er tut das auch bald, indem er sich auf die göttliche Erscheinung der Sylvesternacht beruft (292, 16—20). Kaiserliche Kommissarien ziehen ihn deshalb vor Gericht (285, 29 ff.).

Der Graf handelt jetzt ganz anders wie vorher. Früher stützte er sich auf die Verheißung des Engels und äußere Erwägungen über Kunigundens Abstammung; der Schein der Sinne kam hinzu. Jetzt stützt er sich rein auf die göttliche Verheißung und sein inneres Gefühl, dessen Bedeutung er verstanden hat; jetzt traut er beiden, wie Käthchen, trotz äußeren Gegenscheins. Damit ist die „erlösende" Wirkung Käthchens vollendet und Strahl von Kunigunde innerlich los. Er ist erlöst von dem verwirrenden Trug der Sinne und der Verstandesreflexion, er ist erlöst von Kunigunde, die gleichsam die Verkörperung dieser hemmenden Einflüsse ist. Auch Strahl folgt jetzt dem als Wink Gottes verstandenen Gefühl. Mit triumphierender Sicherheit wiederholt er noch einmal, daß Käthchen die Tochter seines Kaisers sei (296, 15/16). Denn seine ganze Seele ist davon durchdrungen, daß ihm Wissenschaft, entschöpft dem Himmelsbronnen, anvertraut sei (295, 5).[1] Vor des höchsten Gottes Antlitz wagt er es zu beschwören (295, 6) und er ist bereit, im Gottesgericht mit seiner Person für die Wahrheit seiner Behauptung einzutreten. Mit leidenschaftlicher Zuversicht auf die Wahrheit seiner Sache, schließlich ohne Waffe, tritt er Theobald gegenüber (295, 22) und Gott entscheidet für ihn.

Die Botschaft Flammbergs, Kunigunde habe Käthchen vergiften

---

[1]) Die Worte Strahls (293, 10—29), in denen er seine Behauptungen als „Gebild des Fiebers" zurücknimmt, sind kein „Verrat an seiner eigenen Überzeugung"; sondern er sucht dadurch nur dem Zweikampf mit dem alten, schwachen Theobald auszuweichen. Als er zum Kampf gezwungen wird, wirft er deshalb auch sein Schwert weg.

wollen (298, 1 ff.), die Nachricht Freiburgs über Kunigundens wahres Wesen (298, 18—25) verdunkeln Kunigundens Bild immer mehr. Noch zweifelnd, solche Scheußlichkeit für unmöglich haltend, macht er sich den Rat Georgs (298, 29) zunutze und überrascht, um auch mit eigenen Augen zu sehen, Kunigunde bei der Morgentoilette (299, 17 ff.). Er schaut jetzt — erst nach dem Gefühlsdurchbruch! — die Kunigunde „an sich" (299, 20 f. 30—300, 9). Er ist vernichtet (300, 22) und steht wie vom Donner gerührt (299, 29) über das, was er gesehen. Er erkennt, daß seine Seele die Dinge auf dem Markte der Welt falsch mißt (300, 23 ff.), daß die Sinne so argem Betrug erliegen in dem Wunderbau der Welt, und er möchte „vor sich selbst flüchten" (300, 28), er verflucht die gebrechliche Einrichtung seines Körpers.[1])

Aber er ist an Kunigunde noch durch die Verlobung gebunden. Darf er auf den bloßen Augenschein sich von ihr wenden? Wieder die Frage (vgl. 284, 2). Aber jetzt fragt er sein Herz! (300, 32). Und das Herz entscheidet schnell gegen Kunigunde. Strahl läßt sich von dem Augenschein nicht mehr täuschen (301, 9; vgl. 302, 27/28). Mit der Hochzeit ist es aus (301, 19. 23. 28). Kleist schildert in diesen Szenen, wie erst der Mensch, der dem Gefühl vertraut, hinter dem Sinnesschein das wahre Wesen der Dinge erfaßt. Es wird dem Grafen, dessen Gefühl sich bereits entschieden, nun das Hemmnis der Sinneswahrnehmung weggeräumt. Jetzt schaut er, wie vorher Käthchen (287, 1 ff.), das wahre Wesen Kunigundens.

Er zieht die Konsequenz dieser Erkenntnis. Von Kunigunde nun auch äußerlich los, begibt er sich sofort zu Käthchen — offenbar um sie an Kunigundens Stelle heimzuführen (305, 4). Und nun, in diesem Augenblick, wo der Graf bereits innerlich entschieden ist, löst sich auch die andere Schwierigkeit, der Widerspruch zwischen Käthchens bürgerlichem Stande und der Verheißung des Engels: Käthchen wird vom Kaiser als Tochter anerkannt (305, 22).

Jetzt ist der Graf auf der Höhe der reinen Empfindung angelangt. Nicht als ob es der urkundlichen Bestätigung durch den

---

[1]) Vgl. in Tiecks William Lovell, wo auch die Einsicht in die Unzulänglichkeit der Seelenkräfte zur rechten Orientierung im Leben die Menschen durchschauert, ähnliche Wendungen: Lovell möchte „vor sich selber entfliehen (I, 170). — Strahl wünscht in seiner Wut, daß „der Keil mein Haupt zerschlägt!" (300, 31). Lovell stößt seinen „Kopf verzweifelnd gegen den Stamm des Baumes" (III, 130) u. a.

Kaiser bedurft hätte, um sein Herz für Käthchen ganz zu wecken. Sein Gefühl hatte sich nach dem Gottesurteil vollkommen entschieden. Wohl aber sind nun nach der Entlarvung Kunigundens und nach dem Spruch des Kaisers alle Widerstände weggeschafft und das Gefühl kann rein und unverwirrt wirken.

Jetzt erkennt der Graf Käthchens wahren göttlichen Wert voll an: sie ist die Hochgebenedeite, vor der er sich in Staub werfen möchte, der er mit heißen Tränen Dank abstatten möchte (305, 32 ff.), Dank für seine „Erlösung". Er bittet um Käthchens Hand (306, 25) und fühlt sich selig (307, 19 f.).[1]) Jetzt kann sein Gefühl, durch nichts getrübt, frei ausströmen. In der freien Entfaltung seines Gefühlslebens findet er sein Glück.

Strahl bekennt Käthchen jetzt seine unsägliche, ewige Liebe und nur die Erinnerung an die einstigen Kränkungen Käthchens mischen einen Tropfen Wehmut in sein Glück. Einst wird er ihr alles vergelten, die ihn zum Seligen gemacht (307, 19). Der rauschende Schluß scheint mir nicht einer Marotte des Dichters zu entspringen, sondern hat im Organismus des Ganzen seinen guten Grund. Was der Schluß für Käthchen bedeutet, ist oben gesagt. Für Strahl bietet er Gelegenheit, Käthchen auch äußerlich über Kunigunde triumphieren zu lassen und ihr als Göttin (309, 33) ein Fest zu bereiten, nachdem sie sich ihm als erlösender Engel erwiesen hat.

Daß immer wieder Ansichten auftreten, die behaupten, Strahl füge seinen übrigen Prüfungen noch diesen letzten, schwersten Dienst hinzu, sei hier nur angemerkt. So rächt es sich, wenn man von irgend welchen „Quellen" her an eine Dichtung herantritt, in der feinste persönliche, seelische Erlebnisse ihre Gestaltung gefunden nhabe.

## § 8. Kunigunde.

Die Gestalt der Kunigunde ist nicht als lebensvolles Ganzes dichterisch ‚geschaut', sie ist vielmehr bis ins einzelne als Kontrast zu Käthchen ‚gedacht' und zwar speziell im Hinblick auf den Grafen

[1]) Wäre das Thema der Dichtung: Wie Liebe Standesvorurteile besiegt, d. h. die vielgerügte angebliche Entgleisung, daß Käthchen den Standesvorurteilen Strahls zuliebe zur Kaisertochter erhoben würde, so wären 307, 10 und 294, 33 unsinnig. Strahl ist zeitweilig der Gebrochene. Er fühlt sich Theobald gegenüber des „Mitleids eher würdig", und als sich alles löst, will er ihn in seines „Herzens Händen" aufnehmen.

vom Strahl. Die Figur hat fraglos etwas Konstruiertes und Starres, das ihr ein gut Teil der Lebensfülle nimmt. Aber mag auch die künstlerische Wirkung beeinträchtigt sein, zunächst gilt es zu verstehen, was der Dichter mit der Gestalt gemeint hat. Der Blick des Forschers ist gerade bei Betrachtung dieser Gestalt getrübt, aber die sichtliche Sorgfalt und Eindringlichkeit, mit der Kunigunde gezeichnet ist, macht ein Eingehen auf des Dichters Intentionen doppelt zur Pflicht.

Kunigunde ist vom Stamm der alten sächs'schen Kaiser[1]) (241, 6). Sie tritt uns im Stück als fertiger Charakter entgegen, äußerlich ganz als blendendes Gegenstück zu Käthchen; in Wahrheit ist sie jedoch nichts als eine Mumie, die, obwohl von großer Schönheit, bei der ersten Berührung in Asche zerfällt. Ihre „mosaische" Schönheit ist allerdings hart in den sonst lebensvollen Organismus des Kunstwerkes hineingesetzt; wir betrachten sie am besten mit den Augen des Grafen Strahl, um zur rechten Problemstellung zu gelangen.

Kunigunde scheint, was Käthchen ist, jung und gesund (215, 33; 222, 19), ein Kind mit frischen roten Wangen (239, 22; 222, 19; 215, 15). Auch sie zieht alles in ihren Bann wie Käthchen. Es fehlen ihr jedoch die tieferen seelischen Regungen, wie sie sich in Käthchens Innern allmählich entwickeln. Wirkt Käthchens Seele veredelnd und erhebend auf ihre Umgebung, so wirkt Kunigunde nur auf die Sinne. Groß, schlank und herrlich (303, 26), scheint sie die Königin der Frauen (303, 30), die einer olympischen Göttin gleich alles an sich zieht (220, 2; 214, 30). Strahlend, wie die Sonne unter ihren Planeten, erscheint sie im Kreise der Ritter ihres Landes (219, 12). Reizend und göttlich muß sie selbst ihr erbittertster Feind nennen (219, 18). Das ganze Reich ist von ihrem Glanz geblendet (214, 30). Äußerer Glanz und blendende, anziehende Schönheit stehen also der milden Schönheit und dem stillen veredelnden Wirken Käthchens gegenüber.

Doch all diese äußere Schönheit ist falsch und erborgt. Aus allen drei Reichen der Natur, dem Tier-, Pflanzen- und Mineralreich, ist Kunigundens „wesenloses Bild" zusammengesetzt. „Ihre Zähne gehören einem Mädchen aus München, ihre Haare sind aus Frankreich verschrieben, ihrer Wangen Gesundheit kommt aus den Berg-

---

[1]) Daß sowohl Käthchen als Kunigunde Kaisertöchter sind, ist von Kleist zweifellos gewählt, um für den Grafen die Sachlage zu komplizieren.

werken in Ungarn und den Wuchs ... hat sie einem Hemde zu danken, das ihr der Schmidt, aus schwedischem Eisen, verfertigt hat" (298, 19). Mit künstlichen Mitteln und allem Toilettenraffinement gelingt es ihr eine Schönheit vorzutäuschen, die ihre ganze Umgebung blendet: deutlich der poetische Ausdruck für den Gedanken des Dichters, daß die Sinneserkenntnis der Menschen trügerisch und Täuschungen unterworfen ist, daß der Mensch durch die Sinne das wahre Wesen der Dinge nicht erkennen kann.

Falsch und unecht ist auch die innere Schönheit, die Kunigunde sich zu zeigen bemüht. Im Gegensatz zu Käthchen, die ganz reflexionslos auf ihr Inneres lauscht und rein dem Zuge ihres Innern folgt, ist bei Kunigunde alles Verstandesreflexion und zielbewußter Wille. Skeptisch und verstandeskalt glaubt sie nicht an die mystischen Offenbarungen des Herzens (232, 3; 233, 5). Sympathetische, überhaupt altruistische Empfindungen existieren für sie nicht, und jedes Lauschen auf die geheimen Regungen des Herzens ist ihr persönlich fremd und bei anderen langweilig (232, 3).

Es fehlt ihr eben das Edelste des Menschen, das Gefühl, das Mensch an Menschen bindet und ein näheres Verhältnis zur Gottheit ermöglicht. Auch hierin ist Kunigunde das Gegenteil von Käthchen. Es wohnt kein Gott in ihr (220, 6). Aber auch kein dämonisch-böses Wesen treibt in ihr sein Spiel. Sie hat überhaupt keine innere Beziehung zu jemand anders als zu sich selbst. Was über den Gesichts- und Interessenkreis ihres Ich hinausgeht, hat für sie keine Bedeutung. Maßlose Eitelkeit und Ausbreitung ihrer persönlichen Machtsphäre sind die Triebfedern ihres Handelns. Lebenswerte, die darüber hinausgehen, erkennt sie nicht an. Die Befriedigung ihrer Selbstsucht und ihres Eigennutzes ist für sie einzig erstrebenswert. Diesen Zielen wird alles skrupellos aufgeopfert. Im Gegensatz zu Käthchens Bescheidenheit, Demut und vollkommener Selbstlosigkeit, ist Kunigunde das Bild des äußersten Egoismus. Nur ihre blendende Schönheit und die Virtuosität, mit der sie ein edles Innere, mit der sie „Gefühl" heuchelt, täuscht ihre Umgebung über ihre ganze Armseligkeit.

Der einzige, der sie zu durchschauen beginnt, ist Freiburg, der das zweifelhafte Glück, einer ihrer Freier zu sein, genießen durfte. Freiburg aber ist — das beachte man wohl — ein Mensch, dem

das Gefühlsleben schlechthin das Heiligste ist. Er merkt, daß er sein Gefühl in eine Pfütze geworfen hat (220, 10. 16). Er sieht, daß Kunigunde alles fehlt, was das Leben erst lebenswert und den Menschen erst zum Menschen macht (220, 27 f.).

Der positive Gedanke dieses Zuges ist: nur der Menschen Gefühl kann den täuschenden Schein der Dinge durchdringen. Sinne und Verstand kommen nicht an das Wesen der Dinge heran.

Kunigunde tritt nun dem Grafen vom Strahl in einem für ihn kritischen Augenblick gegenüber. Das Erwachen der Liebe zu Käthchen hat ihn aus seiner Bahn getrieben. Würde Strahl seinem Herzen folgen, so wäre die Bestimmung des Traumes erfüllt. Er übertönt aber des Herzens Stimme und verfehlt somit zeitweilig seine Bestimmung und sein Glück. Der Graf wird schon irre geleitet durch die augenfällige Ähnlichkeit, die Kunigundes Betragen bei ihrem ersten Zusammentreffen zu dem Käthchens zeigt. Wie diese wirft sich Kunigunde bei seinem Anblick zu seinen Füßen nieder. „In Staub gestreckt" liegt sie vor ihm (223, 32; vgl. 197, 6). Als geschmähte und geschändete Jungfrau (223, 29) gibt sie sich in den ritterlichen Schutz des Grafen und gibt dadurch der für sie unangenehmen Situation eine geschickte Wendung. Zudem macht ihr demütig mädchenhaftes Auftreten Eindruck auf den Grafen, in dessen Seele Käthchens Bild lebt. Bricht ihre rasende Leidenschaft durch, wie beim Falle des Burggrafen von Freiburg (226, 32; 227, 5. 14) und stellt den Eindruck, den sie auf ihren Retter gemacht hat, in Frage, so ist sie doch sofort wieder Herrin der Situation: sie spielt die Schwache (227, 19) und lenkt dadurch das Interesse wieder auf sich. Auch die Kunde, daß sie sich in den Händen ihres Feindes befindet, bringt sie nicht aus der Fassung. Im Gegenteil, es gibt ihr Gelegenheit, ein Gefühl, daß ihr ‚plötzlich im Busen entflammt' sei (229, 12) zu heucheln und ihre innere Seelenschönheit noch zu betonen (229, 15). Ihm, den sie jetzt mit „mein Gebieter" (229, 25) anredet, überläßt sie, scheinbar uneigennützig, alles, was ihr eigen ist. Vornehmlich sind es also ihre urplötzliche Ergriffenheit (228, 4) und ihr — scheinbar — impulsiv hervorbrechendes Gefühl, wodurch der Graf sympathisch berührt wird. Die Parallele zu Käthchen ist deutlich. In äußerst geschickter Weise zeigt Kunigunde schon hier, wie sie den Augenblick für sich nutzbringend zu gestalten versteht, indem sie dem Grafen ihre Intentionen aufzwingt und dadurch Gelegenheit bekommt, in seiner Nähe zu bleiben (229, 28). Mit feiner Ironie

zeigt der Dichter ihren blitzschnell aufkeimenden Plan an: „Ich bitt' um Eure Hand!" (230, 13).[1])

Der Parallelismus zwischen Kunigunde und Käthchen war in der Phöbusfassung noch mehr ausgeprägt. Hier apostrophiert Kunigunde den Grafen gleich bei ihrem ersten Zusammentreffen mit „mein hoher und verehrter Herr". Im 10. Auftritt zeigt sie dann, ohne den Grafen näher zu kennen, eine genaue Kenntnis der Gemütsanlage des Grafen und richtet ihr Benehmen danach ein. Diese Fassung zeigt des Dichters Absicht noch deutlicher. Vgl. darüber unten im Kapitel von der Melusinenfabel.

Auf Schloß Wetterstrahl erfährt Kunigunde von dem Traum des Grafen. Sie glaubt selbstverständlich nicht an dies Geschwätz (232, 3), und erst als sie das lukrative Moment darin erblickt, wird sie interessiert. Die Erzählung des Traumes gewährt ihr einen tiefen Blick in das Innere des Grafen. Ganz bewußt und klug berechnend sucht sie diese Kenntnis von Strahls psychischen Anlagen für sich auszunutzen. Es leitet sie dabei nichts als ihr Egoismus. Durch das Stellen von Leimruten gibt sie selbst einen feinen Kommentar für das, was in ihrer Seele vorgeht (II, 10).

Bei der Zusammenkunft auf Schloß Wetterstrahl (II, 12) erreicht Kunigunde ihr Ziel. Scheinbare Uneigennützigkeit und Selbstlosigkeit sind, in deutlicher Parallele zu Käthchen, die Schlingen, in die Strahl fällt. Kunigunde entsagt allen Ansprüchen auf die Herrschaft Stauffen und zerreißt in gemachter plötzlicher Aufwallung alle Papiere, die scheinbar ihren Anspruch begründen (239, 20). Sie heuchelt immer momentan hervorbrechendes Gefühl. Alles, was vorher klug berechnet ist, bekommt den Eindruck der jähen, augenblicklichen Überwältigung. Bei Käthchen kommt das Wort Gefühl kaum vor. Sie hat das Gefühl unbewußt in ihres Busens stillem Reich. Kunigunde legt gerade Wert darauf, „Gefühl" und „Herz" als Triebfeder ihres Handelns immer wieder zu betonen (229, 5; 229, 12; 229, 14; 236, 18; 239, 2; 239, 17; 239, 27 u. a.). Es ist ihr raffiniertester Kunstgriff, die Gefühle zu affektieren, die bei Käthchen echt sind und die den Grafen so ergreifen.

Immer nachdrücklicher betont sie die unbeirrte Einheit des Gefühls, vor der alle äußeren Hemmungen vergehen, die jede Scheide-

---

[1]) Ähnliche Fälle kühner Ironie 264, 1; 303, 23. Vgl. Minor. Euph. I (1894, S. 582), der nur 264, 1 anführt.

wand, die sie noch von ihrem Retter trennt, zu überwinden imstande sei (239, 2. 27). Überschnell zeigt sie ihm sämtliche Möglichkeiten liebender Unterwürfigkeit, deren sie fähig ist. Für sie gibt es von nun an kein anderes Glück mehr, als ihr ganzes Leben zu verbringen, ihn zu preisen, ihn zu lieben (239, 31). Sie erscheint ihm daher in jeder Beziehung als das Mädchen, das fähig wäre, ihn zu lieben (231, 21). Meisterhaft führt sie die Rolle durch, so daß der Graf glaubt, in ihr die ihm bestimmte Braut zu finden. Kunigunde hat das erreicht, was sie zielbewußt wollte. Der Graf schickt ihr das Dokument, das die von ihr einzig ersehnte Schenkung der Herrschaft Stauffen erhält, als Brautgeschenk (248, 22). Sie nimmt es an, doch ihre Hand sagt sie ihm nicht zu, sondern weicht aus (249, 10). Sie steht am Ziel. Sie ist im Besitz des Dokumentes. Aber einstweilen ist sie sich noch nicht darüber klar, wie sie sich aus der Sache ziehen soll. Sie schreibt dem Grafen vorläufig einen Brief voll doppelsinniger Fratzen (249, 9). An eine Hochzeit mit dem Grafen scheint sie nicht zu denken; denn es wird auch hier wie gewöhnlich sein, daß sie, wenn die Glocke geht, nicht Wort hält (248, 33). Der Graf wird das Los der anderen Freier teilen und entlassen werden, während Kunigunde im Besitz des Dokumentes bleibt. Kunigunde verliert dadurch viel an Eigeninteresse, weil sie keine innere Leidenschaft treibt (wie z. B. Marwood). An den Grafen knüpft sie kein anderes Band als die niedrigste Habsucht. Die Figur ist eben nur zu würdigen in ihrer Beziehung zum Grafen. Es interessiert weniger, was sie ist, als was sie für den Grafen ist. Das zeigt Anlage, Linienführung und Schluß.

Der Überfall des Rheingrafen auf die Burg Thurneck durchkreuzt Kunigundens Rechnung. Das Dokument bleibt in den Flammen. Ihr erster Gedanke ist diese Schenkungsurkunde (261, 25). Diese zu gewinnen, gilt ihr ein Menschenleben nicht zu teuer. Wiederholt schickt sie Käthchen in die Flammen, um das Futteral zu holen (262, 10 ff.). Widerwärtige Liebenswürdigkeit, wenn es die Befriedigung ihres Egoismus' gilt (262, 10; 265, 9; 264, 31), und scheusel'ge Roheit, wenn sich Widerstände bieten (270, 28; 271, 6; 269, 32), wechseln sich ab. Der Graf beginnt sie allmählich zu durchschauen (270, 2). Es gelingt ihm, Kunigunde zu verstehen, weil jetzt bei ihm das Gefühl die Herrschaft in der Seele übernimmt (vgl. Freiburg). Also wieder der Gedanke: nur das Gefühl dringt zu dem Wesen der Dinge vor — durch Sinnenschein und Verstandes-

Überlegung hindurch. Strahl wird ihr zunächst unter dem Einfluß Käthchens entfremdet. Das überirdische Eingreifen der Himmlischen zugunsten Käthchens wirkt entscheidend mit. Neue Versuche, den Grafen zu födern (275, 15), schlagen nicht an. Ihr Einfluß auf den Grafen ist jetzt gebrochen: der Graf hat sich innerlich von ihr abgewandt. Die Auffindung des Futterals, das die Schenkungsurkunde von Friedrich, Graf v. Strahl enthält, beleuchtet grell ihr ganzes eigennütziges Wesen; ihre wahre körperliche Häßlichkeit kommt schließlich auch an den Tag.

Vergeblich sucht sie zu retten, was zu retten ist. In ihrer todbrohenden Raserei versucht sie Käthchen zu vergiften (290, 16). Die Erde hat nicht mehr Raum für beide (291, 14). Die Entdeckung dieses Planes verstrickt sie nur noch mehr, und als der — jetzt vom Gefühl geleitete — Graf sie in der Morgenstunde, als „ihre Reize auf den Stühlen liegen“ (298, 31), aufsucht und ihr wahres Wesen erkennt, hat sie für immer ausgespielt. Sie sieht es selbst und wünscht, daß die Erde sie verschlänge (304, 2). Sie ist am Ende ihrer Fähigkeit. Ihr Einfluß ist für immer dahin und mit ihm die Möglichkeit, ihre selbstsüchtigen Wünsche zu befriedigen. Mit Schimpf beladen sieht sie am Ende als die Düpierte dem Gang der Ereignisse zu (312, 9).

Man hat auch hier den Schluß getadelt und ihn so umgeändert, daß Kunigunde in einen Kerker verbannt wird. Diese sog. Verbesserung verkennt die poetische Idee des Schauspiels gänzlich. Kleist hat es mit richtigem Instinkt vermieden, das Drama mit einer richterlichen Bestrafung abzuschließen. Kunigundens äußerer Betrug und innere Seelenroheit sind offenbar geworden und so völlig gefahrlos und erledigt für den Grafen. Sie steht am Schluß da als das wesenlose Bild, das Strahl jetzt mit ironischen Worten persiflieren kann. Eine juristische Bestrafung im allgemeinen Interesse würde das Stück nicht gerade geschmackvoll abschließen, abgesehen davon, daß die große Entwicklungslinie dadurch geradezu gestört würde.

## § 9. Gedankengehalt.

### Das Gefühl.

Aus der Analyse der charakteristischen Gestalten ergibt sich, daß es sich im Käthchen nicht darum handelt, daß „Stockjunkertum durch

hingebende Liebe besiegt“ werde. Das Drama wurzelt viel tiefer in Kleists Leben und Weltanschauung. Persönliche Leiden und geistige Kämpfe sind darin gestaltet und jahrelanges vergebliches Tasten und Suchen, aus innerer Zerrissenheit herauszukommen, hat hier seinen Ausdruck und seinen vorläufigen Abschluß gefunden.

Kleists besonders durch Wielands Schriften genährte optimistische Weltanschauung, ruhend auf der, wie es schien, philosophisch gesicherten Überzeugung von einer unendlichen Fort- und Aufwärtsentwicklung des Menschen, war durch Kants Kritik des Dogmatismus zerschlagen. Dessen erkenntnistheoretische Auseinandersetzungen hatten weiter den Anlaß zu dem schwerwiegenden Irrtum gegeben, der die weitgehendsten Folgen hatte: die ganze Außenwelt, ja sogar die Innenwelt sei ein bloßer Schein, eine bloße Phantasmagorie; Verstand und Sinne, die Organe der wissenschaftlichen Welterkenntnis, seien argen Täuschungen unterworfen und taugten daher nicht zur sicheren Orientierung; das Wesen der Dinge, die Welt an sich sei durch sie unerkennbar. Wie diese rein theoretische Einsicht auf das Lebensgefühl der Kleistischen Gestalten von den Schroffensteinern an, namentlich im Amphitryon, gewirkt hat, wird unten kurz gezeigt. Das „Käthchen“ hängt seinem Problem nach durchaus mit diesen Dramen zusammen. Es ist, um es vorwegzunehmen, der vorläufige Abschluß der metaphysischen Zweifel und der Versuch einer positiven Lösung mittels der bereits durch Rousseau, Wieland, Goethe u. a. entwickelten Lehre vom „Gefühl“. Die Anschauung, die Kleist im „Käthchen“ zeigt, wird zudem noch durch romantischen Einfluß mitbestimmt. (Tieck, Z. Werner.)

Verlieren durch Kants Idealismus — so schien es wenigstens — Sinneswahrnehmung und Verstandesurteil ihren Erkenntniswert, so steigt naturgemäß in seinem Wert das von Sinneswahrnehmung und Verstand unabhängige „Gefühl“. Es ist imstande, eine innere Welt als die wahre aufzubauen; die Außenwelt als die des Scheins sinkt zur Bedeutungslosigkeit herab. Es ist auch imstande, das Wesen der Dinge zu erfassen, weil es selbst das Wesen des Menschen ausmacht. Aus diesen Voraussetzungen ist das „Traum“-leben Käthchens zu verstehen. Im „Traum“, d. h. eben in dem Leben und Sich-Entfalten jenes „Gefühls“ als des Kernes der Seele, glaubte Kleist bei der Entwertung der Außenwelt ein wertvolleres, weil rein innerliches Leben zu genießen. Der „Traum“ ist also für ihn nicht nur poetisches Motiv, sondern er gewinnt

im Rahmen dieser Anschauung an metaphysischer Bedeutung. Er ist mehr wert als die äußere Wirklichkeit.

So setzt eine veränderte Anschauung von dem Wesen des Menschen bei Kleist mit dem Kanterlebnis ein, eine veränderte Bewertung der Seelenkräfte. Der Einblick in die theoretische Beschränktheit des Menschen wirkt auf die allgemeine Lebensanschauung.

Der Mensch steht zunächst isoliert in dem unverstandenen Weltzusammenhang (§ 6). Eine Möglichkeit, sich auf dem Markte der Welt zu orientieren, scheint nicht vorhanden (§ 5 und 6). Er sieht mit Grauen seine Unfähigkeit, den Mitmenschen zu durchschauen und eine befriedigende Beziehung zur Gottheit zu gewinnen. Der Grund ist die gebrechliche Einrichtung seines Körpers. „Verstand" und „Sinnlichkeit" — d. h. „Sinneswahrnehmung" und „sinnliche Leidenschaft" — trügen. Sinnestäuschung und Verblendung durch Leidenschaften ziehen den Menschen von seiner Bestimmung ab, und alle durch den Verstand begründeten Normen, Sitte, Konvention, Pflichten, Tradition u. a. haben keinen objektiven Wert und taugen nicht zu Richtlinien des Lebens. Der Mensch wird in der Welt des Scheins und Trugs hin- und hergerissen (§ 4—7), ohne einen festen inneren Punkt zu erfassen. Nur eine Möglichkeit gibt es, diese hemmenden Schranken zu durchbrechen, den Rückgang auf das innerste Gefühl. Aber was versteht Kleist unter „Gefühl"? Das Gefühl ist gleichsam die Seele der Seele. Es ist ein höheres Wahrnehmungsvermögen und zugleich ein intuitives Erkenntnisvermögen; denn es dringt durch den Sinnenschein zum Wesen vor und schlägt den Verstand aus dem Felde (Strahl, Freiburg). Es greift ahnend in die Zukunft, ja es gibt darüber volle Gewißheit und innere Sicherheit (Käthchen). Es trägt die edelste Tugend, Demut, Selbstverleugnung, Reinheit von sinnlicher Leidenschaft. Menschen, die füreinander bestimmt sind, zieht es zueinander (Sympathie) und leitet ihren Willen. Es rührt an die Gottheit (religiöses Gefühl, s. u.) und wirkt auf andere anziehend, veredelnd, heiligend.

Der Träger dieses Gefühls ist substantiell selbständig; er verläßt den Körper des Menschen und erlebt dann den Zustand höchster Betätigung durch Sympathie und Religion. Auch im Schlaf, wenn Sinne, Verstand und Leidenschaften schweigen, waltet das Gefühl freier (Käthchen) und zeigt sein Wesen und seine Kraft. Aber nur selten tritt es so rein hervor; meist schlummert es im Dunkeln oder tritt gleichsam nur halb im Aufblitzen hervor. Manchen fehlt es ganz

(Kunigunde), einige haben es in mächtigster Kraft (Käthchen). Käthchen kann geradezu als Genie des Gefühls bezeichnet werden. Bei anderen ist es von vornherein schwach und bedarf der Lösung, Stärkung und Entwicklung (Strahl).

Dieses Gefühl muß der Mensch in sich walten lassen und sich ihm völlig, auch gegen Sinnenschein, Verstandeserwägung und leidenschaftliche Begierde, überlassen. Dann wandelt er sicher seinen Weg und erreicht das ihm von der gütigen Gottheit gesteckte Ziel seines Lebens. Wie ein Schlafwandler zieht das Genie des Gefühls seine Straße; es handelt nach dem Zeugnis der Sinne und der gesunden Vernunft unverständlich, falsch, unsinnig — und doch bleibt es im Recht. Und wer mit gleicher Sicherheit und mit gleichem Erfolg sein Lebensziel erreichen will, muß das leise sprechende Gefühl in sich kräftigen und schließlich sich ihm ganz hingeben. Nur wer diesem Gefühl unbedingt folgt, genießt ein inneres Seelenglück. Die Außenwelt verrinnt für ihn; er lebt in sich und lebt dort ganz. Das Gefühl durchwärmt ihn, stärkt ihn und trägt ihn wunderbar (Käthchen). Die Dissonanzen des Seelenlebens lösen sich schließlich. Die erkenntnistheoretischen Zweifel schwinden, Vorurteile, Gewohnheit u. a. vergehen. Die innere Einheit wird erreicht, Scheinglück weicht dem wahren.

## Gottheit und Mensch.

Im Gegensatz zu den früheren Dramen Kleists finden wir hier zum ersten Male eine milde Gottheit, die dem Menschen nicht mehr auf jeden Fall rätselhaft ist. Man kann kurz sagen: es ist die Anschauung von Gott als einer gütigen Vorsehung, christlich gefärbt, doch alles Dogmatischen entkleidet und umgedeutet.

Eine unmittelbare Beziehung zwischen Mensch und Gott ist möglich. Wenn die hemmenden körperlichen Bande sich lösen oder abgestreift sind (Traum), wird das höhere seelische Sein wach. Die Seele spürt Gott und empfängt unmittelbar auf wunderbare Weise Richtlinien und Winke von ihm. Auch im gewöhnlichen Leben wirkt die Gottheit auf den Menschen und zwar eben durch das „Gefühl". Sie senkt ihm den Zug der Sympathie wunderbar in das Herz, indem sie die Seelen der Menschen füreinander bestimmt. Diese „Sympathie" bestimmt das Verhalten des Menschen. Daher die elementare Wirkung, wenn ein Mensch sich mit dem Willen der

Gottheit in Einklang weiß (§ 2), daher auch die religiöse Färbung des sympathetischen Zuges. Da dieser Zug gottgewollt ist, fließen Liebe und Religion ineinander über (§ 3). Das innerste Gefühl schließt so die ganze göttliche Bestimmung des Menschen in sich und überwindet alle irdischen Schwächen, da es sich mit der Gottheit in Beziehung weiß.

Der Mensch hat vermöge seiner verschiedenen Anlage eine verschiedene Stellung zur Gottheit. Das Genie des Gefühls — Käthchen — folgt dem inneren Zuge vollkommen. So trägt es sein Glück in sich und kommt unbeirrt zum Ziel.

Folgt der Mensch seiner sinnlich triebhaften Natur, pochend auf die Zulänglichkeit derselben, läßt er sich von Sinneswahrnehmung und Verstandesreflexion bestimmen — Graf Strahl —, so treibt ihn alles von seiner wahren Bestimmung ab. Alle diese Seelenvermögen sind — das muß er mehr und mehr einsehen — unzulänglich und treiben ihn in Verwirrung. Die Möglichkeit, durch eigene Kraft aus diesem Dilemma herauszukommen, scheint ausgeschlossen. Das Gefühl der Unbefriedigtheit bleibt. Ein Zug von Tragik geht so durch sein Leben, da er trotz des reinsten Willens und redlichsten Strebens sein Ziel nicht erreicht (§ 4—7). Aber die gütige Gottheit greift ein durch einen Menschen, der dem Göttlichen näher steht als andere, weil er ausgestattet ist mit der genialen Kraft des Gefühls. Käthchen erlöst den im Irdischen befangenen Grafen. Sein inneres Gefühl wird unter Käthchens steter Einwirkung geklärt und gestärkt, bis es die Kraft gewinnt, in seiner Seele so zu herrschen, wie es bei Käthchen von Anfang an herrschend war.

Dies ist Käthchens von der Gottheit aufgetragene Mission. Durch demütige Hingabe, Selbstverleugnung und Aufopferung, die sie bis zur Heiligen erheben, steigert Käthchen ihre einwirkende Gefühlskraft und vollendet schließlich ihr Erlösungswerk, ohne davon zu wissen und ohne es zu wollen.

Es ist kein dogmatischer Gefühlsoptimismus, der uns im Käthchen entgegentritt, sondern eine stille Gefühlssicherheit, die nur in sich ruht und auf die äußere Welt resigniert, die, sich selbst genug, einem inneren, metaphysisch bedingten, mächtigen Zuge folgt. Demut, Liebe, Hingebung, Selbstaufopferung geben der ganzen Anschauung im Einklang mit ihrem dualistischen Grundprinzip einen entsagungsvollen, asketischen Zug.

Man erkennt in undogmatischer Form Grundbegriffe des Christentums wieder: Gnade Gottes, Erlöser und Erlösung, Wunder, Abwendung von der Welt, Demut und liebende Hingabe. Sichtlich werden hier christliche Werte neu gedeutet und für die eigene Lebensanschauung fruchtbar gemacht.

Käthchen ist keine Tragödie geworden, wie wohl ursprünglich beabsichtigt war (vgl. Br. S. 371, 21), sondern ein Schauspiel, das mit einem rauschenden Hochzeitszuge schließt. Man hat daher hoffnungsfreudige, heitere, hochzeitliche Stimmung aus dem Stücke herausgelesen. Dem widersprechen aber einige hart an Tragik streifende Situationen (s. o.) und ernste, beinahe erschütternde Worte Strahls (S. 294, 33; 300, 22 ff.; vgl. Amphitryon). Freilich: Kleist sieht in dem Stück endlich die Möglichkeit, über Kant, wie er ihn auffaßte, hinauszukommen. Die innere Einheit ist wieder gefunden; ein vorläufiger Ruhepunkt ist erreicht. Aber trotzdem gewinnen wir von dem Dichter des „Käthchen" denselben Eindruck, den G. H. Schubert von Kleist in Dresden gewann: „H. v. Kleist, dieser merkwürdige Geist mit naturkräftigen, zugleich aber wie von einem schmerzhaften inneren Weh gebundenen Schwingen" ... (Selbstbiogr. II, 1, S. 221). Eine andere Stelle finde hier noch Platz, die den Eindruck wiedergibt, den Tieck in Dresden von Kleist gewonnen hat. „In seiner Bildung hatte er die verschiedenartigsten Gegensätze durchgemacht, ohne sie zu überwinden. Kantische Philosophie und Militärdisziplinen, Poesie und Naturwissenschaften, Skepsis und gläubige Mystik hatten ihn angezogen und erfüllt. Namentlich glaubte er Kant's Philosophie trefflich zu kennen. Von allen Seiten her suchte er die Rätsel des Lebens aufzufassen, und angstvoll arbeitete er sich an ihrer Lösung ab, ohne weiter zu kommen ... In dieser Zeit war er bereits mit seinem Hauptwerke „Käthchen von Heilbronn" beschäftigt. Er gewann Zutrauen genug, es Tieck mitzuteilen. Auch dieser erkannte das bedeutende dramatische Talent, aber zugleich auch, wie der Dichter im Kampfe mit den Zweifeln und Versuchungen zu unterliegen drohte, deren Gewalt er an sich selbst erfahren hatte."

(Köpke, L. Tieck I, S. 339.)

---

## III. Kapitel.

# Kurze Entwicklung von Kleists Lebensanschauung bis zum „Käthchen“.

Eine kontinuierliche Entwicklung von Kleists Weltanschauung kann hier nicht gegeben werden. Es seien nur einige Gedanken und Probleme hervorgehoben, die Kleist vornehmlich bewegten, und die ihn noch im „Käthchen“ stark beschäftigt haben. Die Gottesvorstellung und das Verhältnis von Mensch zu Mensch stehen im Vordergrund. Um den jähen Zusammenbruch über Kant und das lange Nachzittern dieses Erlebnisses recht zu begreifen, muß m. E. die idealistisch-optimistische Glückseligkeitsphilosophie des jungen Kleist ernster genommen werden, als es gemeinhin der Fall ist; denn ihr opferte Kleist seine Lebensstellung, ihr zuliebe setzte er sich in schroffen Gegensatz zu den herrschenden Anschauungen und ihr weihte er kostbare Jahre angestrengtester Arbeit, die ihm später nutzlos und ewig verloren erscheinen mußten.

Schon in der Jugend bildet sich Kleist, nachdem er sich „leicht“ von dem traditionellen Christentum losgesagt hat, eine eigene Religion (V, 49, 34; 203, 34), die seine ganze Seele erfüllt. Ein heiliges Ziel steht ihm vor Augen; es treibt ihn, nie einen Augenblick hinieden still zu stehen und immer unaufhörlich einem höheren Grade von Bildung entgegenzuschreiten. Denn Zweck des Lebens und der ganzen Schöpfung ist die unendliche Vervollkommung des Menschen, die selbst mit dem Tode nicht aufhört.

Seinen Entschluß, den Soldatenstand, dem er nie von Herzen zugetan war (V, 31, 18), zu verlassen, leitet Kleist aus der Bestimmung des Menschen ab, „glücklich zu sein“ (V, 26, 14). Ganz im Stile des 18. Jahrhundert, namentlich Rousseaus, sucht er sich von der inneren Natur des Menschen aus zu orientieren und die „himmlische

Kraft der Seele" frei wirken zu lassen; denn das Glück kann nicht von äußeren Zufällen abhängen, sondern „es muß ein Glück geben, das sich von den äußeren Umständen trennen läßt" (IV, 58, 32). Lesen wir, daß Kleist versucht, dieses „innere Glück" „an die Tugend zu knüpfen", so genügt das, die Ideenreihe, die sich an den Namen Shaftesbury knüpft, anzuregen. Diese „Tugend" schwebt dem jungen Kleist als ein „hohes, erhabenes, unnennbares Etwas" vor, für das er vergebens ein Wort oder eine Gestalt sucht. Aber dennoch strebt er „diesem unbegriffenen Dinge mit der innigsten Innigkeit entgegen", fest überzeugt, daß der „Begriff der Tugend" der noch „dunkel und verworren" in seiner Seele liege, sich „nach und nach mehr aufklären werde" (IV, 60, 25 ff.). Die Tugend, als deren erhabene Vorbilder ihm Sokrates und Christus (IV, 71, 30; V, 48, 33) gelten, ist der Weg zur allmählichen sittlichen Vervollkommung und der stufenweisen Annäherung an die Gottheit (IV, 72, 1; V, 153, 7). Zugrunde liegen dieser Anschauung Gedanken der mittelalterlichen Metaphysik und des 18. Jahrhundert, wie sie namentlich von Leibniz und im Anschluß an diesen „Platon unserer Zeit" (Suppl. I, 134) von Wieland ausgebildet sind.

Wie groß der Einfluß dieses Dichters auf die Jugendbriefe Kleists ist, zeigt schon ein oberflächlicher Vergleich. Heranzuziehen sind hier namentlich die platonischen Jugendschriften Wielands, die in den Supplementen zu den Sämtlichen Werken 1797/98 abgedruckt sind. Kleists Stil und Gedanken, die gefühlvoll-optimistische Betrachtungsweise sind zum großen Teil Wielandisch; nur hört man bei Kleist dazwischen schon kräftigere Töne. Ganze Sätze und Wendungen werden von Kleist aus Wielands Werken übernommen, so z. B. V, 442, 1—9 mit zwei kleinen Abweichungen aus Wielands „Gesicht von einer Welt unschuldiger Menschen" Suppl. IV, S. 105: „Geschöpfe, die den Werth ihres Daseyns empfinden, die ins Vergangene froh zurücksehen, das Gegenwärtige genießen und in der Zukunft Himmel über Himmel in unbegrenzter Aussicht entdecken; Menschen, die mit allgemeiner Freundschaft sich lieben, deren Glück durch das Glück ihrer Nebengeschöpfe vervielfacht wird, die in der Vollkommenheit unaufhörlich wachsen — o wie selig sind sie!"

Auf Einzelheiten kann hier nicht näher eingegangen werden. Es genügt festzustellen, wie Kleist das Wielandische Weltbild sich zu eigen macht, wie er aber über Wieland hinausgehend mit der ihm eigenen Konsequenz diese im wesentlichen angelesenen Gedanken

ins Leben umzusetzen sucht. Vor diesem höchsten Zweck müssen alle Anforderungen, die das gewöhnliche Leben stellt, ja seine eigenen persönlichen Wünsche weichen.

„Schildert die Tugend mit der Begeisterung, die ihr Anschauen erweckt, und beweiset an euch selbst, daß der tugendhafteste Mensch der glücklichste ist," ruft Wieland dem Leser zu (Suppl. II, S. 51. Vorbericht zu den Erzählungen), und ähnlich hören wir von Kleist: „die Tugend macht nur allein glücklich ... einzig allein nur die Tugend ist die Mutter des Glücks und der Beste ist der Glücklichste." (IV, 60, 1 u. 10.)

Verankert ist diese Anschauung in dem festen Glauben an eine allweise und allgütige Gottheit, die als das höchste und vollkommenste Wesen die Menschen zu sich heraufführt. Hier spielt herein der Leibnizische Gedanke von Gott als der höchsten Zentralmonade, und daß alle Vorstellungen zur Klarheit und Deutlichkeit geführt werden sollen.

Ein Traum kann diese Sehnsucht nach Glück, oder was dasselbe ist, das Streben nach der höchsten Tugend nicht sein; denn „der Inbegriff aller Dinge muß die Ursachen und die Bestandteile des Glückes enthalten, . . . die Gottheit wird die Sehnsucht nach Glück nicht täuschen, die sie selbst unauslöschlich in unserer Seele erweckt hat, wird die Hoffnung nicht betrügen, durch welche sie unverkennbar auf ein für uns mögliches Glück hindeutet." (IV, 58, 5; V, 30, 9.)

Sich aufzuklären und sich zu bilden, gilt Kleist als eine der heiligsten Pflichten (V, 32, 3; 28, 5), und das höchste Glück und die vollen und überschwenglichen Genüsse ruhen für ihn „in dem erfreulichen Anschauen der moralischen Schönheit unseres eigenen Wesens" (IV, 61, 23; V, 28, 30); ja „es liegt in der Tugend eine geheime göttliche Kraft, die den Menschen über sein Schicksal erhebt" (IV, 62, 26). Aktiv stellt Kleist seine Seele der Welt entgegen. „Wo kann der Blitz des Schicksals mich treffen, wenn ich es fest im Innersten meiner Seele bewahre?" — Und hier traf es ihn.

Es wurde festgestellt, daß Kleist im Anschluß an Wieland und die Anschauung des 18. Jahrhunderts seine idealistische Philosophie auf die Gottesvorstellung gründete. Gott ist der gütige und allliebende Herr der Welt, der alle Dinge weise ordnet und die ganze Schöpfung in wundervoller Harmonie erhält. Der Mensch begreift die Gottheit von seinem inneren Wesen aus; die Ausbildung des

inneren entwicklungskräftigen Kernes des Menschen bringt ihn stufenweise der Gottheit näher (V, 153, 7).

Die Spannungen und Konflikte, in die ihn solch himmelansteigendes Streben bringen mußte, werden von Kleist wohl schmerzlich empfunden, aber mit staunenswerter Unverdrossenheit ertragen. Amt, Familie, Ehre, „äußeres Glück" und Ansehen, „die ganze elende Last von Vorurteilen" (V, 175, 25) sind ihm fast eine Hemmung auf dem Wege zu dem erhabenen Ziele. Ja, mit solcher Konsequenz wird der Gedanke auf die Spitze getrieben, daß er seiner Braut unumwunden erklärt, sie müsse in der Rangordnung hinter seinem „höchsten Zwecke" zurücktreten[1]) (V, 59, 28). Sein Streben scheint ihm so heilig, daß er „diesen beiden Zwecken, Wahrheit zu sammeln und Bildung zu erwerben, die kostbarsten Opfer brachte." — „Du [Wilhelmine] kennst sie," setzte er bezeichnenderweise hinzu.

Man mag die hier kurz angedeuteten Gedanken Kleists als „altklug", „unreif" oder mit anderer Bewertung abtun; die nun folgende Katastrophe wird man nur verstehen, wenn man sie im Sinne Kleists auffaßt. Kleist, der strengste „Konsequenz, Zusammenhang und Einheit in seinem Betragen" erstrebte, war es mit seiner Weltanschauung voller Ernst. Alle seine Gedanken, Empfindungen und Handlungen hatten Bezug auf das eine Ziel, „alle Kräfte seiner Seele und seines Körpers strebten nach diesem gemeinschaftlichen Ziele" (V, 42, 19), und er stellt an seine Schwester mehrfach die kühne Forderung, daß „sich Deine Wünsche und Deine Pflichten, Deine Worte und Deine Handlungen nie wiedersprechen" (V, 44, 34; 42, 21).

Es handelte sich für Kleist schlechthin um etwas „Heiliges", dem er bisher sein ganzes Leben geopfert hatte. Daher auch die tiefe Erschütterung, als ihn die Gedanken der Kantischen Philosophie in seinem Innersten trafen, daher die lange Nachwirkung dieses Erlebnisses.

Kants erkenntnistheoretische Auseinandersetzungen beschränkten Sinnlichkeit und Verstand, die Formen unserer Anschauung und unseres Denkens, auf die Welt der Erscheinung. In das Wesen

---

[1]) Diese Stelle und V, 46, 23 dürfen m. E. nicht so ausgebeutet werden, als sei Kleist ein Tyrann in der Liebe gewesen. Es ist bei der Art, wie Kleist seine idealistischen Gedanken ins Leben umzusetzen suchte, nur konsequent, alles, auch sein persönliches Glück, erst in zweiter Linie zu betrachten. Nach der Entwertung dieses Ideals finden sich ähnliche Gedanken über das weibliche Geschlecht nicht. Dies ist für das „Käthchen" wichtig.

der Dinge zu dringen, ist keinem menschlichen Geiste gegeben. Alle dogmatische Metaphysik, die sich vor einer eingehenden Prüfung der Erkenntniskräfte aufbaut, wird als leere Phantasterei abgelehnt. Kant, der gerade einen Beweis für die einzig mögliche Erkenntnis der Wirklichkeit gegeben hatte, wurde von Kleist, wie von vielen seiner Zeitgenossen, dahin falsch verstanden, als habe er eine Scheinwelt behauptet und jede objektiv gültige Erkenntnis abgeschnitten. Dieses Mißverständnis entzog Kleists ganzem bisherigen Leben den Inhalt; „eine unaussprechliche Leere" erfüllte sein Inneres (V, 205, 33). Sein Lebensziel, das er so eigenwillig und stolz den Anschauungen der gleichgiltigen Menge entgegengestellt hatte, war nun entwertet; denn die Menschen können nie mit Sinnen und Verstand das Wesen der Dinge erfassen, sie können nie entscheiden, „ob ihr Auge ihnen die Dinge zeigt, wie sie sind, oder ob es nicht etwas zu ihnen hinzuthut, was nicht ihnen, sondern dem Auge gehört. So ist es mit dem Verstande. Wir können nicht entscheiden, ob das, was wir Wahrheit nennen, wahrhaft Wahrheit ist, oder ob es uns nur so scheint. Ist das letzte, so ist die Wahrheit, die wir hier sammeln, nach dem Tode nicht mehr — und alles Bestreben, ein Eigenthum sich zu erwerben, das uns auch in das Grab folgt, ist vergeblich —". Tief wird Kleist durch die „Spitze dieses Gedankens" in seinem heiligsten Innern verletzt. „Mein einziges, mein höchstes Ziel ist gesunken, und ich habe nun keins mehr" (V, 204, 34).

Man betrachtet gemeinhin diese philosophische Krise als eine Episode, die bald überwunden wird. Ja, Meyer-Benfey bezeichnet sie als „unvermeidlich und heilsam". Er behauptet, „daß Kant ihm (Kleist) in Wahrheit einen unschätzbaren Dienst leistete, indem er ihn von einem so lange verfolgten, notwendig erfolglosen Irrwege zurück und auf den rechten Weg, den Weg zu seinem wahren Selbst brachte". Beinahe das Gegenteil scheint mir richtig. Denn nur aus der Erschütterung durch Kant ist zunächst das dumpfe Brüten über „das dunkle rätselhafte" Dasein und den unbegreiflichen Willen, der über der Menschengattung waltet (V, 248, 1), ist das Suchende und Tastende vieler Kleistischer Gestalten, ist endlich manche „spitzfindige" Problemstellung in den Dramen Kleists recht zu verstehen.

Recht beliebt, aber wenig berechtigt ist es, bei jeder Gelegenheit zu pathologischen Ausdeutungen zu greifen. Auch Meyer-Benfey erfaßt m. E. das spezifisch Kleistische nicht dadurch, daß er abwechselnd „Pessimismus" und „Optimismus" konstatiert. Pessimismus ist

nach ihm „Herrschaft der äußeren Umstände über den menschlichen Willen.“ ... „Pessimist ist Kleist, wenn sein bestes Wollen versagt hat.“ ... „Sobald ihm durch ein gelungenes Werk das Gefühl seiner Kraft wiedergeschenkt ist, kehrt auch sein Optimismus zurück.“ (?)

Nur ganz vorübergehend verlassen Kleist die tiefbohrenden Gedanken und Zweifel; er bemüht sich, „die ganze unselige Spitzfündigkeit zu vergessen, die Schuld an dieser inneren Verwirrung ist,“ und von fern aufleuchtend zeigt sich ihm ein stilles „Glück“, bei dem er „Alles aufgeben könnte, was jenseits der Berge liegt“ (225, 11). Aber er kann der vielen Widersprüche in seinem Herzen, in die ihn die Überspannung seiner Ideale und die unselige Verquickung der Umstände gebracht haben, nicht Herr werden, und so entringt es sich seiner Brust: „So widersprechen sich in mir Handlung und Gefühl. — Ach es ist ekelhaft zu leben“ (V, 227, 34).

Durch jede Zeile seiner impulsiven Gefühlsäußerungen klingt es: weg von dem „traurigen Felde der Wissenschaft“ und hin zu einem neuen Ziele! Es ist interessant zu beobachten, wie Rousseau jetzt für ihn an Bedeutung gewinnt. (Rousseau wird in dem Kantbrief zum ersten Male lobend erwähnt, von nun an öfter; V, 202. 218. 227. 238. 247 u. a.) „Ach Wilhelmine, welch unsägliches Glück mag in dem Bewußtsein liegen, seine Bestimmung ganz nach dem Willen der Natur zu erfüllen!“ Es erwacht in ihm die Sehnsucht nach der Natur, nach dem stillen, idyllischen Landleben, vor allem nach Ruhe. Mit Wehmut denkt er an die glückliche (erste) Dresdener Zeit, wo er seine innere Einheit noch nicht verloren, wo auch er noch glaubte, was er an Karoline von Schlieben schreibt: „Was Ihnen Ihr Herz sagt, ist Goldklang,“ oder „[diese Vorschriften] sind nicht für den, dem ein Gott in seinem Innern heimlich anvertraut hat, was recht ist“ (V, 233, 35).

Aber immer wieder fassen ihn die alten Gedanken, die noch der Lösung harren, mit eisernen Klammern, und immer steht im Vordergrund der Gedanke von der Beschränktheit der menschlichen Erkenntnis, „daß wir selbst im Tode noch nicht ahnden, was der Himmel mit uns will, wenn niemand den Zweck seines Daseins und seine Bestimmung kennt, wenn die menschliche Vernunft nicht hinreicht, sich und die Seele und das Leben und die Dinge um sich zu begreifen (V, 249, 5). „Kann Gott von solchen Wesen Verantwortlichkeit fordern? Man sage nicht, daß eine Stimme im Innern uns heimlich und deutlich anvertraue, was Recht sei“ (249, 10).

Konsequent verfolgt Kleist den Gedanken: Gibt es nichts Festes und Objektives, so gibt es auch nichts „absolut Böses." Wir mögen „am Ende thun, was wir wollen, wir thun recht" (249, 2). „Genießen! Das ist der Preis des Lebens!" (250, 16).

Aber dieser „eudämonische (!) Kraft- und Glückswillen", den Julius Hart geistreich, aber einseitig in allen Dichtungen Kleists, selbst im „Prinz von Homburg", als der Weisheit letzten Schluß nachweist, ist nur vorübergehend. Ein neues Ziel muß gefunden werden; denn es liegt eine Schuld auf dem Menschen, etwas Gutes zu tun (250, 20). Kleist will das „Versäumte nachholen, aber nicht mehr bloß um der Wahrheit willen, sondern für einen menschenfreundlicheren Zweck" (V, 250, 35). Eine große Tat zum Besten der Menschheit schwebt ihm vor. „Es scheint allerdings für ein thatenlechzendes Herz zunächst rathsam, sich einen großen Wirkungskreis zu suchen" (V, 259, 23). Aber er muß bald sehen, daß die lange Reihe von Jahren, in welchen er über die „Welt im Großen frei denken konnte," ihn „dem, was die Menschen Welt nennen, sehr unähnlich gemacht" hat (V, 259, 26).

Eine große Tat bleibt auch ferner sein erhabenes Ziel, dem er mit allem „Ehrgeiz" nachstrebt, doch bald nicht mehr in dem ursprünglichen äußeren Sinne, sondern unter merklichen Qualen und Schmerzen drängt sich die Gewißheit seines Dichterberufs ans Licht. Dieser inneren Vorschrift in seiner Brust (259, 31), die ihn zwingt, den ganzen Schmerz und zugleich den Glanz seiner Seele im Kunstwerk zu gestalten, gilt fortan sein Leben. Die „Familie Schroffenstein" ist die erste künstlerische Antwort auf die große Frage nach dem Sinn des Lebens.[1])

Erst neuerdings beginnt man mehr und mehr hervorzuheben, daß vieles, was zunächst sonderbar und befremdlich anmutet, nicht

[1]) Man streitet in jüngster Zeit, veranlaßt durch H. Hellmanns These (a. a. O. S. 27), ob Kleist Metaphysiker war, oder nicht. Es kommt meist über einen Wortstreit nicht hinaus. Von metaphysischer Systembildung kann bei Kleist selbstverständlich nicht die Rede sein, wohl aber von einem unstillbaren Bedürfnis nach einer Weltanschauung (man kann dies auch „metaphysisches Bedürfnis" nennen). Die Art, wie Kleist mit idealistischem Streben, aber mit unbestechlich realistischem Blick die Fülle der Erscheinungen zu erfassen sucht, ist das Unvergleichliche an seiner Kunst. Man denkt an ein Wort Rankes: „Wer die Wahrheit des Weltzusammenhanges, Gottes und der Welt mit eigener Wahrhaftigkeit sucht, wird immer verzweifeln, aber gerade in der Verzweiflung liegt der Beruf." (Vgl. Dtsch. Ztschr. f. Gesch. Wiss. 1891. S. 241.)

am mangelnden Können des Dichters liegt, sondern künstlerische Absicht ist. Kleist wollte das unbegreifliche, unverständliche Schicksalswalten darstellen, von dem die Menschen ratlos und hilflos wie Puppen am Gängelbande hin- und hergeschleudert werden. Weniger beachtet werden im allgemeinen die Voraussetzungen dieser Ansicht. Der jähe Umschwung in der Anschauung Kleists, wie er so erschütternd in den Briefen zu Tage tritt, findet sich auch in den Schroffensteinern dargestellt an lebensvollen, dramatischen Personen. Besonders deutlich zeigt dies die Entwicklung Sylvesters. Mit naivem Optimismus schaut er anfangs in das Gewirr der schaurig sich verkettenden Ereignisse. Unerschütterlich bleibt ihm der Glaube an „Gott“ und „Tugend“, die Schlagworte des jungen Kleist. Droht sein Geist unter der Wucht der Geschehnisse zusammenzubrechen, „an seinen Urquell geht er nur, zu Gott, Und mit Heroenkraft kehrt er zurück“ (v. 899/900). Aber auch ihm, wie seinem Dichter, sinkt allmählich seine Welt zusammen, und am Ende steht dieser „edle“, vom reinsten Wollen beseelte Mann da, durch den Strom der Ereignisse zu schauriger Tat hingerissen. Sein „Gott der Gerechtigkeit“ ist zu einem blöden, tückischen Schicksal umgewandelt.

Daß Kleist diese Tragik des reinsten Wollens und Nichtkönnens beabsichtigt hat, zeigt Folgendes. Mit großer Kunst werden öfter an sich scheinbar berechtigte Überzeugungen gegenübergestellt. Gefühl steht gegen Gefühl. Jeder hält seinen Weg für den rechten, und eine Entscheidung ist schlechterdings unmöglich. Der Mensch ist infolge seiner Gebrechlichkeit nicht fähig, sich richtig zu orientieren. Eine günstige Lösung wird von der Gottheit mehrmals auffallend nahegelegt, aber immer greift der Mensch vorbei, und das Rad des Schicksals geht schließlich über die armen gebrechlichen, von den Ereignissen und Leidenschaften gequälten Menschen dahin, Schuldige und Unschuldige zermalmend. Am Ende tritt der Dichter selbst aus dem Kunstwerk heraus, und wie Hohn klingt uns der grelle Schluß entgegen — Hohn auf die in der Jugend so warm vertretene optimistische Anschauung von dem edlen Kern des Menschen und seiner unendlichen Vervollkommnung und Annäherung an die Gottheit.

Der Begriff des Schicksals und die Frage nach der dunklen, rätselhaften Bestimmung des Menschen bleibt im Leben und Dichten fortan Kleists Zentralproblem. Titanisches Anstürmen gegen das blindwütende Schicksalswalten (Guiskard) und ermattetes Unterliegen (V, 301) wechseln sich ab. „Wenn uns das Schicksal so unerbittlich

grimmig auf der Ferse folgt, so haben wir alle Besinnung nöthig, um uns nur vor seinen Schlägen einigermaßen zu retten" (V, 309, 27). Dieselbe Frage steht dann auch hinter allen folgenden Dramen bis zum Käthchen.

Für den Schicksalsgedanken im Guiskard verweise ich auf die feinsinnigen Ausführungen O. Fischers (Kleists Guiskardproblem 1912). O. F. rückt den Guiskard zeitlich und gedanklich nahe an die Schroffensteiner heran. Auch im Guiskard „ein blindwütendes, unlogisches, unmenschliches Verhängnis", aber keine Ironie, sondern Tragik. Doch glaube ich nicht, daß Kleist sich in diesem großen Versuch heroischerweise von der ironischen Auffassung der Schicksalsmacht lossagt, wie O. F. meint. Namentlich im „Amphitryon" begegnen wir derselben Auffassung wieder; nur ist hier die Ironie feiner und das Problem von einer anderen Seite angefaßt. Es scheint mir ferner nicht ganz treffend, Kleists Dramen in vier Gruppen zu zerlegen, wie O. F. S. 47: „Durch das Motiv von Schicksal und Zufall ist das erste Dramenpaar beherrscht; es folgen die beiden Lustspiele, Amphitryon und der zerbrochene Krug, in denen an Alkmene und Eva die Psychologie des Gefühls am greifbarsten dargestellt wird; als drittes Doppelwesen kommen die eingestandenermaßen zusammengehörenden Hauptgestalten der Penthesilea und des Käthchens in Betracht; zwei vaterländische Schauspiele über das Verhältnis des Einzelnen zum Staat machen den Beschluß".

„Schicksal" und „Gefühl" spielen in gleicher Weise bis zum Käthchen eine Rolle, und zwar stehen sie im Wechselverhältnis; denn erst aus der Unsicherheit des Gefühls entspringt der Glaube an ein tückisches Schicksalswalten. Das zeigte die „Familie Schroffenstein". Aber während hier die äußere Handlung überwiegt, die sich in unbegreiflicher Weise verkettet und eine äußere Katastrophe herbeiführt, ist im „Amphitryon" alles in das Seelische verlegt und das Ende ist innere Vernichtung.

Man hat Alkmene, „das Muster weiblicher Treue", als eine „Vorstudie zum Käthchen" bezeichnet. Das ist falsch. Wohl aber bieten sich andere Beziehungen zwischen dem „Amphitryon" und „Käthchen". Hier ein Mann zwischen zwei Frauen, die ihm beide als Braut entgegentreten, dort Alkmene zwischen Amphitryon und Jupiter, die ihr beide als Gatte entgegentreten. In beiden Dramen die Unmöglichkeit, sich rein von sich aus zu entscheiden, und auf der Höhe der größten Verwirrung ähnlich charakteristische Wendungen

wie z. B.: „Wohin rett' ich vor Schmerz mich, vor Vernichtung" (Amph. 1225) und „Wohin flücht ich, Elender, vor mir selbst?" („Käthchen" 300, 28). Die Tragik der Alkmene wiederholt sich im Grafen vom Strahl.

Hinter beiden Dramen die echt Kleistische Frage: gibt es keine Seelenkraft, die sicher im Leben orientiert, die der Seele innern Frieden in sich schließt? Um diese Frage kreist sein ganzes Denken und Dichten. Im „Amphitryon" wird die Einheit nicht gefunden.

Eine Erkenntnis der Wirklichkeit ist nicht möglich; das zeigt sich poetisch in der Verwechslung der Gestalten. Die Verwirrung des Gefühls beruht auf der Unmöglichkeit, mit der Außenwelt in ein korrektes, einwandsfreies Verhältnis zu treten. Daß hier das Kanterlebnis dahintersteht, ist deutlich.

Nur eine bis ins Subtilste gehende Analyse könnte klar legen, wie fein das Gefühl schattiert ist, wie Alkmene sich immer tiefer und tiefer auf das Gefühl zurückzieht.

„Nimm mir
Das Aug', so hör' ich ihn; das Ohr, ich fühl' ihn;
Mir das Gefühl hinweg, ich atm' ihn noch;
Nimm Aug' und Ohr, Gefühl mir und Geruch,
Mir alle Sinn' und gönne mir das Herz:
So läßt du mir die Glocke, die ich brauche,
Aus einer Welt noch find' ich ihn heraus." (v. 1161 ff.)

Aber immer muß die Seele zu ihren Schmerzgedanken zurückkehren (v. 1377), ohne einen ruhenden Punkt zu finden. Und zum Schluß sind alle Gefühle umgebogen. Sie verflucht die Sinne,[1] die so gröblichem Betrug erliegen, sie verflucht den Busen, der so falsche Töne gibt, sie verflucht die Seele, die nicht so viel taugt, um ihren eigenen Geliebten sich zu merken (v. 2252 ff.)! Alkmene liebt am Schluß Jupiter als ihren Gatten d. h. ihr, dem menschlichen Wesen, ist ihrer Seele Frieden eingeknickt. Daß es ein Gott war, der ihr die Goldwage der Empfindung so gestört, vermindert die innere Vernichtung in keiner Weise. Für sie bleibt nur die tragische Einsicht, daß selbst das „innerste Gefühl" nicht untrüglich ist. Daher die trostlose Verzweiflung am Schluß:

„Auf der Gebirge Gipfel will ich fliehen,
In tote Wildnis hin, wo auch die Eule

---

[1]) Von den trügerischen, „treulosen", „trugverwirrten Sinnen" u. a. ist im Drama oft die Rede, z. B. v. 895, 995, 1114, 1140, 2116, 2185.

Mich nicht besucht, wenn mir kein Wächter ist,
Der in Unsträflichkeit den Busen mir bewahrt." (v. 2257 ff.)

Deshalb fürchtet Alkmene die letzte Aufklärung wie den Tod:

„Laß ewig in dem Irrtum mich, soll mir
Dein Licht die Seele ewig nicht umnachten." (2305 f.)

Und als ihr die Aufklärung geworden, sinkt sie vernichtet zu Boden. Jupiter verliert sich in den Wolken. Sie ruft ihm, dem ihre ganze Neigung gehört, nach: „Amphitryon!" (Daß sie dies dem Jupiter nachruft, darin liegt gerade die Pointe, vgl. v. 1500/05 u. 1564/68.) Amphitryon der „Gemahl" und Amphitryon „der Geliebte" gehören für sie in dem „heiligen Verhältnis der Ehe" notwendig zusammen. Aber der Geliebte kann ihr nicht als Gatte bleiben, und sie kann dem Gatten nicht ohne Liebe bleiben. Alkmene ist am Schluß in ihrem heiligsten Fühlen getäuscht, innerlich zerbrochen und vernichtet.

„Vielleicht erfährst Du noch einmal, in einer schönen Stunde, was Du eigentlich auf der Welt sollst" (V, 346, 16). Dieses Grübeln über den Zweck des Lebens ist der ewige Refrain, auf den Kleist zurückkommt. „Wer wollte auf dieser Welt glücklich sein. Pfui, schäme dich, mögt' ich fast sagen", schreibt er an Rühle, „wenn Du es willst! Welch eine Kurzsichtigkeit, o du edler Mensch, gehört dazu, hier, wo Alles mit dem Tode endigt, nach etwas zu streben. Wir begegnen uns, drei Frühlinge lieben wir uns: und eine Ewigkeit fliehen wir wieder auseinander. Und was ist des Strebens würdig, wenn es die Liebe nicht ist!" (V, 326, 19). Eine mildere Lebensstimmung bricht allmählich durch. Die Maßlosigkeit, mit der Kleist dem Schicksal seine letzten Lebensrätsel abfragte, ist einer resignierteren Betrachtung gewichen, die sich begnügt, zu ahnen, wo keine Gewißheit zu erlangen ist. „Es kann kein böser Geist sein, der an der Spitze der Welt steht; es ist ein bloß unbegriffener!" Man merkt, die Käthchen-Stimmung bereitet sich vor, wo nur noch letzte Nachklänge einstigen dumpfen Brütens zu spüren sind.

Doch vorher gibt Kleist in der „Penthesilea" noch einmal eine tragische Darstellung seiner tiefsten Seelenqualen und -freuden. Man wird in der thematischen Behandlung dieser gewaltigen Symphonie,[1]) in dem Auf- und Abfluten unbändigster Siegesfreude und wunsch-

[1]) Auf die musikalische Kompositionsweise Kleists hat zuerst Servaes (Biogr. S. 50 f. u. 94) hingewiesen.

losen Ermattens in großen Zügen die Erlebnisse des Dichters wiedererkennen. Ich fasse mich ganz kurz. Penthesileas Wesen ist die Liebe. Als Amazonenkönigin ist sie an die Gesetze des Vernunftstaates der Tanais gebunden. Sie verläßt dieses ihr von außen gesteckte Ziel und folgt ihrer eigenen Natur und der Forderung ihres innersten Gefühls. Aber zwei feindliche Mächte kämpfen in ihrer Brust, Heldentum und Liebe. Die Liebe verwirrt ihr „das kriegerische Hochgefühl", und maßloser Ehrgeiz und ungezähmte Leidenschaft drängen ihre hinschmelzende Liebe zurück. Dieses ewige Hin- und Herpendeln zwischen den Forderungen des Vernunftstaates und ihrem innersten Gefühl bringt sie in Verwirrung, stört die Einheit ihres Wesens und bedingt die tragischen Mißverständnisse, die die erschütternde Katastrophe herbeiführen. Nur auf Augenblicke leuchtet die weiblich hingebende Natur Penthesileas hindurch, wo alles Heldenhafte weggeschmolzen ist und das „heilige Kriegsgesetz" für sie keine Geltung mehr hat. Hier ist der Ansatz für eine Entwicklung nach der Richtung Käthchens gegeben, aber Handeln und Bewußtsein treiben sie in Verwirrung, während Käthchens dem Unbewußten entkeimende, alles überwindende selbstlose Liebe durch nichts gestört und verwirrt wird. Das Käthchen ist nach des Dichters eigenen Worten „die Kehrseite der Penthesilea, ihr anderer Pol, ein Wesen, das ebenso mächtig ist durch gänzliche Hingebung, als jene durch Handeln" (V, 358, 8). So schließt sich das Käthchen eng an die Penthesilea an, und es entstand dieses hohe Lied der alles bezwingenden Liebe, dieses „Märchen" von „einem zarten und lieben Kinde von überaus schimmernder Reinheit an Leib und Seele".

---

## IV. Kapitel.

# Literarische Grundlagen.

### § 10. H. v. Kleist und G. H. Schuberts „Ansichten von der Nachtseite der Naturwissenschaft“ (1808). Natürliche Sympathie. Leibliche Gebundenheit.

Zwei Auffassungen stehen sich bei der Frage nach dem Einfluß Schuberts auf Kleist schroff gegenüber. Von der einen Seite wird jeder Einfluß geleugnet, von der anderen wird eine Kenntnis somnambulistischer Probleme zur notwendigen Voraussetzung des Dramas gemacht. Es handelt sich besonders um die Szenen I, 1 und 2; II, 9; III, 14 und IV, 2. Du Prel, Wukadinović, Morris und neuerdings Lechner gehen von Schuberts „Ansichten von der Nachtseite der Naturwissenschaft“ (1808) und der „Symbolik des Traumes“ (1814) aus. Die „Ansichten“ gelten als die Hauptquelle, und die „Symbolik“ wird, allerdings mit Vorbehalt, zur Rekonstruktion persönlicher Mitteilungen Schuberts herangezogen, die für Kleist soviel Anziehendes hatten, „daß er gar nicht satt davon werden konnte“ (Schubert, Selbstbiogr. II, 228). Die beigebrachten Analogien sind verhältnismäßig gering und wenig zutreffend. Besondere Vorsicht ist auch deshalb schon geboten, weil gerade die scheinbar frappantesten Übereinstimmungen Kleists mit Schubert erst in einer späteren Auflage der „Ansichten“ [1]) stehen (vgl. Euph. VIII, 777 ff., Wukadinović gegen Morris und Lechner a. a. O. S. 42 gegen Wukadinović S. 148/49).

Gemeinsam ist diesen Arbeiten eine wissenschaftliche Ausdeutung des Käthchens im Sinne der Ergebnisse der damaligen Psychologie.

[1]) Ich zitiere nach der sehr seltenen ersten Ausgabe, von der die Universitäts-Bibliothek in Halle ein Exemplar besitzt.

Ja, selbst du Prels Methode, „die Ergebnisse der heutigen Forschung auf das Stück anzuwenden", wird von Wukadinović nicht angefochten, sondern nur auf die Hilfsmittel jener Zeit ausgedehnt. Lechner folgt im wesentlichen Wukadinović. Sein Resultat lautet: „die bei Schubert mitgeteilten Tatsachen stimmen ihrem Verlauf nach nicht immer mit den Kleistschen Ausführungen überein, aber die allgemeine Idee und die inneren Beweggründe, die den handelnden Personen Ziel und Richtung geben, sind hier wie dort dieselben."

Gegen solche Formulierung muß man vom Standpunkt der Dichtung aus protestieren; denn gerade die „inneren Beweggründe" sind völlig verschieden, und viel zu allgemeiner Art sind die von Lechner festgestellten Schubert und Kleist verbindenden Grundgedanken:

1. Zwei dem Leibe nach sich noch ganz unbekannte Personen können schon lange innig vereint und eins sein, ehe das Schicksal ihre Hände ineinander legt.

2. Der Geist des Menschen ist von seinem Leibe ablösbar und kann für sich bestehen.

3. Der gute Dämon kann als sichtbarer, rettender Engel erscheinen.

Diese Gedanken finden sich wohl vereinzelt bei Schubert, besonders wenn man seine früheren und späteren [1]) Werke mit hinzuzieht, ich möchte sie jedoch nicht als konstitutive Merkmale seiner naturphilosophischen Ansichten ansprechen. Für das Verhältnis Kleists zu Schubert beweisen diese Hauptgedanken jedenfalls nichts; denn diese Anschauungen waren Kleist durchaus nicht fremd, ehe er nach Dresden kam. Sie wurzeln bei ihm im wesentlichen in Wieland, bei dem sich dazu noch der Cherub, Doppeltraum, Sympathie u. a. finden (siehe Kap. Wieland).

Die Ähnlichkeiten in der Anschauung sind allgemein psychologischer Natur, oder gehen auch bei Schubert auf Wieland, den er

---

[1]) Die erste Auflage der Schubertschen Vorlesungen war Lechner nicht zugänglich (S. 20 Anm. 2). Wukadinović zitiert nach der dritten Auflage. Der Blick wird dadurch getrübt, da alle späteren Auflagen völlig umgearbeitet sind. Namentlich die Kapitel über Somnambulismus sind nach dem neuerschienenen C. A. F. Kluge, Versuch einer Darstellung des animalischen Magnetismus als Heilmittel, Berlin 1811, u. a. gründlich revidiert. Schuberts Annäherung an den positiv christlichen Standpunkt wirkt später auch modifizierend auf seine naturphilosophischen Ansichten.

gern gelesen, oder diesem verwandte Ansichten zurück. Keineswegs darf man aber gewaltsam die Wurzel des „Käthchen" in Schubert suchen, wie Lechner, der auch irrtümlicherweise Kleists Ankunft in Dresden Ende Juli statt September oder Oktober 1807, ansetzt (vgl. V, 349, 11).

Auch die Quellenhypothese von Wukadinović scheint mir nicht überzeugend. Nach ihm stammt der Stoff aus der Bürgerschen Bearbeitung einer englischen Ballade „Graf Walter", der Traum aus Eschenburg „Lord Heinrich und Käthchen. Eine Romanze aus dem Englischen". „Hier hatte Kleist etwas, was von dem Hergebrachten abwich. Ein Weib, das dem Manne seine Liebe gesteht, und noch dazu ohne es zu wollen gesteht, das war in der Tat etwas Neues, „ein seltsamer Vorfall". Wenn Kleist nicht schon früher, dem Geiste der Zeit folgend, auf den Gedanken verfallen war, Käthchen zur Somnambule zu machen(!), so lag es jetzt sehr nahe, der Liebe Käthchens einen Zug des Unfreiwilligen, Geheimnisvollen zu verleihen. Dann hätte sich also erst von dieser Traumszene aus das somnambulistische Element über das ganze Stück verbreitet". Für den Cherub bringt W. noch eine entfernte Analogie aus Jung Stilling: Theobald oder die Schwärmer", Leipzig 1784/85. Es erhebt sich die Frage: ist es erlaubt, die einzelnen Züge in ganz verschiedenartigen Werken aufzuspüren und in jedem Falle apodiktisch von „Beeinflussung" zu sprechen, während sich die Hauptzüge zusammen, und mehr noch, bei einem Dichter finden, den Kleist sehr gut gekannt hat? Verwandte Anschauungen wird man namentlich in pietistischen Kreisen häufig finden, ohne jedoch eine direkte Beeinflussung Kleists annehmen zu dürfen.

Meines Erachtens ist es unzulässig, über die Konstatierung dieser allgemeinen Übereinstimmungen hinauszugehen, die ganze Dichtung auf Schubertsche Anschauungen festzulegen und die Personen des Dramas ihrer Selbständigkeit zu entkleiden. Ich kann die grundverschiedenen Motivierungen hier nicht nebeneinanderstellen und verweise auf meine Analyse des Dramas.

Die Sympathie im Drama ist ein gottgewollter Zug, der richtunggebend ist für das Tun des Menschen. Liebe und Religion fließen in Eins; Glück und innerer Friede sind das Ziel, das jedoch nicht immer erreicht wird. Wir haben daher in den beiden Hauptpersonen des Dramas nicht das ausgesprochene Verhältnis des Magnetiseurs zur Somnambule, wie Lechner (S. 39) will. Bei Schubert erklärt

sich alles natürlich, während im Drama ein psychologisches Problem im Vordergrund steht. Die Sympathie ist bei Schubert kein Zug höheren Ursprungs im Sinne der Dichtung, sondern ein Mittel zur Heilung armer kranker Personen. Auch Käthchens ahnungsvolles Schauen in die Zukunft knüpft W., im Anschluß an du Prel, zu Unrecht an Schubert an. Unter dem Hollunderbusch steigt Käthchen im Schlaf, den wir nach W. „als einen hypnotischen betrachten müssen", „plötzlich die Erinnerung an jene Vision in der Sylvesternacht auf, die ihr abhanden gekommen war (?), ‚weil das somnambule Bewußtsein im Erwachen latent wird', und der Graf erfährt hier endlich, was er so lange schon wissen will, und noch mehr als das. Käthchen erwacht, — und zwar, wie Somnambule, erinnerungslos (?)."

Die Vorhersagungen der Somnambulen, die im Trance[1]) von der körperlichen Gebundenheit befreit sind, beziehen sich auf später eintretende „körperliche Erscheinungen." Diese treffen dann mit Sicherheit zur angegebenen Zeit und Stunde ein. Das Hellsehen der Somnambulen wird durch das „Freiwerden jenes merkwürdigen Lichtwesens", von dem Schubert ausführlich spricht, bewirkt. In dem naturphilosophischen Organismus Schuberts hat dies gar nichts Wunderbares, denn „jene merkwürdigen Tatsachen behalten nichts mehr, was mit den unveränderlichen Gesetzen der Natur und mit anderen Erscheinungen derselben im Widerspruch stände. Vielmehr können sie uns zu einem der wichtigsten und klarsten Beweise jener vorherbestimmten Harmonie des Lebens aller Einzelnen mit dem ihres Ganzen dienen".

Bei Käthchen dagegen treffen die Prophezeiungen nicht mit Naturnotwendigkeit ein; es ist kein sicheres Voraussagen, sondern nur ein Glaube an die Verheißungen Gottes. Die Erfüllung zur angekündigten Stunde hat Kleist wohl nicht ohne Absicht vermieden, da es keineswegs geschmackvoll wäre, Käthchens und Strahls Vermählung nun wirklich unter den Klängen der Osterglocken sich vollziehen zu sehen.

Versuch einer natürlichen Erklärung aller, auch seelischer Phänomene, ist das Charakteristische Schuberts; er versucht die Erfahrungen des animalischen Magnetismus „aus dem Gebiete des

[1]) Während des Schlafes fragt man die Kranken vergeblich. Erst allmählich tritt der eigentliche Somnambulismus ein, der sich durch eine hohe geistige Spannung verrät. Dieser Zustand ist der seeligste (Ansichten S. 332/33).

Ideellen herüberzunehmen und ihr in der Wirklichkeit eine Stelle anzuweisen". Die ganze Betrachtungsweise wird in den Rahmen eines großen naturphilosophischen Systems gestellt. Auf einer früheren Stufe des Daseins, in jenem Zustand der reinen Lebensempfänglichkeit, fand eine viel innigere Gemeinschaft mit dem höheren Einfluß statt (S. 177). Aber die Erde erwacht zu besonderem Dasein. Die unmittelbare Verbindung mit dem höheren Weltganzen wird abgebrochen; denn das Mittelglied dieser Vereinigung, der flüssige Zustand und die allgemeine Wassermenge, durch deren Niederschlag die Erde entstanden ist, nimmt immer mehr ab (S. 179). Der Zustand der anorganischen Welt erscheint als ein Herabsinken von einer höheren und früheren Stufe. Aber eine Möglichkeit des Anschlusses an das Gesamtleben der höheren Natur bleibt in den sog. „kosmischen Momenten". Die Körper der anorganischen Welt gelangen nur dann zu selbständiger Tätigkeit, wenn sie wieder in die innige Vereinigung des Ganzen aufgenommen werden d. i. im Magnetismus und Elektricität (S. 179). In diesen kosmischen Momenten der anorganischen Körper vollzieht sich der Übergang zum organischen Leben (S. 204); „dasselbe Leben, das sich vorhin als Wechselwirkung des Anorganischen gezeigt, tritt nun als Organisches auf" (S. 207), und zwar durch das Hinzukommen der Atmosphäre. Schubert sucht überall den „Weg, welchen das Leben, überall dasselbe, von den Lebensbewegungen des Magnets, bis zu denen des Thieres, nimmt" (S. 206), ja er geht noch weiter und zieht das ganze Weltall mit hinein, Materie und Geist, Körper und Seele zu einem einheitlichen Organismus verschmelzend.

Diese Weltansicht ist ganz entgegengesetzt orientiert als die Kleists. Kleist ging von Anfang an von seinem Innern aus und stellte seine Seele aktiv der Welt entgegen; daher der schneidende Dualismus in seiner Anschauung. Schubert und die phantasievollen Naturphilosophen seiner Zeit gehen von der Harmonie des Weltalls aus und glauben, in Systemen die ganze Fülle der natürlichen und seelischen Erscheinungen fassen zu können. „Wozu doch unsere ärmlichen sich einander jagenden physischen und medizinischen Theorien" ruft Kleist ihnen zu (IV, 184, 14) und: „Sucht erst die Elemente des organischen und unorganischen Lebens kennen zu lernen, und die Art der Zusammensetzung zum Leben, und glaubt nicht, durch leere physische und hyperphysische, sinnige und unsinnige Träume schon aufs reine zu sein" (IV, 184, 17).

Man hat namentlich die Sympathie der Somnambule mit dem Magnetiseur, auf die Schubert mehrfach zu sprechen kommt, für das Käthchen herangezogen. Auch hier wieder der große Unterschied: Schubert erklärt diese Erscheinung natürlich, magnetische Kräfte sind wirksam, die die Somnambule infolge ihres schwachen Willens an den Magnetiseur und — was zu beachten ist — „an andere mit ihr und ihm im Rapport stehende Personen" reißen. Daß Kleists von Gott gefügte Sympathie zweier Personen etwas anderes ist, liegt auf der Hand.[1])

„Reizbare und kränkliche Personen von dem anderen Geschlecht, besonders solche, welche an unheilbaren Nervenkrankheiten leiden", sind nach Schubert zum Magnetisieren am schicklichsten (Ansichten S. 331). Der eigentliche Zustand tritt nach angestrengten Manipulationen des Magnetiseurs gewöhnlich in der Zeit vom 2. bis 14. Tage ein. Durch die auf den Kranken übergehende Willenskraft des Magnetiseurs stellt sich dann allmählich die heilsame Wirkung ein. „Alle Schmerzen sind gelindert, die Verdauung und Ernährung ist ungewöhnlich erhöht und verbessert" (Zusammenhang mit dem Gangliensystem). „Die Kräfte nehmen bei längerem Magnetisieren täglich zu, die Nervenzufälle verlieren sich" (S. 333). Der normale Hergang einer solchen Kur vollzieht sich in fünf Stufen: Magnetisieren — Sinken in den Schlafzustand — Eintreten des Somnambulismus — wiederum Schlafzustand — Erwachen. Die Intensität richtet sich immer nach der Willensstärke des Magnetiseurs; dieser ist dabei immer der aktive Teil.

Im Käthchen liegt es gerade umgekehrt. Hier ist Strahl der Gebrochene, den Käthchen allmählich zu sich hinaufzieht.

Hören wir Schubert weiter: Anstatt des Erwachens kann „ein

---

[1]) Zu beachten ist, daß Schubert später auch diesen ideellen Sympathiebegriff kennt und gegen den anderen abgrenzt. In der „Symbolik des Traumes" spricht er von der herzlichen Liebe, die öfters „in den Augenblicken des ersten Sehens" entsteht und bildend und veredelnd auf den ganzen Menschen einwirkt, und S. 175 Hinweis auf die Hälften- und Halbliebe. Gewisse Ähnlichkeiten erklären sich aus der gemeinsamen Quelle; denn auch Schubert stützt sich hier, wie aus den Anmerkungen hervorgeht, wesentlich auf pietistische Gewährsmänner. (Auch Wieland stand in der Jugend pietistischen Kreisen nahe.) Schubert ist sich jedenfalls bewußt, daß hier etwas anderes vorliegt als seine „natürliche" Sympathie, „denn hier sehen wir mehr als uns alle Erscheinungen des Somnambulismus und das ganze hiermit verwandte Gebiet zusammen zeigen können".

noch mehr exaltierter Zustand“ eintreten. Dieser sog. Doppelschlaf ist „eine höhere Potenz des gewöhnlichen Somnambulismus“ (S. 348). „Was diesen Zustand vorzüglich merkwürdig macht, ist, daß die im Doppelschlaf Befindlichen nur für ihren Magnetiseur Sinn haben“ (S. 349). „Während jenes Zustandes“ ist ihr Wille mit dem des Magnetiseurs eins. Es handelt sich aber niemals um nur zwei Personen, die in inniger Sympathie stehen, sondern wer in die Wirkungssphäre des Magnetiseurs kommt, wird angezogen. Namentlich Gmelin hatte eine ganze Anzahl von magnetisch Schlafenden, „die nur noch für ihren Magnetiseur, mit dessen Seele die ihrige Eins scheint, Sinn und Bewußtseyn haben“ (S. 349). Aber „wahrscheinlich bloß deswegen, weil sich Gmelin das Magnetisieren durch einen Isoliertisch erleichterte“ (S. 350). „Heinecken magnetisierte im freyen Zimmer“ und hatte wesentlich schlechtere Erfolge (ebd.) Das Verhältnis entbehrt also jedes persönlichen Momentes, es ist ein rein „natürlicher Rapport“, in dem der schwächere Teil durch Aufnahme der mitgeteilten „Lebenskraft“ Nahrung für die „feinsten Nervengeister“ schöpft. Die Somnambule wird dadurch geheilt und immer freier und froher.

Beim Käthchen ist es wiederum gerade umgekehrt. Ihre Leiden beginnen mit dem ersten Zusammentreffen mit Strahl. Folgt sie ihm unbeirrt, so ist es keine „physische Anziehung“ oder magnetische Gebundenheit, sondern alles überwindende Liebe, die sich auf göttliche Bestimmung gründet.

Diese fundamentale Verschiedenheit mag besonders gegen Lechner betont werden, der nach Aufzählung seiner Analogien ganz befriedigt ausruft: „Nun ist uns auch Käthchens seltsame Anhänglichkeit kein Rätsel mehr: wir haben in den beiden Hauptpersonen dieses Ritterschauspiels das ausgesprochene Verhältnis des Magnetiseurs zur Somnambulen“ (S. 39).

Nach Schubert streben alle „noch ungebohrnen Kräfte“, die in dem „jetzigen unvollkommenen Daseyn“ eingeschlossen sind, einem künftigen höheren Leben entgegen. „Vornehmlich in einem krankhaften oder ohnmächtigen Zustand“ kommen sie vorübergehend ans Licht (S. 302). Wenn also die körperlichen Bande gelöst oder ausgeschaltet werden, in Krankheit, Somnambulismus usw., wird „die Kluft zwischen dem jetzigen und künftigen Daseyn“ überbrückt. Im Tode wird dann „der höhere fremdartige Keim“, die für ihn gleichsam zu enge, zu unvollkommene Hülle durchbrechend, endgültig

frei. „Der Magnetismus, welcher nicht selten ein Erstarren der Glieder wie im Tode, und andere hiermit verwandten Symptome zur ersten Wirkung hat, ist auch hierin das im Kleinen, was der Tod im Großen und auf eine vollkommenere Weise ist. Auch Ohnmachten und der noch tiefer mit dem eigentlichen Tod verwandte Scheintod ohne Bewußtseyn, zeigen sich, so wie sie von einem gleichen, oder vielmehr noch viel höheren Wonnegefühl begleitet sind als der Somnambulismus, nicht minder heilsam als der magnetische Schlaf, und die aus ihm erwachenden sind meist von der vorhergegangenen Krankheit, die sie in diesen Zustand versetzt, vollkommen befreyt, ja auf eine unbegreifliche Weise gestärkt."

Wukadinović und Lechner finden hier das „Krankheitsbild Wetters" vorgebildet. Zweifellos sind gewisse Ähnlichkeiten vorhanden. Aber darf man bei Strahls Krankheit (II, 231 ff.) von einer heilkräftigen Wirkung des Scheintods sprechen? Zwischen einer rein physiologischen Wirkung und einem seelischen Vorgang ist doch wohl ein großer Unterschied, so daß das Trennende größer ist als das Verbindende. In der Grundanschauung steht Kleist hier alten Vorstellungen des Volksglaubens viel näher: „In jedem von uns wohnt, für gewöhnlich unsichtbar in unserm Leib verschlossen, ein geheimnisvolles Wesen, die Seele; alles, was wir tun, wenn wir leben und uns bewegen und handeln, ist ihr Werk, denn ohne Seele liegt der Leib regungslos und wie tot z. B. manchmal wenn wir schlafen. Da hat die Seele unsern Leib verlassen und geht auf Reisen, und was sie da erschaut und erleidet, sind unsere Träume. ... Erzählungen solcher Träume von gesunden Menschen sind in unsern Sagen verhältnismäßig selten. Meistens ist es ein trauriges Verhängnis, eine Art Krankheit, die den Menschen zwingt, seine Seele des Nachts auf Reisen zu schicken."[1])

Auch die Ahnungen Käthchens haben mit denen der Somnambulen nur den Namen gemein; sie gehen auf eine ganz andere Tradition zurück. Das Hellsehen und Voraussagen der Somnambulen bezieht sich auf natürliche Ereignisse; sie wissen, wann bestimmte Krankheitszustände eintreten, was für Heilmittel dann nötig sein werden. Die Arzeneien die sie angeben, sind infolge der Sympathie mit dem Magnetiseur meist im Sinne seiner Heilmethode. Ihr inneres

---

[1]) Friedr. Ranke, Die deutschen Volkssagen. München, Beck 1910. S. 2 = Deutsches Sagenbuch, hsg. von Friedr. v. d. Leyen. IV. Teil.

Gefühl ist so scharf, daß sie zwar nichts mit den Augen sehen, wohl aber alles bemerken, was ihnen in den Weg kommt. Das „Wahrnehmungsvermögen in der Magengegend“ ist besonders stark ausgebildet. Die Somnambulen haben also ein verschärftes Allgemeingefühl für das, was ist oder was mit Naturnotwendigkeit eintritt. Käthchen dagegen sieht in der betreffenden Szene nicht was ist, sondern was nicht ist. Ein inneres Eigenleben erwacht in ihr. Man kann deshalb auch nicht sagen, daß „sie sich gewisse Vorstellungen und Bilder von ihm (Strahl) suggerieren läßt“. (Rahmer, Kleistproblem S. 117, viel zitiert).

Die Grundanschauungen Schuberts und Kleists, wie sie im Käthchen niedergelegt sind, zeigen zu große Verschiedenheiten und Gegensätzlichkeiten, als daß man eine engere Beziehung, geschweige denn die Übernahme des Somnambulismus, ernsthaft behaupten könnte. Trägt man den Somnambulismus künstlich an die Dichtung heran, verleitet durch gewisse Ähnlichkeiten, die aber auf völlig verschiedener psychologischer Grundlage ruhen, so verfehlt man notwendig das spezifisch Kleistische im Käthchen. Und das ist doch vornehmlich dasjenige, was wir zu fassen suchen, und was uns die Dichtung wertvoll macht.

## § 11. Chr. M. Wielands platonische Jugendschriften. Ideelle Sympathie. Hälftenliebe.

Mit Schuberts Ansichten hat also der Grundbegriff des „Käthchen“, die wunderbare, übermächtige, wechselseitige Sympathie zweier Menschen, abgesehen von einigen Farben, die Schubert zu dem Gesamtbilde geliehen haben mag, nichts gemein. Der für das Verständnis Käthchens so wichtige Begriff der „Sympathie“ entstammt den Schriften Wielands, besonders denen der ersten Periode. Diese Jugendschriften, die Wieland 1797/98 in sechs Bänden als Supplemente zu den Sämtlichen Werken bei Göschen in Leipzig herausgab und damit scharf gegen die anderen Werke abgrenzte, betrachtete er immer „mit einer gewissen Vorliebe, weil er sich der glücklichen Gemüthsstimmung, in welcher sie aus seiner Seele hervorgingen, in der jetzigen Epoche seines Lebens nicht ohne Rührung und Vergnügen erinnern kann“ (Vorbericht zu den Erzählungen, Suppl. II, S. 54). Mit Wehmut erinnert der Dichter sich seiner

Jugend, wo seine empfindungsvolle Seele von Schwärmereien hingerissen war, „worin die ganze Natur uns mit zärtlichen Sympathien erfüllt, und eine Liebe, wie Petrarch für seine Laura fühlte, die ganze Schöpfung in unsern Augen verklärt, und allem, was uns umgiebt, ihren Geist und ihre Wonne mitzutheilen scheint. Der Platonismus, der in diesen Stücken herrschet, war so wenig, als derjenige, der in Petrarka's Liedern glüht, die Frucht einer kalten studierten Nachahmung, sondern eine natürliche Folge der Gemüthsstimmung, worin sich der Verfasser damahls befand" (Suppl. II, S. 48).

Der Begriff der Sympathie, der durch Wieland ein ganz bestimmtes Gepräge bekommen hat, — Wieland war sich dessen später bewußt — entspringt aus seiner optimistischen, an Leibniz, Plato und Shaftesbury orientierten ästhetischen Weltbetrachtung. In der „Natur der Dinge" gibt er eine begeisterte, aber etwas langatmige Darstellung seines Systems, das Leibniz' Monadologie in eigenartiger Weise fortbildet.

Die ganze Schöpfung, die von Gott in wundervoller Harmonie und Ordnung erhalten wird, ist ein „weites Reich beseelter Wirklichkeiten". Einzig bleibend in der Erscheinungen Flucht und durchaus herrschend ist der Geist; denn er ist ewig. Die Materie hat keine selbständige Bedeutung, sondern dient nur zur Verhüllung der geistigen Wesen, die in ihrer graduell verschiedenen Empfindungsfähigkeit ein sich immer höher entwickelndes Stufenreich bilden. „Die Welt ändert immerfort ihre Gestalt; das Künftige liegt in dem Gegenwärtigen eingehüllt; alle Veränderungen sind nichts anders als Entwicklungen, wovon der Grund in der stufenweisen Veränderung und Verwandlung liegt, welche mit den Elementen vorgehet. Die geistigen Wesen erheben sich aus einer Gattung in die andre. Es ist kein Tod in der Natur; der Tod ist die Geburt eines neuen Zustandes." (Suppl. I, S. 208/09.) Ziel alles Strebens ist daher die unendliche Vervollkommnung des Menschen, die ihn der Gottheit annähert und selbst mit dem Tode nicht aufhört (Suppl. I, S. 251).

„Gott allein ist die Quelle der Glückseligkeit," zu der alle empfindenden Wesen bestimmt sind und „die Tugend allein verbindet unser Privatglück mit dem allgemeinen." (Suppl. I, S. 252.)

Der Mensch wird „stufenweise vorbereitet" durch „alles Schöne und Gute", die Symbole des Göttlichen, und durch die Liebe, denn

sie ist die „Mutter der Welten", der „Urquell" alles Seins. Die Liebe ist kosmogonisches Prinzip. Wie sie die feindlichen Mächte des Weltalls zu Harmonien band, zieht sie Mensch zu Mensch.

> O Liebe, süßer Zug zu Wesen, die uns gleichen,
> Du herrschest unbegrenzt in allen Schöpfungs-Reichen
> (Suppl. I, S. 96).

Mit dieser zu seiner Zeit durchaus modernen, durch die mathematische Naturwissenschaft, die den Gesichtskreis bedeutend erweitert hatte, angeregten poetischen Weltbetrachtung verbindet Wieland Gedanken platonischer Schriften, namentlich des „Symposion". Der tiefsinnige Mythus, den Aristophanes grotesk-phantastisch vorträgt, doch durchaus ernst meint, wird neu gedeutet. Das Verlangen nach individueller Wesensergänzung, die verzehrende Sehnsucht, mit welcher die getrennten Hälften, die ursprünglich eins waren, sich suchen, wird in Erinnerung an Platos Eros, ein Mittel, dem Ewigen nahezukommen.

Vor dem Erdenleben werden die verwandten Seelen füreinander bestimmt, die hier schon einen schwachen Abglanz des Glücks erleben können, das sie in einem vorhergehenden Zustand in besseren Welten, denen die Seelen wieder zustreben, genossen haben. „Wie glücklich," heißt es in den Sympathien (Suppl. III, S. 129),[1]) wenn sympathetische Seelen einander finden! Seelen, die vielleicht schon unter einem anderen Himmel sich liebten und itzt, da sie sich sehen, sich dessen wieder erinnern, wie man eines Traums sich erinnert, von dem nur eine dunkle angenehme Empfindung im Gemüthe zurück geblieben ist." „Wie süß ist dann das Erstaunen dieser harmonischen

---

[1]) Kleist kannte die Jugendschriften Wielands, wie oben erwiesen, sehr genau. Für die Sympathie noch eine Parallele, Suppl. III, S. 163: „. . . und lege um diese allzu zarte Brust, wie einen diamantnen Schild, den großen Gedanken: Ich bin für die Ewigkeit erschaffen". Kleist, Ausg. V, S. 143, 13: „O lege den Gedanken wie einen diamantenen Schild um Deine Brust: ich bin zu einer Mutter geboren!"

Mit Recht weist Kayka (a. a. O. S. 129) darauf hin, daß Kleist, „noch ehe er etwas von romantischer Naturbetrachtung wußte, mit dem geheimen Seelenrapport zwischen zwei Liebenden rechnete, wie er ihn später im Käthchen verwertete. Denn aus welchem anderen Grunde sollte er sonst wünschen, daß Wilhelmine zu gleicher Zeit an ihn, wie er an sie denken sollte" (Kleist, Ausg. V, S. 99, 23 ff.). Die prägnanten Übereinstimmungen mit Wieland können hier nicht angeführt werden, vgl. namentlich Suppl. III, S. 136 und Hempel VI, S. 40, Seraphina.

Geister, wenn sie sich unverhofft finden! Ein geheimer magnetischer Reiz nähert sie einander" (S. 130). „Sie scheinen zwey Hälften zu seyn, welche die Freundschaft wieder in Eine Seele zusammenfügt" (S. 130). „Sympathie und Schicksal" fallen zusammen, denn die hohe geistige Liebe ist eine Stufe zu der allgemeinen Bestimmung des Menschen, der allmählichen Annäherung an die Gottheit.

Die Sympathie ist wirksam im Agathon. Als Agathon und Psyche zusammentreffen, „erkannten ihre Seelen einander zugleich, und schienen durch ihre Blicke schon ineinander zu fließen eh ihre Arme sich umfangen, eh die von Entzückung bebenden Lippen — Psyche — Agathon — ausrufen konnten" (I, 4, S. 38). Beide stehen sich unter dem überwältigenden Eindruck des Augenblicks stumm gegenüber, „Der Gebrauch der Sprache hört auf, wenn sich die Seelen untereinander mittheilen" (I, 4, S. 38). Keine Scheidung der Leiber kann das seelische Band zerreißen (S. 39). Auch Agathon verfällt den Schlingen einer Nebenbuhlerin, aber, ähnlich wie in Käthchen, kommt in Psyche keine Spur von Eifersucht auf. „Ich überließ dich der glühenden Leidenschaft einer mächtigen und reitzenden Nebenbuhlerin, ohne sie einen Augenblick zu fürchten. Ich wußte, daß, wenn sie es auch so weit bringen könnte, Deine Sinnen zu verführen, sie doch unfähig sey, dir eine Liebe einzuflößen, wie die unsrige, und daß du dich bald wieder nach derjenigen sehnen würdest, die dich allein glücklich machen kann, weil sie allein lieben kann, wie du geliebt zu seyn wünschest" (vgl. Käthchen 231, 21, „das Mädchen, das fähig wäre, ihn zu lieben, sei nicht vorhanden").[1]

Die Liebe auf den ersten Blick, die sympathetisch geistige Liebe schildert Wieland in immer neuen Farben. Fast sämtliche Züge der Traumszenen im Käthchen finden sich bei Wieland vorgebildet. Die bange Frage Strahls ertönt öfters:

> Ist in der Schöpfung ganzem Umkreis denn
> Kein Herz, das mir entgegen schlägt und mich
> So lieben könnte, wie ich's lieben wollte?
> Kein Wesen, das mich sucht?

---

[1]) Man hat behauptet, es sei „schlechterdings nicht zu verstehen, wie der Graf zu der Einbildung kommt, das Mädchen, das ihn lieben könne, sei nicht vorhanden". Dies ist auch unverständlich, wenn man die große Nachwirkung Wielands nicht vor Augen hat.

O wär's für mich,
Und nur für mich allein, erschaffen! Kennte
Kein Glück, als mich zu lieben, mir zu leben.
(Zemin u. Gulindy Suppl. II, S. 91.)

Eine unaussprechliche Sehnsucht äußert sich in Seufzern, Bänglichkeit und Schwermut, und verliert sich allmählich in dämmernde Gesichte und süße Träumerei (Suppl. II, S. 89). „In Träumen sehn wir oft die himmlische Gestalt Der Freundin vor uns stehn" (Suppl. II, S. 30).[1]) Auch der Gedanke, daß Krankheit und Schlaf für den unsterblichen Teil des Menschen heilsam sind, da sie ihn von den Banden der Sinnlichkeit befreien, findet sich bei Wieland verschiedentlich ausgesprochen (vgl. Suppl. III, S. 180, 232 u. a. Käthchen S. 231, 16):

„Unsterblicher, der für mein Wohl so sorgsam
Im Traume wirkt, was, wenn der Körper wacht,
Der von Empfindungen betäubte Geist
Nicht denken konnte" (Suppl. II, S. 148).

Eine entscheidende Wirkung tritt ein, wenn der Mensch „das Urbild des geliebten Traumgesichts" entdeckt (Suppl. II, S. 98):

„Wenn wir sie wirklich sehn, die oft ein Nachtgesicht
Mit Mienen, die den ihren gleichen,
Uns zugeführt, dann wirds in unsrer Seele Licht,
Dann sehen wir, wohin der mächt'ge Zug gezielt".
(Suppl. II, S. 30.)

Das erste Zusammentreffen ist von elementarer Wirkung, denn es ist wie eine Offenbarung:

„Der erste Anblick hat
Mit Flammenzügen, die der Tod nicht löschet,
Ihr himmlisch Bild in meine Brust gegraben!"
(Suppl. II, S. 111).

---

[1]) Im Anti-Ovid (V, v. 122) spielt Wieland bei der Schilderung des unstillbaren Sehnens zweier unbekannter Liebenden „auf eine Elegie von Klopstock an, die vielleicht das lieblichste und zarteste ist, was unsere Sprache aufzuweisen hat". (Suppl. II, S. 44, Anm.). Gemeint ist die Ode „Die künftige Geliebte" (Muncker-Pawel 1889, S. 31 ff.), die zuerst 1748 in den Neuen Beyträgen zum Vergnügen des Verstandes und Witzes (Bd. IV, Stück 6) mit der Überschrift „Elegie" gedruckt ist.

„Ein unaussprechlich Was, ein unsichtbarer Zwang
Verrät beim ersten Blick den unbewußten Hang
Einander zugedachter Seelen."

Der Traum ist erfüllt und die göttliche Bestimmung erreicht, wenn

„Wir nun das Urbild sehn, sie nun gefunden haben,
Die Hälfte unsrer selbst, zu der die Sympathie
Geheimnisvoll uns hinzog" (S. W. IX, S. 172).[1])

Auch der Doppeltraum im „Käthchen" hat seine Wurzel in Wieland, wie einige überraschende Parallelen mit „Sixt und Klärchen oder Der Mönch und die Nonne auf dem Mittelstein"[2]) (S. W. IX, S. 190 ff.) zeigen.[3]) Zwei von Gott füreinander bestimmte Menschen haben

„Zwey Träume, die so gleich sich sah'n,
Wie neugeborne Zwillingsbrüder.
Mit schlummertriefenden Gefieder
Läßt einer sich auf Sixten nieder:
Der andre schmiegt, wie Leda's Schwan
Sich sanft an Klärchens Busen an" (S. W. IX, S. 205).

Ein Funkeln und Glänzen geht von dem Cherub aus, daß die beiden armen Seelen vor Freuden fast ob dem Gesicht sterben (ebd.).

„Drey Nächte nach einander träumen
Die Liebenden den gleichen Traum" (S. 206)

(vgl. Käthchen S. 231, 24: Drei hintereinander folgende Nächte ... sei ihm ein Engel erschienen).

---

[1]) Die gleiche Anschauung, neben Plato wohl auch aus Wieland stammend (s. u.), findet sich in Novalis' Heinrich von Ofterdingen, Schriften 1802, S. 260 f.: „Mich dünkt, sagte Mathilde, ich kennte Dich seit undenklichen Zeiten." S. 262: „Ja, Mathilde, wir sind ewig, weil wir uns lieben ... O Geliebte, der Himmel hat dich mir zur Verehrung gegeben. Ich bete dich an. Du bist die Heilige, die meine Wünsche zu Gott bringt, durch die er mir die Fülle seiner Liebe kund tut. Was ist die Religion als ein unendliches Einverständnis, eine ewige Vereinigung liebender Herzen? Wo zwey versammelt sind, ist er ja unter ihnen ... Deine irdische Gestalt ist nur ein Schatten dieses Bildes ... das Bild ist ein ewiges Urbild, ein Teil der unbekannten heiligen Welt." Vgl. E. Ermatinger, Das Romantische bei Wieland. Neue Jahrbücher für das klass. Altertum, Geschichte und dtsch. Lit. XI, 1908, S. 208 ff.

[2]) Vgl. die Nachdichtung dieses Gedichtes von Z. Werner „Der Mönch und die Nonne". (Auf Wartburg, 20. Nov. 1807. S. W. I, S. 144.)

[3]) Der Doppeltraum findet sich bei Wieland in vielen Schattierungen. Der übliche Hinweis auf den Traum Hüons und Rezias (Oberon III, 58—65; IV, 46—50) ist weniger treffend.

Ist es ein Zufall, daß auch gerade in „Sixt und Klärchen“ sich der Hinweis auf Diogenes findet und von den „zweygebeinten federlosen Thieren“ (IX, S. 191)[1]) die Rede ist, daß gerade die Kindlichkeit, Schönheit und Engelkeuschheit Käthchens sowie Klärchens (S. 197) so hervorgehoben wird, daß auch „O du, wie nenn' ich dich“, das sich bei Wieland öfter findet (Suppl. II, S. 99 u. a.) im Käthchen wörtlich vorkommt? (Käthchen S. 212, 6). Noch viele Kleinigkeiten, die in dieser Fülle und in diesem Zusammenhange von Wert sind, ließen sich anführen z. B. „Cherubim“ als Singular, „Iris“, „dieser gefährliche Affe der Vernunft“ u. a.

Manche Anzeichen sprechen dafür, daß Wieland Kleist in Dresden wieder näher gerückt ist. Die innigen persönlichen Beziehungen, die sich durch Wielands kluges, aufmunterndes Urteil noch festigten, sind bekannt; ebenso der Eindruck, den Wielands ermutigende Mahnung, den Guiskard zu vollenden, „und wenn der ganze Kaukasus und Atlas auf Sie drückte“, auf Kleist machte — er trug diesen Brief wie einen Talisman bei sich. Nach den schweren inneren Kämpfen, nach dem rastlosen Brüten, dem sich unter großen Qualen einige herrliche Kunstwerke entrangen, begann für Kleist in Dresden eine stillere, ruhigere Zeit. Er sammelte jetzt für den Phöbus seine Jugendgedichte, die ihm so recht die glücklichen Tage seiner begeisterten Schwärmerei nahe brachten. Mit welchen Gefühlen mußte er, der vergeblich in unbegreiflich innerer Zerrissenheit nach einer Einheit suchte, die zufriedenen und bescheidenen Verse seiner Jugend betrachten:

z. B. „Können sie doch mir nichts rauben
Nicht den Frieden, der sich selbst bewährt,
Nicht die Unschuld, nicht an Gott den Glauben,
Der dem Hasse, wie dem Schrecken wehrt“ (IV, S. 12, 5).

Oder er ruft betrübt:

„Ich auch, das Herz einst eures Dichters, liebte:
. . . . . . . . . . . . . . . . . . .
Wann kehrt ihr wieder, o ihr Augenblicke,
Die ihr dem Leben einz'gen Glanz erteilt?
. . . . . . . . . . . . . . . . .

---

[1]) Käthchen II, S. 221, 2: „Der Mensch ist, nach Platon, ein zweibeinigtes ungefiedertes Tier; du weist, wie Diogenes dies bewiesen; einen Hahn, glaub' ich, rupft' er, und warf ihn unter das Volk.“ Vgl. auch Wielands „Platonische Betrachtungen über den Menschen“ (Suppl. IV, S. 67 ff.).

Ach, dieses Herz!
Wenn es doch einmal noch erwarmen könnte!
Hat keine Schönheit einen Reiz mehr, der
Mich rührt? Ist sie entflohn, die Zeit der Liebe?[1])
(IV, S. 19, 81 ff.).

Auch das Morgenblatt, zu dem Kleist anfangs in näherer Beziehung stand, brachte häufiger Stellen aus Wieland, die in gleicher Weise wirken konnten, z. B. Morgenblatt, 4. Januar 1808, Nr. 3, S. 9 (Motto):

„Tief in dem Heiligtum von unserer Seele liegt
Der Liebe Quell, der Zug zum Guten und zum Schönen;
Und in der Harmonie, die unsre Triebe wiegt,
Die Seligkeit, wonach sich uns're Herzen sehnen."[2]) Wieland.

War oben schon auf die Ähnlichkeit des Verhältnisses Psyche — Agathon — Pythia und Käthchen — Strahl — Kunigunde verwiesen, so möchte ich noch eine Schrift Wielands heranziehen: „Timoklea, Ein Gespräch über scheinbare und wahre Schönheit" (Suppl. IV, S. 35 ff.), in der das Ideal einer wahren inneren, seelischen Schönheit entworfen wird. Als Gegenstück wird eine nur auf die äußeren Sinne wirkende Schönheit beschrieben. Putz, Locken, Berechnung des Eindrucks erinnern sehr an Kunigunde. Die Gegenüberstellung von äußerer und innerer „Schöne", der Dualismus zwischen Sinnen- und Seelenliebe findet sich in Wielands Dichtungen so zahllos, daß Beispiele nicht nötig sind. Gedanken in der Zuspitzung, die er ihnen gegeben, konnte Kleist bei Wieland natürlich nicht finden, aber eine Stelle ist doch beachtenswert. In Wielands Schrift „Was ist Wahrheit" heißt es: „Das innige Bewußtsein dessen, was wir fühlen, ist unläugbar das sicherste". „Zum Glück ist der Glaube an sein eigenes Gefühl gerade das, was sich der Mensch am schwersten und seltensten nehmen läßt." „Aber, sagt man, wie häufig sind die Fälle, wo ein Mensch durch die S i n n e oder durch sein i n n e r e s  G e f ü h l betrogen wird." „Und eben so häufig geschieht es, daß von z w e i e n, die einander durch das G e f ü h l widerlegen, b e i d e betrogen werden." „Beweiset einem Menschen, seine Vernunft sei eine Zauberin, die ihn alle Augenblicke täusche und

[1]) Diese Verse (im Phöbus Febr. 1808) hätte Kleist kaum abgedruckt, wenn etwas Wahres an seiner Verlobung mit Julie Kunze wäre.

[2]) = Anti-Ovid II, 1—4. Suppl. II, S. 24.

irre führe — das wird ihn noch nicht verwirren: beweiset ihm, daß er seinen Sinnen, seinem innern Gefühle nicht trauen dürfe — das verwirrt ihn!"

Wieland selbst als echter Optimist des 18. Jahrhunderts war weit entfernt, diese Gedanken tragisch zu nehmen, die seinem Schützling Kleist zum tiefsten schmerzlichsten Erlebnis werden sollten.

## § 12. Z. Werners „Martin Luther oder die Weihe der Kraft". Theorie der Hälften- oder Halbliebe.

Kayka kann sich nicht genug tun, auszumalen, wie Z. Werners allegorische Spielerei, seine mystisch verworrene Geheimbündlerei und das wahllose Mischmasch von allen Stilarten Kleist in heiligen Zorn versetzt habe. „Das Schmierigsüßliche, das wie verfaultes Holz an allen Ecken aufleuchtet, mußte Kleist ein Ekel sein" (S. 101). Ähnliche Urteile sind in der Kleistliteratur, soweit sie überhaupt von Werner Notiz nimmt, beliebt.

Ernstliche Hinweise auf Z. Werner sind spärlich. O. Fischer, Euph. 16 (1909), S. 145 sucht darzulegen, daß „die Söhne des Thals" an dem Verfasser des „Prinzen von Homburg" nicht eindruckslos vorübergegangen sind. Es läßt sich weiter zeigen, daß auch der „Martin Luther" [1]) auf das „Käthchen" eingewirkt, wenn nicht gar mit die Veranlassung dazu gegeben hat.

Wie Kleist hatte Werner in seiner Jugend ganz in den Anschauungen des 18. Jahrhunderts gelebt. Wieland und der junge Schiller, die begeistert Shaftesburys Ideen verkündigten, waren seine Lieblingsdichter, und stolz klingt es von seinen Lippen:

„Überall, wo Gottes Lüfte wehen,
Tönt die Losung: Zur Vollkommenheit."

Auch bei ihm ist die Umgestaltung des Weltbildes durch Kant bedingt, wenn sich die Wandlung auch ruhiger vollzieht als bei Kleist. Kant wirft den Menschen auf sich selbst zurück und läßt, wie Z. Werner sagt, „uns in uns selbst das Universum finden" (S. W. I, 103).

---

[1]) Den Hinweis auf Z. Werners Luther verdanke ich Herrn Privatdozent Dr. K. Jahn.

„Auf dieses Weisen Ruf erwachen die Geweihten,
Ein Prytaneum wird im Norden offenbar,
Es naht die Musenkunst dem heiligen Altar,
Und rührt mit weisem Maaß Apollons goldne Saiten,
Des Unermeßlichen verschönter Wiederschein,
Führt sie in's Heiligtum des innern Sinns uns ein“
(I, 103 f.).

Wie groß der Quell auch sein mag, aus dem die Erkenntnis dringt (I, 57), er kann das innere Sehnen nicht stillen. „Der Denker ist an Raum und Zeit gebunden, Reißt sein System wie Kartenhäuser um“ (I, 58), während der Dichter ein „Lied für Ewigkeiten“ singt. Die wesentlich rationale Bezwingung der Wirklichkeit wird bei Werner allmählich abgelöst durch ein ahnendes Erfassen und eine dichterische Ergründung des Lebens.

Diese innere Welt sucht Z. Werner in seinen „Söhnen des Thals“ darzustellen.

[Welt, Schicksal Sinne schlagen den Sohn des Lichts
in Banden]
„Doch hat das Wort des Lebens er verstanden,
So kann er ob dem Schicksal nicht verzagen,
Er fühlt die Welt in seinem Herzen schlagen,
Der Sinne Täuschung wird an ihm zu Schanden!“ (I, 126).

Die Haupttendenz des Ganzen bezeichnet er in einem Brief an Hitzig 28. Okt. 1802 als den „Sieg des geläuterten Katholizismus, mittels der Maurerei über den, in seinen Grundsätzen zwar ehrwürdigen, aber dem Menschengeschlechte, qua talis, nicht angemessenen durchaus prosaischen Drang eines, durch keine Phantasie begränzten, Criticismus“ (S. W. XIV, S. 37).

Fichte, Schleiermacher, Novalis und Tieck waren es namentlich, die ihm den Weg wiesen. Daneben aber ging Wieland mit einem wesentlichen Bestandteil seiner Anschauung in Z. Werners Dichtung über. Da die Verhältnisse im ganzen ähnlich wie bei Kleist liegen, sei etwas ausführlicher darauf eingegangen.

Ein kleines Streiflicht wird dabei zugleich auf Wielands Stellung zur Romantik fallen. Die Romantiker, an erster Stelle Tieck, haben Wieland bekanntlich scharf abgelehnt. Die Selbstsicherheit, mit der bei Wieland über die höchsten Fragen und Probleme gesprochen wurde, war ihrem tastenden und tiefwühlenden Geiste

zuwider. Die verständnislose Leichtfertigkeit, mit der Wieland im Teutschen Merkur 1799 II, S. 69—90 und 1800 S. 259—277 in enthusiastischem Eintreten für Herders „Metakritik zur Kritik der reinen Vernunft" gegen Kant[1]) raisonnierte, mußte ihnen die Augen öffnen über die Kluft, die sie von ihm trennte. Doch hätten sie Wieland wohl mit schweigender Verachtung als überlebt und rückständig übergangen, wenn sie sich nicht bewußt gewesen wären, daß sie selbst auf Wielands Bahnen — denn er hatte manches Neuland entdeckt — fortschritten. So lag die Gefahr nahe, daß man über dem Gemeinsamen das Trennende verwischte. Der Wunsch, ihre eigene Lebensauffassung gegen die Wielands scharf abzugrenzen, wird die überscharfen Worte der Ablehnung verursacht haben. Erst in neuerer Zeit beginnt historische Betrachtung über Wieland gerechter zu urteilen (vgl. Walzel, R. G. M. I (1909), S. 417).

Trotz der heftigen Befehdung Wielands, zu der die junge Generation der Romantik ein gewisses Recht hatte, wird man Wieland mit Hirzel (a. a. O. S. 91) einen „Vorläufer der Romantik" nennen können. Denn für viele bildete er mit den Ausgangspunkt. Novalis hatte sich in seiner Jugend begeistert an Wieland angeschlossen, Schleiermacher hatte in seiner Jugend keinen Schriftsteller mehr gelesen als Wieland[2]) (Aus Schleiermachers Leben IV, 26; Hirzel a. a. O. S. 5 und S. 45). Wie groß die Abhängigkeit Kleists vom jungen Wieland ist, wurde oben erörtert. Dasselbe gilt von Z. Werner. Beide haben Wieland durch alle Einflüsse hindurch,

---

[1]) Wieland sieht in Kants Werk „ein bloßes Luft- und Duftgebilde", einen „philosophischen Zauberpalast, den der neue mehr als Ariostische Atlante durch die Allgewalt seines synthetischen Zauberstabes aus pseudoplatonischen Noumenons in das überempiristische Leere hingewebt hat". Er kann sich keine „mühseligere und widerlichere Arbeit denken", als dieses „neue philosophische Ungethüm" ausführlicher zu beleuchten. Er findet an der sogenannten kritischen Philosophie, „mit der ein so gewaltiger Spuk getrieben wird," nichts als „Worte ohne Sinn, willkürliche Begriffe und Distinktionen und transzendentale Vision", und möchte eine Nation, „die von je her ihres kalten, ruhigen, gesunden Menschenverstandes wegen berühmt war," vor der „Gefahr der Ansteckung" durch diese „Transzendentalinfluenza" schützen. Die unglaublichsten Ausdrücke überstürzen sich. Von der Höhe dogmatischen Besserwissens kämpft er mit Ironie, ohne den Ernst der Gefahr zu sehen.

[2]) Auch zu Fichtes Lieblingsautoren gehörte, neben Lessing und Goethe, Wieland, den er „nicht genug lesen kann", vgl. R. Fester, Rousseau und die deutsche Geschichtsphilosophie, 1890, S. 115.

die von vielen Seiten auf sie einstürmten, nicht nur ihre Achtung, sondern enthusiastische Verehrung bewahrt.

Ich möchte in diesem Zusammenhang eine gelegentliche Anmerkung F. Schönemanns (Arnims geistige Entwicklung. Walzels Untersuchungen N. F. XII, 1912, S. 253, 23) unterstreichen: „Das Liebesleben der Romantik, in Theorie wie in Praxis, ist ohne Wieland nicht zu deuten." Dies gilt ganz besonders von Z. Werners Theorie der „Hälften- oder Halbliebe", die, wie er später selbst sagt, der wichtigste Bestandteil seines Systems ist.

Ich stelle, da die enge Anknüpfung an Wieland bisher nicht beachtet ist, die Belege hier zusammen.

Schon in Werners frühesten Jugendgedichten erscheint Wieland als eines seiner verehrtesten Vorbilder. Werner ersehnt die Zeit, wo „Die Enkelwelt den Kranz um Wielands Schläfe windet" (S. W. I, S. 7).

Was ihn an Wielands Dichten anzog, und worin er sich als Fortsetzer fühlte, erfahren wir in einem späteren Gedichte:

„Dem Wandellosen im Gewühl der Zeiten,
Dem einzigen unsterblichen Gefühl,
Unausgesungen selbst durch Wieland's Saiten,
O, Liebe, — Dir will ich ein Lied bereiten,
usw. (S. W. I, 57.)

Aus Wieland holt sich Werner die Farben, mit denen er ein Bild von dem Tun und Wesen der Bundesbrüderschaft entwirft. Er denkt wohl namentlich an Wielands schöne Erzählung „Geron der Adlige",[1]) wenn er im Bundeskreise sagt:

„Denkt also, edle Schwestern, daß Ihr eben
In Eurem Wieland König Artus Hof,
Und seine Ritter und die edlen Frauen
Des alten, biedern, gothischen Jahrhunderts
Gemalt gesehen hättet — denkt sie Euch
Gelagert um die schöne Tafelrunde,
Die Ritter an der Seite hehrer Frauen,
Beseelt vom Geiste der Galanterie,
Die jetzo nur ein schales Unding ist:

---

[1]) Vgl. Walzel, Schlegelbriefe, 1890, S. 188.

Denkt Beide sie, in Zucht und Ehren sich
Der holden Minne — die nur Sympathie
Verwandter Geister ist — . . . freuen. (S. W. I, 108.)

Er ersehnt die goldenen Zeiten zurück, die „für uns're hochstudirte Welt Ein Mährlein worden; — aber nicht für uns" —

„Wir, theure Schwestern — daß ich's nur heraus
Euch sage, was mir lange zu gestehen
Schon noth that, — wir sind jene Tafelrunde,
Versteht sich, nur in bildlicher Gestalt." (S. W. I, 109.)

Über ein Jahrzehnt später, als der Übergang zur Romantik sich längst vollzogen, ertönt den „ewigen Gesängen" seines „Meisters" noch einmal ein begeistertes Lied (S. W. I, 155):

„Denn es ist zur guten Stunde
Der geschenket unserm Bunde,
Den zum Leiter unsrer Spur
Schuf und weihte die Natur!

Und sichtlich Wielandische Gedanken aufnehmend, fährt er fort:

„Was ertönt in unserm Liede
Ist der Tugend stille Kraft,
Ist der Weisheit goldner Friede,
Der das Engelschöne schafft.
Muß der Geist des Schönen, Guten
Heut nicht auf uns niederfluten?

Stille Freude, daß die Saat Wielands in ihm aufgegangen, tönt durch „des Liedes leise Klänge", wenn Werner fortfährt:

„Unser Bruder pflanzet Blüthen
Um der Menschheit Hochaltar,
Still und treulich sie zu hüten,
Bis die Frucht wird offenbar;
Darum halten wir umschlungen
Den, der Blüthen, Frucht errungen,
In des Bundes Namen hier,
Ewig, Wieland, Jubel dir!" (S. W. I, 156.)

Ich habe etwas ausführlicher zitiert, da diese Gedichte das sich immer gleich bleibende Verhältnis Werners zu Wieland gut charakterisieren, und da es für die Sympathie im „Käthchen" und

„Martin Luther“ von Wert ist, die gemeinsame Wurzel in Wieland [1]) aufzuzeigen.

Die Wielandische Theorie der Hälftenliebe (s. o.) wandte nun Z. Werner auf sein Glaubenssystem an. Es schwebte ihm nichts weniger vor, als eine Regeneration, eine Palingenesie der Menschheit. Der Radikalfehler der jetzigen Generation ist die Isolierung des Einzelnen, eine unvermeidliche Folge der einseitigen Verstandeskultur (vgl. Gesellschafter 1837, S. 63). Nur die Ertötung des Egoismus und der völlige Verzicht auf die Unsterblichkeit können den Menschen wieder in eine innige Verbindung mit dem Universum bringen. Eine allmähliche Vergöttlichung des Menschen und stufenweise Erhebung zur Gottheit sucht Werner in Bildern darzustellen (Gesellsch. 1837, S. 345). Eine unmittelbare Anschauung des Universums ist aber nicht möglich ohne Mittler (das Medium der Anschauung, das auf das chaotische Gemälde gesetzte Glas), wohl aber ohne Gott.

Diese von mir nur ganz kurz skizzierten Gedanken verbindet Werner im „Luther“ mit der Liebestheorie. Die Gottheit, gefaßt als das alliebende Eine, bestimmt von Uranfang an die Menschen für einander. Die sich von Ewigkeit suchenden Wesenshälften treffen sich und finden ineinander das Universum. Der Mittler ist jetzt nicht mehr der „ewge Heiland“ (v. 2812), sondern der Geliebte ist der „Heiland“ (2801); Liebe und Religion sind völlig Eins.

Der sympathetische Zug ist hier gegenüber Wieland wesentlich vertieft, die mystische Gewalt der Liebe mehr hervorgehoben; denn es war bei Werner nicht nur „aus Affektion“, sondern mit „wirklichem Ernst“ auf „Vergöttlichung der Menschheit durch die Liebe“ abgesehen (Blätter für lit. Unterhaltung 1834, S. 1343).

Die Beziehungen des „Käthchen“ zu Werners „Martin Luther“ sind so offensichtlich, daß man sich wundert, außer einigen kurzen Hinweisen von Minor (Schicksalstragödie 1883, S. 35) und Fränkel (Z. W.'s Weihe der Kraft, Beiträge zur Ästhetik Bd. IV, 1904, S. 78),

---

[1]) Jede Einzelbetrachtung, namentlich die von der Romantik ausgeht, wird gut tun, ihr Hauptaugenmerk auf die Schriften des jungen Wieland zu richten, die in ihrer Platonisch-Shaftesburyschen Anschauung der Romantik nicht so fern stehen. Wieland hat in seiner mittleren Periode diese Gedanken vielfach parodiert und vielleicht gerade durch die Plattheit der Parodie manche seiner Jünger abgestoßen. Über weitere Gründe der Ablehnung Wielands: Plagiat, Unsittlichkeit, Laxität, Weitschweifigkeit. Wieland: sensualistische — Romantik: spiritualistische Lebensauffassung. Vgl. Hirzel, a. a. O. S. 67 ff.

die jedoch von Werner kommend nur auf die Ähnlichkeit hinweisen, in der Kleistliteratur nichts darüber zu finden.

Der „Martin Luther"[1]) war im Juni 1806 in Berlin aufgeführt und erschien 1807 bei Sander in Berlin, also kurz vor dem Entstehen des „Käthchen".

Auffällig sind schon zwei äußere Übereinstimmungen. Die sich in entscheidenden Punkten ähnelnden Hauptpersonen heißen beide Katharina und werden im Stück „Käthe" und „Käthchen" genannt. Der Name Strahl findet sich in symbolischer Bedeutung, ebenfalls im „Luther". Katharina fragt 2899: „Ich hört einmal ein Mährlein von dem Strahle, Der in ein Herz vom andern Herzen strahle".[2]) Ein ähnliches Wortspiel findet sich auch im Käthchen, mit gleichem Bezug auf die Idee des Ganzen. Ist das ein Zufall? Hat Kleist bewußt Bezug auf das Drama Werners gewonnen, so kann man immerhin vermuten, daß er vielleicht ganz offen gegen die allegorisierende Manier Werners oder gegen die Vermischung der mystischen Idee mit theologischen Fragen protestieren wollte. Tatsächlich ist die mystische Katharina-Handlung auch stark von der geschichtlichen Lutherhandlung zurückgedrängt. Man mag heute bedauern, daß die mystische Idee störend dazwischentritt, umgekehrt konnte Kleist gerade die mystische Handlung als ungenügend empfinden und, zumal da er notwendig verwandte Anschauungen entdecken mußte, zu einer besseren künstlerischen Gestaltung angeregt werden.

Diese Vermutung bestätigt sich bei der Betrachtung des Einzelnen.

Käthchen wie Katharina haben beide eine gleiche ihnen von der Gottheit aufgetragene Mission; Käthchen: den in den Banden des Verstandes und der Sinnlichkeit befangenen Grafen zu erlösen, Katharina: dem in sich entzweiten Luther die innere Einheit wiederzugeben (v. 3834) oder, wie es an anderer Stelle heißt, die Kraft durch das Zarte zu vergöttlichen (v. 368).

Auch Katharinas Gestalt ist von Anfang an über das Gewöhnliche hinausgehoben (v. 760 ff., 557). Sie erscheint ihrer Umgebung als ein „hohes Wesen". Ihre überfeine Seele flüchtet aus dem

---

[1]) Im Körnerschen Hause wurde die „Weihe der Kraft" gern gelesen, wie ich einem ungedruckten Briefe Minna Körners an Prof. Weber (Körnermuseum Dresden) entnehme.

[2]) Vgl. Wieland, Gr. Bd. XIV, S. 24:

„Der Blick, an welchem zwei Seelen einander stracks erkennen
Und wie vom nämlichen Strahl getroffen, zugleich entbrennen."

Alltagsleben (v. 672), das nie das Bild, das mit Flammenzügen ihr im Herzen glüht, verwirklichen kann. Deshalb wendet sie sich zu Christus, ihrem Seelenbräutigam. Sie entsagt aller Erdenlust, und ihr Herz schlägt nur dem Helden Zions entgegen, der durch seinen Opfertod alle Geister in einem Kreuz verbunden hat. Katharina steht ganz im Banne ihres göttlichen Berufs — sie ist Nonne — nichts Eigenes oder Persönliches regt sich in ihr. Der entscheidende Moment in ihrem Leben, wo ihr inneres Wesen geweckt wird, ist das erste Zusammentreffen mit Luther (I, 3). Bei seinem Anblick fährt sie entsetzt auf, ruft, das Gesicht mit beiden Händen bedeckend: „Mein Urbild!“ [1]) und entflieht.

Käthchens erstes Zusammentreffen mit Strahl (I, 1) ist ganz analog; nur läßt Kleist den Vorgang von Theobald erzählen, während Z. Werner die Szene auf die Bühne bringt. Wichtig ist für die Grundidee des Ganzen, daß das erste Zusammentreffen auf das reine, dem Göttlichen näher stehende Weib in beiden Dramen so elementar wirkt und für das ganze Leben richtunggebend ist, während Luther sowohl als Strahl trotz deutlichen Winkes der Gottheit ihre Bestimmung verfehlen und erst im Laufe des Dramas durch die liebende, dienende Unterwürfigkeit und den veredelnden Einfluß eines reinen Weibes erlöst werden.

Seit dem Erblicken Luthers ist Katharina „so ganz verändert“ (v. 1596). Sie betet nicht mehr, denn sie betet jetzt zu Luther (v. 1609, 1661), dem Urbild, das sie sich ersehnt (v. 1608), in dem ihr Heil Mensch geworden ist (v. 2953). (Vgl. Käthchen 186, 11; 197, 10.)

---

[1]) Werner bezeichnet seine Theorie der „Hälften- und Halbliebe“ (D. N. L. S. 228, Anm. ***), die hier zugrunde liegt, sein „System von einander in Ewigkeit nachrennenden, momentan liebend findenden, und dann sich wieder zum neuen Ausrennen trennenden Wesenhälften (Kraft und Zartheit genannt)“ als die „Seele“ aller seiner „bisher gedruckten Schriften, ja die Veranlassung, warum sie alle geschrieben“ sind. In der „Weihe der Unkraft“ bedauert er die Zeit, die er daran gesetzt hat, das System „theoretisch und praktisch folgerecht zu entwickeln“, und verwirft namentlich „die davon gemachte Anwendung auf Glaubenswahrheiten als grundfalsch, schwärmerisch und irrig“ (S. 227, Anm.). Mit der Theorie der „Hälftenliebe“ verwandt, aber in den Folgerungen abweichend, ist die Androgynenlehre, die Baader im Anschluß an Jakob Böhme ausbaute, und die R. Huch als einen Grundzug der Romantik nachweisen möchte. Vgl. darüber: S. Krebs, Philipp Otto Runges Entwicklung unter dem Einflusse Tiecks, Heidelberg 1909, S. 120. Exkurs über die Geschichte des Androgynen- und Liebestodmotives.

Die mystisch-religiöse Sehnsucht zum Unendlichen sucht Züge und Gestalt, die des Heilands hohes Bild verkörpern. Mit glühendem Verlangen sucht sie einen „eigenen Heiland“:

„Den möcht' ich fassen, mir ihn selbst gestalten,
In ihn mich ganz versenken, und mit ihm
Aus freier Willkühr liebend untergeh'n.“ (v. 712.)

Die übertriebene liebende Unterwürfigkeit ist also tiefer in der Weltanschauung begründet und will so bewertet sein. Liebe und Religion sind einen innigen Bund eingegangen, der in der Frage gipfelt: „Ist Lieben denn nicht Beten?“ (v. 438.)

Katharina wie Käthchen folgen ohne Reflexion und unbeirrt dem Licht, das ihnen ins Herz gesenkt ist (v. 358): Wenn kein Mensch Käthchen das „Geheimnis, das in ihr waltet“, zu entlocken vermag (187, 14), so kann auch Katharina ihr „inneres Heiligtum nicht in kalte Worte pressen“ (v. 384):

„O kann ich Euch, was in mir lebt, enthüllen?
Sobald ich frech es auszusprechen wage,
So tödt' ich es! (v. 391 f.)

Sucht jemand gewaltsam ihr Inneres zu enthüllen, so bereitet ihr das Qual und Schmerz. (v. 439, Therese: „Sie quälen Dich, die rauhen Männer!“ vgl. Käthchen 194, 11: „Du quälst mich grausam, daß ich weinen möchte!“)

Übermächtig ist in Katharina und in Käthchen der Zug zum Geliebten, vor dem alle menschlichen Satzungen vergehen. „Zum Grafen Wetter vom Strahl“ antwortet Käthchen und verschwindet (187, 17), „Zu ihm“ ruft Katharina und eilt von der Bühne (v. 1732).

Wie Katharina, unerkannt in Pilgerkleidern, die Nähe Luthers sucht, ihm zu dienen, so folgt Käthchen dem Grafen in blinder Ergebung: Katharina „den Blick unverwandt auf Luther gerichtet“ (v. 2874), Käthchen „geführt am Strahl seines Angesichts“. Fragt Strahl Käthchen, was sie in seiner Nähe schafft, so „hat sie ihn immer „zerstreut“ angesehen (276, 1). Fragt Luther Katharina, so antwortet sie „verwirrt“: „Herr! wir kamen — Vergaß ich selber doch den Namen“ (v. 2866).

Als Käthchen schließlich gewaltsam von dem Grafen getrennt wird (I, 2), will sie ins Kloster gehen (III, 1). Katharina geht nach dem Überfall der Reiter, da sie Luther tot wähnt, langsam feierlich ab: „Kehr' ich zu meines Klosters Stille!“ (v. 2958).

Es ist nicht ohne Bedeutung, daß beide nach der Trennung von dem Geliebten ihren Weg zu Gott nehmen. Liebe und Religion gehören eng zusammen (bei Werner mit dem Akzent auf der Religion, selbstverständlich nicht der positiven, bei Kleist mit dem Akzent auf der Liebe).

Die Schlußentwicklung ist im einzelnen verschieden, da bei Werner die mystische Idee mit der historischen Handlung verquickt wird, während bei Kleist das Gefühlsproblem einheitlich durchgeführt ist. Die Grundlinie ist jedoch in beiden Dramen dieselbe. Der Ring ist geschlossen, die beiden Wesenshälften haben sich gefunden. Der männliche Teil ist durch den zarteren weiblichen Teil erlöst.[1])

## § 13. L. Tiecks Genoveva. Traum, Liebe und Religion.

Kleist wird gern als der Antipode Tiecks bezeichnet und in scharfen Gegensatz zu der Romantik[2]) gestellt. Legt man das Hauptgewicht auf den ideellen Gehalt der Dichtungen, so wird man dies Urteil stark modifizieren müssen. Gemeinsam ist vielen Dichtern der Romantik, daß sie von der Anschauung des 18. Jahrhunderts ausgingen, und daß diese scheinbar dogmatisch gesicherte Anschauung durch Kant aus ihren Angeln gehoben wurde. Ein gemeinsames Fundament wurde aber durch Kant gegeben; der Aufbau wird je nach Geschmack und individueller Anlage von den Einzelnen ausgeführt. Eine fieberhafte Tätigkeit in Philosophie und Dichtung

---

[1]) Einzelheiten: Für das Träumerische im Käthchen.
Luther 3190.
Theobald: „Wenn ich die Augen aufhab', seht, da ist mir's,
Als träumt' ich — wenn ich schlafe, ist's mir wieder,
Als wacht ich eben."
Käthchen 185, 14: „Heiligen Abend vor Pfingsten"
Luther v. 448: „Am heil'gen Abend war's vor Himmelfahrt."
Käthchen 185, 19: „Am hellen Mittag" (Zusammentreffen mit Strahl).
Luther v. 3112.
Katharina: „Am hellen Mittag war es und mir graute —
Zum ersten Mal in meinem Leben." —

[2]) Der Märchencharakter des „Käthchen" wird neuerdings stark betont. Quellenforschungen sind mit großer Vorsicht anzustellen, da schwer zu sagen ist, was Kleist vorgelegen haben kann — die Grimmschen Märchen kamen erst 1812 heraus. — Es erhebt sich zunächst die Frage, ob das „Käthchen" dem Volksmärchen oder dem Kunstmärchen der Romantik näher steht; vgl. Fr. v. d. Leyen, Das Märchen, Leipzig 1911, (Wissenschaft u. Bildung Nr. 96) und Fr. Panzer, Märchen, Sage und Dichtung, München 1905, (S. 7 über Wielands Märchen).

setzt ein, ein Bestreben, sich mit dem Alten abzufinden und ein Neues an seine Stelle zu setzen.

Daß die Depression, ja Verzweiflung anfangs überwiegt, ist verständlich. Ein objektiv Gültiges, schlechthin Gegebenes scheint es bei der Unmöglichkeit, das Wesen der Dinge zu erfassen, nicht zu geben. Der Mensch wird auf sich selbst zurückgeworfen, aber im Innern ist es öde und leer, oder Gefühle liegen mit Gefühlen und Gedanken mit Gedanken im heftigen Kampf, so daß sich allmählich der Gedanke der Sinnlosigkeit alles Lebens herausbildet. „Das Leben von uns allen ist wohl nur ein albernes Puppenspiel" (Tieck, Blaubart, Schr. V, S. 95). Die gleiche Phase der Entwicklung kennzeichnet sich in Tiecks „William Lovell" und Kleists „Schroffensteinern", die, wie O. Fischer wohl mit Recht vermutet, nicht nur zufällige Beziehungen aufweisen. (Vgl. O. Fischer, Guiskardproblem, S. 48/49. Wüstling,[1]) S. 167 ff. und 180.)

Bei Kleist (s. o.) wie bei Tieck zittern diese noetischen Erschütterungen die ganze Folgezeit nach, bis eine Einheit gefunden wird. Es ist das Interessante an der ganzen Romantik, daß das Suchen und Tasten, die Zerrissenheit und der beinahe zum Prinzip erhobene Dualismus den weitaus größten Raum einnehmen, und daß die Einheit nicht voreilig gläubig hingenommen wird. Hierin liegt auch die ungeheure Bereicherung und Verfeinerung des Seelenlebens gegenüber etwa dem „Sturm und Drang". Daß viele dabei innerlich zerbrachen, mutet uns wahrhaft tragisch an, daß viele erlahmten und in den Schoß der katholischen Kirche flüchteten, sollte man aus diesen Voraussetzungen verstehen und nicht nur verurteilen.

In unserem Zusammenhang sei kurz auf die Bedeutung hingewiesen, die Traum und Ahnung als neue Mittel der Erkenntnis und der Orientierung im Leben einnehmen. Für Novalis half Fichte den Weg über Kant herauszufinden. „Fichte gründete im Sinne des transscendentalen Idealismus die äußere Welt auf eine Funktion der schöpferischen Phantasie, derselben Phantasie, schien es, welche im Künstler tätig ist. Bei geringer Neigung zu begrifflicher Schärfe sahen die Dichterphilosophen darin eine vollkommene Gleichsetzung beider Funktionen und so verwandelte sich bei Novalis die natürliche Wirklichkeit in eine traumhafte Schöpfung der Phantasie."

---

[1]) Tiecks William Lovell = Bausteine VII.

(Windelband, Geschichte der neueren Philosophie II, S. 265; vgl. Novalis, Schriften III, S. 16, Nr. 58.)

Hatte Lovell schon in tiefster Verzweiflung ausgerufen: „Ach, meine Träume sind mehr wert als die Wirklichkeit" (III, 233), so geht Simon im Blaubart noch weiter. Auch er ist an dem Verstandesproblem irre geworden. „Suche zu begreifen: ich denke, und mit dem Zeuge, womit ich denke, soll ich denken, wie dieses Zeug selbst beschaffen sei. Es ist pur unmöglich. Denn das, was denkt, kann nicht durch sich selbst gedacht werden." (Fichte, Wissenschaftslehre 1794; Blaubart 1796; Schr. V, S. 47.) Er findet keine Ruhe in sich und sinnt und grübelt, ob es keinen Ausweg gibt. „Seht, der Mensch kann alle Anlagen entwickeln, die in ihm liegen, alle seine dunkeln Empfindungen aufklären — ob man es denn gar nicht bis zum Prophezeihen sollte bringen können!" (S. 49). Er vertraut mehr und mehr seinen Träumen, und die Entwicklung der Ereignisse gibt ihm Recht. Der Traum ist für ihn die Stimme des Schicksals.

Wichtig ist bei der Auffassung dieses Traumes, daß er nicht von außen ganz willkürlich von einer Gottheit gesandt, sondern daß er mit der Individualität des Menschen eng verknüpft ist. Der Mensch ist dabei aktiv beteiligt, denn durch Steigerung seiner im Unbewußten ruhenden Kräfte und Anlagen bekommt er im Traume gewissermaßen Aufklärung über sich und sein eigentliches Wesen. Ein großes Glück wäre es für den Menschen, wenn er sich in einem solchen „Traume kommentieren" könnte. (Vgl. Lov. II, 269 ff.; Wüstling S. 51.) Gedanken Leibniz' von der Aufklärung eines inneren entwicklungskräftigen Kernes, verstärkt durch Fichtes Lehre von der Produktivität der menschlichen Seele, kehren hier in verinnerlichter Form wieder.

Nur der kann darauf rechnen, über die Rätsel seiner Bestimmung klar zu werden, der seiner Eigenart und seinem inneren Wesen folgt, und dieses offenbart sich ihm im Traume. Eigenart, Traum und Wille der Vorsehung liegen auf einer Linie.

Der Traum als Wink der Vorsehung findet sich in der „Genoveva" an einer Stelle, die sicher für den Traum Katharinas in Z. Werners „Martin Luther" vorbildlich war und vielleicht auch auf das „Käthchen" nicht ohne Einwirkung gewesen ist.

Genoveva hat ein Traumgesicht, in dem sich Züge des Erlösers und Golos mischen; himmlische und irdische Liebe, die in ihrer Seele dicht nebeneinander liegen (Witkowski S. 141), werden durch die

Stimme der Vorsehung auf ihr Ziel gewiesen. Christus der Seelenbräutigam und Golo (ihr auf Erden bestimmt) stehen ihr zur Wahl gegenüber. Sie wählt falsch und heiratet ohne Liebe Siegfried. Sie legt damit den Keim für die ganze folgende Entwicklung. Golo wie Genoveva müssen nun gegen die Liebe ankämpfen.

In Golos Innern entscheidet des „Satans Kraft", und er sinkt von Stufe zu Stufe bis zum schändlichen Verbrecher. In Genoveva siegt die edle Anlage und die günstige Sternenkonstellation, und sie wächst nach Abstreifung alles Irdischen bis zur Heiligen empor.

In Katharinas Traumvision mischen sich drei Züge. „Jesus war's nicht ganz, und Luther auch nicht — und ein Heiland doch — Ein Heiland — nicht am Kreuz, auch nicht ein Knabe; Ein göttlich schöner Jüngling. Apollo." Das erste Zusammentreffen ist für Katharina entscheidend. Luther ist und bleibt für sie das „Heil, das in ihm Menschen geboren". Die Liebe ist der Weg zur Religion. Käthchens Traum ist durchaus hier anzuknüpfen.

Ähnlich ist in allen drei Dramen schon die äußere Anordnung. Siegfried — Genoveva — (Golo — Christus), Franz — Katharina — (Luther — Christus — Apollo), Gottfried — Käthchen (Strahl — Erlöser). Gemeinsam ist die Vorstellung von geheimen Seelenverbindungen, die vorübergehend im Traume ahnungsvoll ans Licht treten, sonst im Unbewußten schlummern und beim ersten äußeren Zusammentreffen ausgelöst werden zu einem fast unüberwindlichen Zug des Herzens. Der Traum wird Wirklichkeit, denn die Seelen, von Gott zusammengefügt, müssen sich notwendig finden. „Aus einem Kelche sind wir Beide trunken" (Luther v. 2831). Treten Hemmungen der Außenwelt ein, sodaß die Liebenden sich nicht finden, so wird die Seele auf das Jenseits gewiesen. Daher der asketische Zug in allen 3 Dramen; dabei jedoch zugleich die gläubige Gewißheit, die Tieck im Oktavian, in dem der Zug des Herzens so reiche Gestaltung gefunden hat, ausspricht:

„Daß sich Traum und Wahrheit gatten,
Sich die Geister wiederfinden,
Die auf Erden hier geschieden
Die das Irdische getrennt.

Traum, Liebe und Religion sind so Eins. Die Liebe ist etwas Metaphysisches. Sie stammt von Gott und ist, weil sie eine der gewaltigsten und einheitlichsten Kräfte der Seele ist, das Geschick des Menschen.

„Wer ganz und vertrauend liebet,
Tief versenkt im Liebesmuthe,
Darf nicht zittern, darf nicht zagen,
Will er, ist ihm Sieg gelungen,
Was unmöglich scheint, gelinget,
Darum folg' dem Herzens-Zuge. —
(Tieck, Schr. I, S. 311).

Diese Liebe im hohen und erhabenen Sinne schwebte den Romantikern, die meist durch alle Niederungen des Lebens gegangen waren, in der großen Gefahr des Sichverlierens vor als Ziel aufs innigste zu wünschen. Daß man hier nicht von einer Profanierung der Religion reden kann, wird jeder zugeben, der dem Dichter das Recht des Schaffens neuer Weltansichten zugesteht. Gefährlich wird diese Anschauung erst, wenn die Religion dazu herabgezogen wird, überreizter Sinnlichkeit als theoretische Grundlage zu dienen, wie Werner, in seiner späteren Zeit namentlich „die Wollust metaphysisch begründete", wie Öhlenschläger [1]) ihm einmal vorwirft.

Vergleichen wir die drei besprochenen Dichtungen im einzelnen, so ergibt sich, daß die Religion in katholischer Färbung bei Tieck und Werner die erheblich größere Rolle spielt. Disparate Elemente sind, nicht immer einheitlich, zu einem großen System zusammengeschmolzen; äußeres Rankenwerk macht sich vielfach überbreit, allegorisierende Darstellung stört die Einheit der Linien. Kleist hat von ähnlichen Voraussetzungen ausgehend ein in sich einheitliches Kunstwerk geschaffen, das zwar nicht in allen Punkten untadelig ist, wohl aber als ein geschlossenes Werk dasteht. Romantische Elemente, die schon in des Dichters Seele lagen, sind aufgegriffen, das äußerlich Religiöse ist gemäß der Natur des Dichters abgeschwächt, und im Mittelpunkt steht ein rein psychologisches Problem. Letzte Einheit, Ziel und Bestimmung des Menschen ist die Liebe, froh und entsagend, still und prächtig, glanzvoll und heilig zugleich.

## § 14. Persönliche Motive.

Der Vergleich des Gehaltes mit Gedanken, die in den Briefen ausgesprochen sind, bietet eine Fülle von Parallelen, die wohl geeignet sind, das spezifisch Kleistische in einigen Gestalten des „Käthchen" schärfer zu beleuchten.

---

[1]) Öhlenschläger, Lebenserinnerungen 1850, II, S. 121.

Schon der Grundgedanke, die mystisch erlösende Kraft der Liebe, findet andeutungsweise in früherer Zeit seinen Ausdruck. Gedanken über das weibliche Geschlecht vor dem Kanterlebnis sind anders zu bewerten als die späteren. Vor den Augen des jungen Kleist stand mit flammenden Lettern das hohe Ideal der „Tugend", die zugleich die höchste Vollkommenheit in sich schließt. Solange ihm dieses Ziel heilig gilt, muß auch seine Braut hinter seinem „höchsten Zwecke" zurücktreten (V, S. 59, 27). Auch die Rousseausche Ansicht, daß es das allgemeine Schicksal des weiblichen Geschlechts sei, seiner Natur nach die zweite Stelle in der Reihe der Wesen zu bekleiden (V, S. 46, 22), wird von Kleist eifrig aufgenommen. Vgl. Rousseaus Emile Buch V, zu dem sich zahlreiche Parallelen bieten. Vgl. namentlich den Abschnitt, in dem ausgemalt wird, „selon qu'il [Emile] imagine lui-même l'épouse qui peut le rendre heureux" (Emile, Paris, Didot 1889, S. 483).

Auch hier beobachten wir, wie Kleist, ähnlich wie bei Wieland, im wesentlichen angelesene Gedanken ins Leben umzusetzen sucht. Diese in jugendlicher Überschwenglichkeit verfochtenen, auch übertriebenen Gedanken werden nun gern herausgegriffen und auf spätere Dichtungen übertragen. Die meisten Forscher überhören auf diese Weise den persönlichen Ton, der auch durch die frühesten Briefe klingt und schelten nur auf den unangenehm gebieterisch-pädagogischen Ton, der sich in die Liebe schleicht. Kleist gilt vornehmlich als der schreckliche Schulmeister in der Liebe. Die Wandlung in Kleists Lebensanschauung und ihre Einwirkung auf sein eigenstes Gefühlsleben, das in seiner großen Sprunghaftigkeit restloser Ergründung widerstrebt, wird kaum berücksichtigt. Briefstellen der früheren und späteren Zeit, verstärkt durch Dramenzitate, die aus dem Zusammenhang gerissen werden, geben ein eigenartiges Zerrbild. Betont man das sexuelle Moment etwas stärker, wie es in der neuesten Forschung wieder beliebt wird, so ist der Sadist fertig. Mit Sadismus oder gar sadistischer Kultur (Penthesilea) und Masochismus (Käthchen) läßt sich dann bequem arbeiten und Ausblicke auf Nietzsches Herrenmenschen und Tolstois arme Sünder geben dem Ganzen einen interessanten Anstrich.[1])

Lauschen wir nur auf die rein persönlichen Töne in Kleists

---

[1]) Vgl. dagegen die schönen Ausführungen über Kleist-Hebbel-Ibsen und die Frau von Roman Woerner: H. Ibsen II, S. 66 ff.

Liebesbriefen, so vernehmen wir: die Liebe ist ein Quell der Veredlung für ihn. „Edler und besser sollen wir durch die Liebe werden, und wenn wir diesen Zweck nicht erreichen, Wilhelmine, so mißverstehen wir uns“ (V, S. 58, 8). Der alles verzeihenden Liebe ist nur ein Weib fähig. „Wenn der Mann sein brutales Recht des Stärkeren mit den Waffen der Gewalt gegen die Frau ausübt, hat nicht auch die Frau ein Recht gegen den Mann, das man das Recht des Schwächeren nennen könnte und das sie mit den Waffen der Sanftmut[1]) gelten machen kann?“ „Keine Tugend ist doch weiblicher, als Sorge für das Wohl Anderer und nichts dagegen macht das Weib häßlicher und gleichsam der Katze ähnlicher, als der schmutzige Eigennutz, das gierige Einhaschen für den eigenen Genuß. Das läßt sich freilich verstecken; aber es gibt eine himmlische Güte des Weibes, Alles, was in ihre Nähe kommt, an sich zu schließen, und an ihrem Herzen zu hegen und zu pflegen mit Innigkeit und Liebe, wie die Sonne (die wir darum auch Königinn nennen, nicht König) alle Sterne, die in ihren Wirkungsraum schweben, an sich zieht mit sanften unsichtbaren Banden, und in frohen Kreisen um sich führt, Licht und Wärme und Leben ihnen gebend — aber das läßt sich nicht anlernen. .... (V, S. 138, 5 u. 233, 16.)

Eigennutz und Uneigennützigkeit, die auch im „Käthchen“ extremste Gestalt gewonnen haben, sind ein beliebtes Thema Kleists in den Briefen. „Denke einmal an alle Abscheulichkeiten, zu welchen der Eigennutz die Menschen treibt — denke Dir einmal die glückliche Welt, wenn jeder seinen eignen Vortheil gegen den Vortheil des Andern vergäße — denke Dir wenigstens die glückliche Ehe, in welcher diese innige, herzliche Uneigennützigkeit immer herrschend wäre“ (V, S. 192, 13 ff.). Auf dem „immer“ liegt der Ton; denn was bedeutet ein vorübergehendes Hintansetzen des Eigeninteresses, das in entscheidenden Augenblicken versagt? — Kleist findet, daß er „diese gänzliche Vergessenheit seines Eigenen“ noch nicht besitzt, aber dies ist das hohe Ziel, das er sich mit seiner ganzen Seele anzueignen strebt (V, S. 192, 25). Er weiß, es ist sehr schwer immer, und aus der innersten Seele und mit Freudigkeit uneigennützig zu sein; deshalb scheint ihm der Mensch, der „diese schwerste von allen

---

[1]) Vgl. Emile V, S. 502. L'empire de la femme est un empire de douceur, d'adresse et de complaisance.

Tugenden" hat, von einem „Heiligenschein" umgeben (V, S. 189, 35). Vgl. die ganze Schilderung Brockes'.

„Andere beglücken, es ist das reinste Glück auf dieser Erde" (V, 258, 27), und bis zu seinem Tode spricht er in warmen Worten von der unendlichen Aufopferungsfähigkeit des Weibes, „ganz für das, was man liebt, in Grund und Boden zu gehn: das Seligste, was sich auf Erden erdenken läßt, ja worin der Himmel bestehen muß, wenn es wahr ist, daß man darin vergnügt und glücklich ist" (V, 433, 16).

Man sieht, wie sich die Fäden zu unserer Dichtung ziehen. Ähnliche Stellen ließen sich zahlreich anführen.

Auch der schneidende Dualismus zwischen Verstandesüberlegung und intuitivem Gefühl, zwischen Bewußtsein und Naivität tritt, wie im Käthchen, so in fast allen persönlichen und dichterischen Bekenntnissen zutage. Kleist, der wie kein zweiter auf Sicherheit und Einheit des Gefühls ausging, wurde zeitweilig an dem „Gefühlsblick", der ihm an Brockes so wertvoll war, irre. Der Feind, der ihm die innere Einheit des Fühlens störte, war ihm wohl bekannt. „O der Verstand! Der unglückseelige Verstand! (V, 328, 8). Erst allmählich beginnt er, wieder etwas auf „die alte geheimnisvolle Kraft des Herzens" zu geben, die mit intuitiver Sicherheit das Richtige trifft. „Jede erste Bewegung, alles unwillkürliche ist schön; und schief und verschroben alles, sobald es sich begreift. . . . Folge deinem Gefühl."

„Überhaupt dünkt mich, alle Ceremonien ersticken das Gefühl. Sie beschäfftigen unsern Verstand, aber das Herz bleibt todt. Die bloße Absicht, es zu erwärmen, ist, wenn sie sichtbar wird, hinreichend, es ganz zu erkalten. Mir wenigstens erfüllt eine Todeskälte das Herz, sobald ich weiß, daß man auf mein Gefühl gerechnet hat" (V, 116, 18).

Aus dem Denken, Fühlen und Wünschen des Dichters entspringt die Dichtung; hieraus ist sie in erster Linie zu verstehen. Bedeutende Erlebnisse gedanklicher und persönlicher Art geben dem Dichten einen neuen Anstoß. Diese festzustellen und in den Dichtungen aufzufinden ist eine der schwierigsten Aufgaben. Namentlich bei persönlichen Erlebnissen lassen sich meist nur Rückschlüsse von der Dichtung ziehen; das Kunstwerk ist hier der sicherste Ausgangspunkt.

Der einzig gebotene Ausgangspunkt aber ist das Kunstwerk, wenn sichere Kunde über das persönliche Erlebnis fehlt, wie es in Kleists Dresdener Zeit der Fall ist. Über die Liebe Kleists zu

Julie Kunze läßt sich kein einziges sicheres Zeugnis beibringen[1]). Wenn Kleist an seinem Geburtstag am 10. Oktober (den er wenigstens für seinen Geburtstag hielt) „bei dem östr. Gesandten an der Tafel mit einem Lorbeer gekrönt ist; und das von zwei niedlichsten kleinen Händen, die in Dreßden sind" (V, 356, 16), so berechtigt das noch nicht dazu, eine tiefere Liebe Kleists anzunehmen. Kayka (a. a. O. S. 179) hält Henriette von Schlieben für „die Erwählte seines Herzens". Rahmer (H. v. Kleist als Mensch und Dichter S. 364/5) glaubt, „daß Emma Kunze die Liebe Kleists bedeutet, daß er über die Enttäuschung, welche sie ihm brachte, niemals hinweg gekommen ist. Zweifellos liegt eine wahre und tiefe Herzensneigung Kleists vor, die bestimmend auf seine Zukunft und seinen traurigen Lebensgang einwirkte".

Sollten wirklich noch stichhaltige Gründe für eine ernstere Liebe Kleists in Dresden angegeben werden, so fragt es sich immer noch, ob sie ihm zum tieferen Erlebnis wurde, oder ob er in ihr nur eine flüchtige Neigung sah. Auffällig ist, daß Kleist im Phöbus ein Gedicht abdruckte, das sein schmerzliches Erinnern an die Liebe zu Wilhelmine v. Zenge so offen widerspiegelt.

„Ich auch, das Herz einst eures Dichters, liebte:
Ich hätte nicht um Rom und seine Tempel,
Nicht um des Firmamentes Prachtgebäude,
Des lieben Mädchens Laube hingetauscht!
Wann kehrt ihr wieder, o ihr Augenblicke,
Die ihr dem Leben einz'gen Glanz verleiht." (IV, 19, 81.)

Tornius (a. a. O. S. 531) vermutet, daß auch die Neigung zu Maria Luise Wieland[2]) im Käthchen Widerhall gefunden hat. „Käthchen hat Fleisch und Blut von Luise Wieland. Es wäre auch nicht verwunderlich, wenn ihr Bild in den Tagen seiner Liebe zu Julie vor seine Seele getreten wäre, mußte er doch allmählich erkannt haben, daß die hingebungsvolle Treue, die er am Weibe suchte, in ihrer

---

[1]) Ich habe im Körnermuseum in Dresden sämtliche vorhandenen, gedruckten und ungedruckten Briefe durchgesehen. Obwohl viel von Julie Kunze die Rede ist, findet sich kein Hinweis, der sich mit Sicherheit auf Kleist beziehen ließe. Nachforschungen an anderen Orten in Dresden waren leider ohne Erfolg. Herrn Geh. Rat. Prof. O. F. Walzel, Dresden bin ich für freundliches Interesse zu Dank verpflichtet.

[2]) Vgl. den von B. Seuffert im „Grenzboten" 1911 veröffentlichten Brief Luise Wielands über Kleist.

in ihrer wahrhaften Gestalt bisher nur in Luise Wieland an ihn herangetreten war. Das wäre das Mädchen gewesen, das sich für ihn geopfert hätte, wie Ottegebe für ihren armen Heinrich. Und an diesem Glück war er vorübergegangen." Möglich, daß Luise Wieland einige Züge zum Bilde Käthchens geliehen hat, doch ist hier, wo es sich um so Unwägbares handelt, große Vorsicht nötig — auch Tornius geht in seinen Folgerungen zu weit. Sichere Behauptungen, die auf dem trüben Boden des Klatsches erwachsen, führen meist zu wenig geschmackvollen Wendungen wie z. B. H. Zimpel, Kleist und die Frau, Nord und Süd, 1900, S. 325: „Denn ist nicht das Käthchen gedichtet für Julie Kunze, und ist Kunigunde nicht ebenso ein Akt der Rache an Dora Stock?" Oder R. Kade a. a. O.: „Ein Geist der Rache zieht durch Kleists Dichtungen. Hatte der Anfang des „Käthchen von Heilbronn" noch die freudig gehobene Laune des Verliebten gezeigt, so ändert sich zum Schlusse die Stimmung und der Rachegedanke tritt in den Vordergrund."

## § 15. Entstehungsgeschichte. Melusinenfabel. Vergleich der beiden Fassungen.

Als Kleist Anfang September 1807 (vgl. V, S. 349, 11; 351, 17) nach Dresden kommt, ist das Käthchen fast zum Druck bereit (350, 15), es ist gedacht als Kehrseite der Penthesilea, ihr anderer Pol, ein Wesen, das eben so mächtig ist durch gänzliche Hingabe, als jene durch Handeln" (358, 9). In einem Brief vom 14. Februar 1808 wird das Käthchen eine „Tragödie" genannt. Ob zuerst wirklich ein tragischer Schluß beabsichtigt oder ob der Titel ganz neutral gemeint war, wie z. B. auch Z. Werner seinen durchaus glücklich endenden „Martin Luther" „Eine Tragödie" nannte, läßt sich nach dem vorhandenen Material nicht entscheiden. Am 28. Juli 1808 bittet er Cotta, der den Druck übernehmen wollte, „ihm den äußersten Zeitpunkt vor Michaeli zu bestimmen", da er das Manuskript zum Druck in Händen haben müsse (V, 377, 7). Demnach ist das Manuskript noch nicht fertig. Im August wieder behauptet Kleist, das Stück an die sächsische Hauptbühne verkauft zu haben (vielleicht um seine Schwester Ulrike zu beruhigen).

Mit diesen einander widersprechenden Andeutungen läßt sich für die Datierung nicht viel anfangen. Fest steht einzig und allein, daß der zweite Akt in erster Fassung September-Oktober 1808

im Phöbus gedruckt, und daß am 8. Dezember 1808 das ganze Drama in zweiter Fassung in den Händen von H. J. v. Collin ist.[1]) Im November werden also die Änderungen der zweiten Fassung vorgenommen sein. Wir sind lediglich auf innere Kriterien angewiesen, und alle Ansichten, die sich auf einzeln herausgegriffene Daten stützen, müssen zunächst als Hypothese gelten. Meyer Benfey (Bühne und Welt, Juni-Heft 1912, S. 191) verlegt die Hauptveränderung der zweiten Fassung, die Einfügung des neunten Auftritts des zweiten Aktes in den April 1810, da bei der Erstaufführung des Stückes am 17. März 1810 im Theater an der Wien „die Figur der alten Brigitte und damit natürlich auch dieser Auftritt" fehlte. So natürlich und „völlig gewiß", ist das nicht, da sich der Theaterzettel, auf den sich Meyer-Benfey stützt, nicht auf das Manuskript, sondern auf die Bühnenbearbeitung bezieht. Nicht wahrscheinlich ist auch die Vermutung Meyer-Benfeys, daß Kleist, als er 1810 im Begriffe war, das Stück bei Iffland einzureichen, in Hinblick auf „die Ungeduld und die geringe Fassungskraft des großen Publikums, das auf die Enthüllung der Grundvoraussetzung eines Dramas nicht bis in den vierten Akt hinein warten mag", den Auftritt eingeschoben habe. Die Psychologie des großen Publikums einem Dichter unterzulegen, ist gefährlich; denn mit gleichem Recht könnte jemand behaupten, daß die Spannung des großen Publikums gerade dadurch erhöht werde, daß die Enthüllung erst später erfolgt. Diese Erwägungen und die Notwendigkeit der Kürzung, die Kleist selbst dem Bühnenbearbeiter zugibt (V, 380, 20), werden Collin bestimmt haben, den Brigitte-Auftritt fortzulassen.

Für die Motivierung ist dieser Auftritt sicher ein Vorzug. Daß der Traum gerade Kunigunde erzählt wird, ist nicht so zu verdammen; Kunigunde erfährt durch die Erzählung des Traumes die psychische Anlage des Grafen und richtet ihr Verhalten danach ein.

Die wichtigste Frage ist die nach dem ursprünglichen Plan der Dichtung. Meyer-Benfey hat bisher als Einziger die übliche Ansicht über den Melusinenplan ernstlich angefochten. Ich bin von völlig verschiedenem Ausgangspunkt zu ähnlichem Ergebnis gelangt. Im einzelnen weicht meine Betrachtungsweise schon deshalb von der Meyer-Benfeys ab, da er jede Nachwirkung des Kanterlebnisses infolge der sich jäh entwickelnden Künstlernatur Kleists leugnet,

---

[1]) V, S. 380, 17 ff.

während ich dafür gerade in der ersten Fassung eine neue Bestätigung finde.

Es handelt sich zunächst um kritische Beleuchtung der Mitteilung Bülows über den — angeblich — ursprünglichen Plan.

Bülow hatte sich redlich bemüht, das Interesse für Kleist zu wecken, er hatte keine Mühe gescheut, alles in Erfahrung zu bringen, was zur Charakteristik Kleists von Wichtigkeit sein konnte. Von den verschiedensten Seiten gingen ihm Mitteilungen zu, die selbstverständlich unkontrollierbar waren. Das Hauptsächlichste verdankt er einem der nächsten Freunde Kleists, dem Herrn General v. R[ühle], Exzellenz, die Briefe größtenteils einer Freundin des Dichters (Monatsblätter z. Allg. Ztg. 1846, S. 512). Tieck verfolgte die Arbeit Bülows mit freudigen Interesse und freundlicher Unterstützung.

„Als ich", schreibt Bülow, „diese Lebensskizze meinem verehrten Freunde Ludwig Tieck vorlas, hatte ich die Freude, ihn erlären zu hören, daß er daraus zum ersten Male eine klare, vollständige Anschauung von Kleists Leben und Seelenzuständen erhalte". Tieck hatte selbst Einiges beigesteuert. So angeblich jene Mitteilung über die ursprüngliche Melusinenfassung des Käthchen, die durch Bülow bis in die neueste Forschung gekommen ist. Der Glaube an die Richtigkeit dieser Ausführungen Bülows geht so weit, daß man den darin angedeuteten Plan immer wieder gegen den Dichter ausspielt, daß man Kunigunde ohne Bedenken als „Fischweib" bezeichnet (z. B. Günther, Kompositionstechnik, Leipzig, Diss. 1911), ja Kayka nimmt an, daß Fouqué zu seiner Undine durch Kleists Kunigunde angeregt sei.

Bülow berichtet: „Nachdem Kleist das Käthchen geschrieben und Tieck mitgeteilt hatte, sprachen und stritten sie mannigfach darüber und sagte Tieck ihm eine Meinung über eine merkwürdige Szene, die das Stück gewissermaßen in das Gebiet des Märchens oder Zaubers hinüberspielte. Kleist mißverstand diese Äußerung als Tadel, vernichtete die Szene, ohne daß Tieck eine Ahnung davon hatte, und als dieser sie in der Folge im Druck vermißte [?], konnte er nicht aufhören [?], darüber sein Bedenken auszusprechen, weil sie die karrikierte Häßlichkeit Kunigundes weit besser motiviert [?] und sie in ein besseres Licht gerückt habe. Dieser Szene gemäß wandelte Käthchen im vierten Akte auf dem Felsen und erschien ihr unten im Wasser eine Nixe, die sie mit Gesang und Rede lockte. Käthchen wollte sich hinabstürzen [?] und wurde nur durch eine Begleiterin

gerettet und war außer sich vor Angst, wie sie den Ritter vor dem Ungeheuer rette. Aus dieser Schilderung des Bildes erinnerte sich Tieck noch des schönen Verses: „Da quillt es wieder unterm Stein hervor“.[1])

An sich wäre eine Ausführung des Dramas auf religiös-metaphysischem Grunde recht wohl möglich. Das Thema: ein Mann zwischen zwei Frauen, von denen die eine, dämonisch-bestrickend, die Abgesandte eines anderen Reiches, den Mann ins Verderben zieht, während die andere, eine Abgesandte des Himmels und schon auf Erden eine Heilige, ihn diesen Schlingen zu entreißen sucht, ist bis zum Tannhäuser R. Wagners und noch darüber hinaus viel dargestellt. Diesen Dramen ist das gemeinsam, daß zwei Welten um die Seele eines Mannes kämpfen. In Tiecks „Melusine“ (1807/08) und „Donauweibchen“ (1808), die beide in Dresden entstanden sind, findet sich das gleiche Motiv. Auf der einen Seite die dämonisch-schauerliche Gewalt der Naturgeister, die den Menschen bestricken und zu sich hinabzuziehen suchen, auf der anderen Seite die himmlische Seele einer reinen Frau. Der Ausgang ist, so weit man aus dem Fragment (Schriften XIII, S. 193 ff.) vermuten kann, tragisch.

Eben darum, weil ein Melusinenplan ganz im Sinne Tiecks gewesen wäre, kann irgend eine Verwunderung Tiecks über die angebliche Szene kaum möglich sein. Tieck hätte sie sicher gelobt. Ferner ist offensichtlich, daß die Melusine, die doch gewöhnlich durch blendende Schönheit die Menschen bezaubert, und die Häßlichkeit Kunigundens in diesem Plan unglücklich verquickt sind.

In den *vorliegenden Fassungen* ist von einem Melusinenplan jedenfalls nicht zu spüren, wie der oben nachgewiesene Gedankengehalt der Kunigundengestalt deutlich offenbart.

Die beiden Fassungen stimmen in den Grundlagen und in den Grundvoraussetzungen überein. Dabei ist in der Phöbusfassung vieles, aber stets im Sinne der zweiten Fassung unterstrichen. In der Figur der Kunigunde namentlich tritt das Konstruierte im Sinne der Idee auf Kosten der lebensvollen Gestaltung noch mehr

---

[1]) Der Vers kann unmöglich so im Käthchen gestanden haben, weil er in der Versmelodie ganz abweicht. Käthchen hat:

× . . ˙ . .

Dieser Vers × · . · . ·

Aber der Klangtypus des Verses (II., kalt, groß, dramatisch nach Rutz) ist Kleistisch. Diesen Hinweis verdanke ich Herrn Prof. Saran.

hervor; Kunigunde steht hier einer Melusine noch ferner als in der letzten Fassung. Die Karrikatur, wenn man so will, ist in der Phöbusfassung noch größer. Ihre ganz unglaublichen Toiletten-künste erhalten hier (II, 10) eine ausführliche theoretische Begründung. Mit sinnlichen Mitteln sucht sie „das unsichtbare Ding, das Seele heißt", zur Erscheinung zu bringen. Ihr ganzer innerer Zustand, wie sie ihn gesehen wissen will, soll im Äußeren dargestellt sein und so dem Mitmenschen die gewünschte Empfindung aufzwingen. „Nun erst, nun drück ich aus, was ich empfinde, und lehr' ihn so empfinden, wie er soll." Das ist möglich, so klingt eindringlich und etwas aufdringlich die Meinung des Dichters hindurch, weil die Sinne des Menschen so unzulänglich sind, weil es keine Möglichkeit gibt, das Innere seines Mitmenschen zu durchschauen. Viel schärfer konnte Kleist sein durch Kant bedingtes Haupterlebnis poetisch nicht darstellen. Hier ist der Gedanke geradezu auf die Spitze getrieben. Eine gleiche Verschärfung und Zuspitzung sehen wir an anderer Stelle. In der Phöbusfassung fällt Kunigunde dem Grafen von Strahl bei der ersten Begegnung urplötzlich zu Füßen mit den Worten: „Mein hoher und verehrter Herr!" auch weiterhin spricht sie ihn an: „mein erlauchter Herr", „mein Gebieter"; sie zeigt dieselbe Unterwürfigkeit wie Käthchen und gleicht ihr innerlich und äußerlich an Schönheit vollkommen. Das Dilemma ist für den Grafen hier noch größer. Zu Käthchen zieht ihn der Zug der Liebe, zu Kunigunde ziehen ihn die Sinne; eine Entscheidung ist nicht möglich. Daß der sympathetische Zug auf den göttlichen Traum zurückgeht, steht nicht in dem Phöbus, da die betreffende Szene fehlt, ist aber unbedingt anzunehmen, da die strenge Gegenüberstellung der beiden ersten Zusammentreffen mit Käthchen und Kunigunde notwendig auf die Traumszene hinweist; ferner findet sich schon das Mal (um Strahls Haften an sinnlichen Merkmalen anzudeuten) und andere Hinweise.

So ist es auffällig, daß in der ersten Fassung das ‚Träumerische' sehr stark betont ist; ja Strahl spricht einmal direkt von der „träumerischen Kunst", die der Grund ist, daß sie ihm so „abgöttisch" zugetan.

In der ersten Fassung sind sehr viele Züge mehr herausgearbeitet. Die Tragik der schrecklichen Isoliertheit des Menschen, der Gottheit und den Mitmenschen gegenüber, entspringend seiner

theoretischen Beschränktheit, kommt noch schärfer zum Ausdruck. Sprache, Verstand und Sinne legen sich wie eiserne Klammern um den Menschen und schließen ihn ab. Kleist klagt schon 1801 (Br. S. 198), daß es kein Mittel gibt, sich den anderen ganz verständlich zu machen, und daß der Mensch von Natur keinen Vertrauten hat als sich selbst. Die Brücke von Mensch zu Mensch wird aber im „Käthchen" geschlagen, indem Kleist auf die Sympathie Wielands zurückgreift, und so wird aus der Dichtung ein Hymnus auf das „sympathetische Gefühl", das alle menschlichen Gebrechen überwindet.

Das Hauptergebnis dieser Ausführungen ist, daß Kunigunde, soweit wir aus den vorliegenden Dichtungen sehen, nie als Melusinenwesen gedacht ist, auch bei dem Grundgedanken des Käthchen nie gedacht sein kann, sondern von Anfang an als poetischer Ausdruck einer Kleist gewaltig bewegenden Erkenntnis und ihrer Folgen ist. Nur so ist die Gestalt und die Idee des Ganzen zu verstehen, denn beide sind, wie wir gesehen, aufs engste verknüpft.

Es sei kurz der Versuch gewagt, eine Erklärung für die Überlieferung Bülows zu geben. Im Sommer 1808 lebte Ludwig Tieck in Dresden. Hier „erwarb er die Bekanntschaft Kleists, der eben sein Schauspiel „Käthchen von Heilbronn" vollendet hatte" (Ges. Schr., 1826, Einl. XXX). Sicher ist, daß überhaupt persönliche und wohl auch literarische Beziehungen zwischen ihnen bestanden haben, was vielfach bestritten ist. Denn in der Mitteilung „An die Interessenten des Journals Phöbus" nennt Kleist Juni 1808 als neu hinzukommenden Mitarbeiter Ludwig Tieck. Auch später finden sich noch Hinweise auf ein näheres Verhältnis Tiecks zu Kleist. Ed. Albanus schreibt 12. April 1832 an Tieck: „Ich glaube annehmen zu dürfen, daß Ihnen Reliquien eines Schriftstellers, wie Kleist und besonders eines Mannes, der in so naher literarischer Beziehung zu ihnen stand, nicht ganz unangenehm, vielleicht sogar interessant sein dürften" (Holtei, Briefe an Tieck II, S. 177).

Da Kleist so gern in schroffen Gegensatz zu Tieck gestellt wird (mit wenigen Ausnahmen, z. B. Walzel, D. R. und O. Fischer, Euph. 18, S. 520), so mögen hier einige wenig beachtete Stellen Platz finden, die nicht zu übersehen sind. Marie von Kleist schreibt an Tieck, der die Kleistausgabe vorbereitet, 3. März 1817: „Außerdem sind Sie noch der Geistesverwandte meines Vetters Heinrich, den er oft selbst für seiner Nächsten Einen erklärte. Jetzt wollen Sie noch seine Briefe herausgeben" (Holtei, Briefe an Tieck II, S. 173).

Das Interesse Tiecks für Kleist ist immer rege geblieben. Schon 1816 beginnen die Vorbereitungen für die Herausgabe von Kleists Nachlaß, der jedoch erst 1821 erscheint. In der Einleitung äußert sich Tieck ausführlich über das Käthchen, namentlich über die Kunigunde: „die märchenhafte Häßlichkeit der Kunigunde ist übertrieben, und für die Phantasie um so unmöglicher, sie sich vorzustellen, je mehr der Dichter das widerwärtige und unnatürliche Bild uns nahe bringen will. Dies ist wieder die Lust, über Natur und Wahrheit hinauszugehen."

Sehr richtig bemerkt Tieck die eindringliche Gestaltung von Kunigundens Charakter. Auch daß es unmöglich ist, sich dieses widerwärtige Bild vorzustellen, wird man ihm unumwunden zugeben. Sie ist eben nur aus den Intentionen des Ganzen, aus der harten Verknüpfung mit der Idee des Stückes zu verstehen, sie ist reine Konstruktionsfigur, kristallisierter Gedanke.

Tieck steht dieser Figur sichtlich ganz verständnislos gegenüber. Von einer ursprünglich geplanten Melusine sagt er aber nichts, was er doch sicherlich getan hätte, wenn Bülows Ansicht zu Recht bestände.

1846 taucht zum ersten Male die Mitteilung Bülows über die Melusine auf. Es hat den Anschein, als ob der Wunsch, anstatt Kunigunde, die man nicht recht verstand, ein Melusinenwesen zu sehen, sich schließlich zur Gewißheit verdichtet hätte. Auch äußere Anzeichen sprechen dafür. 1826—46 gab Tieck seine Schriften heraus. In den Einleitungen hatte er sich ausführlicher über sein „Donauweibchen" ausgesprochen, ohne daß er das Käthchen erwähnt, obgleich er eingehend über die Dresdener Zeit spricht. Da gab Bülow selbst eine „allerneueste Melusine" [1]) heraus, in der das Melusinenmotiv auf die Psyche einer Schauspielerin angewandt wurde. Bülow war sich, wie der Titel sagt, bewußt, das er eine lange Reihe von Melusinendichtungen vor sich hatte. In diesem Zusammenhange wird er mit Tieck gesprochen haben, bei dem sich dann die Erinnerung an seine eigene „Melusine" und „Donauweibchen", die mit dem „Käthchen" beinahe in demselben Monat entstanden sind, verwirrte. Möglich auch, daß Tieck in Dresden mit Kleist über seine eigenen Melusinendichtungen gesprochen und dies später auf das „Käthchen" übertragen hat. Im einzelnen wird man kaum Genaueres sagen können.

[1]) Ed. Bülow, Eine allerneueste Melusine-Novelle. Frankfurt a. M. 1849.



# Anhang.



Heinrich von Kleist

# Das Käthchen von Heilbronn

oder

## die Feuerprobe

Abdruck aus dem „Phöbus"

Ein Journal für die Kunst, herausgegeben von Heinrich v. Kleist
und Adam H. Müller. Dresden 1808

## Fragment aus dem Schauspiel:

# Das Käthchen von Heilbronn,

oder

## die Feuerprobe.

---

5 Personen:

Friedrich, Graf Wetter vom Strahle.
Graf Otto von der Flühe,
Wenzel von Nachtheim, } Vehmrichter.
Hans von Unkenfeld,
10 Theobald Friedeborn, Waffenschmidt aus Heilbronn.
Käthchen, seine Tochter.
u. s. w.

---

Die Handlung spielt in Schwaben.

---

## Erster Akt.

15 Scene: Eine unterirdische Höhle, mit den Insignien des Vehmgerichts, von einer Lampe erleuchtet.

---

### Erster Auftritt.

Graf Otto von der Flühe, (als Vorsitzer). Wenzel von Nachtheim, Hans von Unkenfeld, (als Beisassen), mehrere Grafen, Ritter und 20 Herren, (sämmtlich vermummt), Häscher und Fackeln u. s. w. — Theobald Friedeborn, Bürger aus Heilbronn, (als Kläger), Graf Wetter vom Strahle, (als Beklagter, stehen vor den Schranken).

**Graf Otto** (steht auf) Wir Richter des hohen, heimlichen Gerichts, die wir, die irdischen Schergen Gottes, Vorläufer der geflügelten Heere, die er in 25 seinen Wolken mustert, den Frevel aufsuchen, da, wo er, in der Höhle der Brust, gleich einem Molche, verkrochen, vom Arm weltlicher Gerechtigkeit nicht aufgefunden werden kann: wir rufen dich, Theobald Friedeborn, ehrsamer und vielbekannter Waffenschmidt aus Heilbronn, auf, deine Klage anzubringen gegen Friedrich, Graf Wetter vom Strahle; denn dort, auf den ersten Ruf der heiligen 30 Vehme, von des Vehm-Herolds Hand dreimal, mit dem Griff des Gerichtsschwerdts, an die Thore seiner Burg, deinem Gesuch gemäß, ist er erschienen, und fragt, was du willst? (er setzt sich)

**Theobald Friedeborn.** Ihr hohen, heiligen und geheimnißvollen Herren! Hätte er, auf den ich klage, sich bei mir ausrüsten lassen — setzet in Silber, von Kopf bis zu Fuß, oder in schwarzen Stahl, Schienen und Schnallen und Ringe von Gold; und hätte nachher, wenn ich gesprochen: Herr! bezahlt mich! geantwortet: Theobald! Was willst du? Ich bin dir nichts schuldig; oder wäre er vor die purpurnen Schranken meiner Rathsherren getreten, und hätte, nach Art der Verläumder, gesagt: der Friedeborn sinnt auf Verrath, ihr Herren; dem Pfalzgrafen, der euch bedroht, sendet er Waffen zu; schickt die Häscher, auf daß man ihn greife: und es hätte sich nachher befunden, daß ich ihm nichts zugesendet, als Fangeisen, den Wolf zu fangen, und Speere mit Widerhaken, den Eber daran auflaufen zu lassen; oder hätte er mich auf sein Schloß laden lassen, und im Saal seiner Väter gesprochen: Meister, die Klage, die ich gegen dich verführt, reut mich; die Rüstung will ich dir zahlen, und zum Zeichen, daß du keinen Groll gegen mich hegst, nimm diesen Becher Wein aus meiner Hand und leer ihn: der Hund aber, dem ich heimlich einen Bissen, in des Weines Naß getränkten Brodes vorgeworfen, wäre augenblicklich niedergesunken, verreckt, auch, binnen ein Rosenkranz abgebetet wird, verwes't, so, daß er nur halb, als ob ihn ein Bär angefressen, begraben worden: ihr Herren der hohen und heiligen Vehme, so wahr mir Gott helfe! ich glaube, ich hätte nicht vor euch geklagt. Ich erlitt in drei und funfzig Jahren, da ich lebe, so viel Unrecht, daß meiner Seelen Haut nun gegen seinen Stachel wie gepanzert ist; und während ich Waffen schmiede, für Andre, die die Mücken stechen, sag' ich selbst zum Scorpion: fort mit dir! und laß ihn fliegen. Friedrich, Graf Wetter vom Strahle, hat mir mein Kind entführt, meine Katharine. Nehmt ihn, ihr irdischen Schergen Gottes, und überliefert ihn allen geharnischten Schaaren, die an den Pforten der Hölle stehen, und ihre glutrothen Spieße schwenken: ich klage ihn schändlicher Zauberei, aller Künste der schwarzen Nacht, und der Verbrüderung mit dem Satan an!

**Graf Otto.** Meister Theobald von Heilbronn! Erwäge wohl, was du sagst. Du bringst vor, der Graf vom Strahle, uns vielfältig, und von guter Hand, bekannt, habe dir dein Kind verführt. Du klagst ihn, hoff' ich, der Zauberei nicht an, weil er deines Kindes H e r z von dir abwendig gemacht? Weil er ein Mädchen, voll rascher Einbildungen, mit einer Frage: wer sie sei? oder wohl gar mit dem bloßen Schein seiner rothen Wangen, unter dem Schatten der Federbüsche hervorglühend, oder mit irgend einer andern Kunst des hellen Mittags, ausgeübt auf jedem Ringelstechen, für sich gewonnen hat?

**Theobald.** Es ist wahr, ihr Herren, ich sah ihn nicht zur Nachtzeit, an Mooren und schilfreichen Gestaden, oder wo sonst des Menschen Fuß selten erscheint, umherwandeln und mit den Irrlichtern Verkehr treiben. Ich fand ihn nicht auf den Spitzen der Gebirge, den Zauberstab in der Hand, das unsichtbare Reich der Luft abmessen, oder in unterirdischen Höhlen Beschwörungsformeln aus dem Staub' heraufmurmeln. Ich sah den Satan und die Schaaren, deren Verbrüderten ich ihn nannte, mit Hörnern, Schwänzen und Klauen, wie sie im Holzschnitt abgebildet sind, an seiner Seite nicht. Wenn ihr mich gleichwohl reden lassen wollt, so denke ich es durch eine schlichte Erzählung dessen, was sich zugetragen, dahin zu bringen, daß ihr aufbrecht, und sagt: unsrer sind dreizehn und der vierzehnte ist der Teufel! zu den Thüren rennt, und

den Wald, der diese Höhle umgiebt, auf dreihundert Schritte im Umkreis, mit euren Taft-Mänteln und Federhüthen besät.

**Graf Otto.** Nun, du alter, wilder Kläger! so rede!

**Theobald.** Zuvörderst müßt ihr wissen, ihr Herren, daß mein Käthchen
5 Ostern, die nun verflossen, funfzehn Jahr alt war; gesund an Leib und Seele, wie die ersten Menschen, die geboren worden sein mögen; ein Kind recht nach der Lust Gottes, das heraufgieng aus der Wüsten meines Lebens, wie ein gerader Rauch von Myrren und Wachholdern, wenn alle Lüfte in feierlicher Stille ruhn. Etwas Zarteres, Frommeres und Treueres müßt ihr euch nicht denken,
10 und kämt ihr, auf Flügeln der Einbildung, zu den lieben kleinen Engeln, die aus den Wolken, unter Gottes Händen und Füßen, hervorgucken. Gieng sie, in ihrem bürgerlichen Schmuck, über die Straße, den Strohhut auf, von gelbem Lack erglänzend, das schwarzsammtne Leibchen, das ihre Brust umschloß, mit feinen Silberkettlein behängt: so lief es flüsternd von allen Fenstern herab:
15 das ist das Käthchen von Heilbronn; das Käthchen von Heilbronn, ihr Herren, als ob der Himmel von Schwaben sie erzeugt, und, von seinem Kuß geschwängert, die Stadt, die unter ihm liegt, sie gebohren hätte. Vettern und Basen, mit welchen die Verwandtschaft, seit drei Menschengeschlechtern, vergessen worden war, nannten sie ihr liebes Mühmchen; die ganze Straße, in der wir wohnten,
20 erschien an ihrem Namenstage, oder zu Weihnachten, oder wenn sonst die Gelegenheit dazu war, und beschenkte sie; wer sie nur einmal gesehen und einen Gruß von ihr empfangen hatte, schloß sie acht folgende Tage lang, so oft er sich zur Ruhe legte, in sein Gebet ein. Anton, der Großvater, den sie in seiner letzten Krankheit gepflegt hatte, hatte ihr als einem Goldkinde, dem er ein
25 Zeichen seiner Liebe zu geben wünschte, vorzugsweise vor mir und meinen übrigen Geschwistern, ein Landgut verschrieben, das vor den Thoren der Stadt liegt, und sie dadurch, unabhängig von mir, schon zur wohlhabenden Bürgerin gemacht. Fünf wackre Männer, jeder ihrer Schwestern Eine werth, wenn sie deren gehabt hätte, hatten nun schon um sie angehalten; dem Fräulein, das
30 die Ritter umbuhlen, stand sie zur Seite; und wäre sie Eines gewesen, das Morgenland wäre aufgebrochen und hätte Perlen und Edelsteine, von Mohren getragen, ihr zu Füßen gelegt. Wie viele Thränen vergoß ich, wenn ich dachte, daß ich mich von ihrer Liebe zu mir, dieser wahren Milch meiner letzten Tage, nach dem unbegreiflichen Gesetz der Natur, würde entwöhnen müssen; doch weil
35 Gottfried Friedeborn, der junge Landmann, dessen Güter das Ihrige umgränzen, sie zum Weibe begehrte, und sie, auf meine Frage: Katharine, willst Du ihn? antwortete: Vater! Dein Wille sei meiner; so sagte ich: der Herr seegne euch! und weinte und jauchzte, und beschloß, Ostern, die kommen, sie nun zur Kirche zu bringen. — So war sie, ihr Herren, bevor sie mir dieser verführte.

40 **Graf Otto.** Nun? Und wie verführte er sie dir? durch welche Mittel hat er sie dir, und dem Pfad, auf welchen du sie geführt hattest, jetzt entrissen?

**Theobald.** Durch welche Mittel? — Ihr Herren, wenn ich das sagen könnte, so begriffen es diese fünf Sinne, und so ständ' ich nicht vor euch und klagte auf alle, mir unverständlichen, Gräuel der Hölle. Der Teufel, der die
45 Herzen der Mädchen, wie ihr euch auszudrücken beliebt, auf Tournieren und Ringelstechen, oder wo sonst die muntere Ritterschaft zusammen kommt, verführt, der ist mir gar wohl bekannt. Jugend heißt er, und hat glatte

Scheitel, Füße ohne Hufen und Hände ohne Klauen, mancher Seraph hat sie nicht kleiner; und steckte kein andrer in ihm, als der, so wollt' ich mich begnügen, mir die Haare auszuraufen, und schweigen. Was soll ich euch sagen, wenn ihr mich fragt: durch welche Mittel? Hat er sie am Brunnen getroffen, wenn sie Wasser schöpfte, und gesagt: Lieb Mädel, wer bist du? Hat er sich an den 5 Pfeiler gestellt, wenn sie aus der Kirche kam, und gefragt: Lieb Mädel, wo wohnst du? Hat er sich in ihre Kammer geschlichen, und ihr einen Halsschmuck gebracht, und gesagt: Lieb Mädel, gefällst mir? Ihr hochheiligen Herren, damit war sie nicht zu gewinnen! Nicht mit Augen, seit sie gebohren ward, hat sie ihn gesehen; ihren Rücken und das Maal, das sie von ihrer seligen Mutter 10 erbte, kannte sie besser, als ihn. (er weint).

**Graf Otto** (nach einer Pause). Und gleichwohl, wenn er sie verführt hat, du wunderlicher Alter, so muß es wann und irgendwo geschehen sein?

**Theobald** (indem er sich noch das Tuch vorhält). Heiligen Abend vor Pfingsten, da er, auf fünf Minuten, in meine Werkstatt kam, um sich, wie er sagte, eine 15 Eisenschiene, die ihm zwischen Schulter und Brust losgegangen war, wieder zusammenheften zu lassen.

**Wenzel von Nachtheim.** Was!

**Hans von Unkenfeld.** Als er, auf fünf Minuten, in deiner Werkstatt erschien, um sich eine Brustschiene anheften zu lassen? — 20

**Graf Otto.** Fasse dich, Alter, und erzähle den Hergang.

**Theobald.** (indem er sich die Augen trocknet) Es mochte ohngefähr eilf Uhr Morgens sein, als er, mit einem Troß Reisiger, vor mein Haus sprengte, rasselnd, der Erzgepanzerte, vom Pferd stieg, und in meine Werkstatt trat: das Haupt neigt' er, um mit den Reiherbüschen, die ihm vom Helm niederwankten, durch 25 die Thür zu kommen. Meister, schau' her, spricht er: dem Pfalzgrafen, der eure Wälle niederreißen will, zieh' ich entgegen; die Lust, ihn zu treffen, sprengt mir die Schienen; nimm Eisen und Drath, ohne daß ich mich zu entkleiden brauche, und heft' sie mir wieder zusammen. Herr! sag' ich: wenn euch die Brust so die Rüstung zerschmeißt, so läßt der Pfalzgraf unsre Wälle ganz; 30 nöth'g' ihn auf einen Sessel, in des Zimmers Mitte nieder, und: Wein! ruf ich in die Thür und vom frischgeräucherten Schinken, zum Imbiß! und setz' einen Schemel, mit Werkzeugen versehen, vor ihn, um ihm die Schiene wieder herzustellen. Und während draußen noch der Streithengst wiehert, und mit den Pferden der Knechte den Grund zerstampft, daß der Staub, als wär' ein 35 Cherub vom Himmel niedergefahren, emporquoll: öffnet langsam, ein großes, flaches Silbergeschirr, auf welchem Flaschen und Gläser und der Imbiß gestellt waren, auf dem Kopf tragend, das Mädchen die Thüre und tritt ein. Nun seht, wenn mir Gott der Herr aus Wolken erschiene, so würd' ich mich ohngefähr so fassen, wie sie. Geschirr und Becher und Imbiß, da sie den Ritter 40 erblickt, läßt sie fallen; und leichenbleich, mit Händen, wie zur Anbetung verschränkt, den Boden mit Brust und Scheiteln küssend, stürzt sie vor ihm nieder: als ob sie ein Blitz niedergeschmettert hätte! Und da ich sage: Herr meines Lebens! Was fehlt dem Mädchen? und sie aufhebe: schlingt sie, wie ein Taschenmesser zusammenfallend, den Arm um mich: das Antlitz flammend auf 45 ihn gerichtet, als ob sie eine Erscheinung hätte. Der Graf vom Strahle fragt: wess' ist das Kind? Gesellen und Mägde strömen herbei und jammern: hilf,

Himmel! Was ist dem Jüngferlein widerfahren? Mein Käthchen! sag' ich: soll ich dich zu Bette bringen? Doch sie, sie zittert; die Lippen bewegt sie, als ob sie etwas sagen wolle, und regt sich und sträubt sich und wischt sich die Augen, wie Einer, den ein unerhörter Vorfall betroffen hat. Und da sie sich
5 nach und nach erholt, und mir die Wangen streichelt, als wollte sie sagen: guter, alter Vater! beruhige dich: so ruft der Graf noch einmal: wess' ist das wunderbare Kind? und faßt sie bei der Hand und zieht sie zu sich. Meins! gestrenger Herr, sag' ich; mein Goldkind, mein Käthchen! So frisch und gesund sonst, wie die Tannen auf den Spitzen der Berge! Ich heiße sie auf den
10 Schemel vor ihm, auf welchem die Werkzeuge liegen, niedersitzen: doch da sie, in ziemlicher Fassung, zwischen seinen Knieen steht und ihm ins Antlitz schaut: so denk' ich, der Anfall ist wohl auch vorüber, und lasse die Mägde den Schutt wegräumen, und geh an mein Geschäft. — Der Graf vom Strahle spricht, während ich ihm an der Schulter arbeite: Katharina, jung Mädel, was auch
15 hast du? Weshalb entsatztest dich so, als du eintratst? War, mein' ich, nicht vor mir? „Weiß nit, gestrenger Herr, antwortet sie, was mir widerfahren. Laßt gut sein; ist schon wieder vorüber;“ und streicht sich die Haare von der Stirn, und schweigt. Darauf sag' ich: Wohlauf, Herr Ritter! Nun mögt ihr den Pfalzgrafen treffen; die Schiene ist eingerenkt, das Herz wird sie euch nicht
20 mehr zersprengen. Der Graf steht auf; er schaut das Mädchen, das ihm bis an die Brusthöhle ragt, vom Wirbel zur Sohle, gedankenvoll an; und beugt sich, und küßt ihre Stirn und spricht: „Der Herr segne dich, und behüte dich, und schenke dir seinen Frieden, Amen!“ Und da wir an das Fenster traten, um ihn abreiten zu sehen: schmeißt sich das Mädchen, in dem Augenblick, da
25 er den Streithengst besteigt, dreißig Fuß hoch, mit aufgehobenen Händen, auf das Pflaster der Straße nieder: gleich einer Verlornen, die nun ihres Lebens überdrüßig ist. Und bricht sich beide Lenden, ihr heiligen Herren, beide zarten Lendchen, dicht über des Knierunds elfenbeinernem Bau; und ich, alter, bejammernswürdiger Narr, der mein versinkendes Leben auf sie stützen wollte,
30 muß sie auf meinen Schultern, wie zu Grabe, tragen: indessen er dort, den Gott verdamme, zu Pferd, unter dem Volk, das herbeigeströmt, herüberruft von hinten, was vorgefallen sei! Hier liegt sie nun, auf dem Todtbett, in der Glut des hitzigen Fiebers, sechs bleigeflügelte Wochen, ohne sich zu regen. Keinen Laut bringt sie hervor; auch nicht der Wahnsinn, dieser Dieterich aller
35 Brüste, eröffnet die ihre; kein Mensch vermag das Geheimniß, das in ihr waltet, ihr zu entlocken. Und prüft, da sie sich ein wenig erholt, den Schritt, und schnürt ihr Bündel, und tritt, beim Strahl der Morgensonne, in die Thür: Wohin? fragt sie die Magd; zum Grafen Wetter vom Strahl, antwortet sie, und verschwindet.

40 **Wenzel.** Zum Grafen Wetter vom Strahl? — Es ist nicht möglich.

**Hans.** Verschwindet?

**Wenzel.** Und läßt Alles hinter sich zurück?

**Hans.** Haus und Hof und den Bräutigam, dem sie verlobt war?

**Wenzel.** Und begehrt auch deines Segens nicht einmal?

45 **Theobald.** Verschwindet, ihr Herren — Verläßt mich und Alles, woran Pflicht, Gewohnheit und Natur sie knüpften — Küßt mir die Augen, die schlummernden, und verschwindet: ich wollte, sie hätte sie mir zugedrückt.

**Wenzel.** Beim Himmel! Ein seltsamer Vorfall. —

**Theobald.** Seit jenem Tage folgt sie ihm nun, gleich einer Metze, in blinder Ergebung, von Ort zu Ort; geführt am Strahl seines Angesichts, fünfdräthig, wie einen Tau, um ihre Seele, gelegt; auf nackten, jedem Kiesel ausgesetzten, Füßen, das kurze Röckchen, das ihre Hüfte deckt, im Winde flatternd, 5 nichts als den Strohhut auf, sie gegen der Sonne Stich, oder den Grimm der Witterung, zu schützen. Wohin sein Fuß, im Lauf seiner Abentheuer, sich wendet: durch den Dampf der Klüfte, durch die Wüste, die der Mittag versengt, durch die Nacht verwachsener Wälder: wie ein Hund, der mit dem Schweiß seines Herren genährt worden ist, schreitet sie hinter ihm her; und die gewohnt war, 10 auf weichen Kissen zu ruhen, und das Knötlein spürte, in des Betttuchs Faden, das ihre Hand nachläßig darin eingesponnen hatte: die liegt jetzt, einer Magd gleich, in seinen Ställen, und sinkt, wenn die Nacht kömmt, ermüdet auf die Streu nieder, die seinen stolzen Rossen untergeworfen wird.

**Graf Otto.** Graf Wetter vom Strahl! Ist dies gegründet? 15

**Graf vom Strahle.** Wahr ist's, ihr Herren; sie geht auf der Spur, die hinter mir zurückbleibt. Wenn ich mich umsehe, erblick' ich zwei Dinge: meinen Schatten und sie.

**Graf Otto.** Und wie erklärt ihr euch diesen sonderbaren Umstand?

**Graf vom Strahle.** Ihr unbekannten Herren der Vehme! Wenn der 20 Teufel sein Spiel mit ihr treibt, so braucht er mich dabei, wie der Affe die Pfoten der Katze: ein Schelm will ich sein, holt er die Kastanie für mich. Wollt ihr meinem Wort schlechtweg, wie's die heilige Schrift vorschreibt, glauben: ja, ja; nein, nein; gut: wo nicht, so will ich nach Wien, und den Kaiser bitten, daß er den Theobald ordinire. Alsdann mag Gott, der Herr, kurz und bündig, 25 entscheiden: hier werf ich ihm vorläufig meinen Handschuh hin.

**Graf Otto.** Ihr sollt hier Rede stehn, auf unsre Fragen! Womit rechtfertigt ihr, daß sie unter eurem Dache schläft? Sie, die in das Haus hingehört, wo sie geboren und erzogen ward?

**Graf vom Strahle.** Wollt ihr das wissen? 30

**Graf Otto.** Allerdings. Wo traft ihr sie zuerst an?

**Graf vom Strahle.** Am Rhein, als ich nach Straßburg zog, um mit dem Pfalzgrafen, des Friedens wegen, zu unterhandeln.

**Graf Otto.** Erzählt den Hergang.

**Graf vom Strahle.** Ich war, es mögen ohngefähr neun Wochen sein, 35 ermüdet, in der Mittagshitze, an der Wand eines Felsens eingeschlafen: nicht im Traum gedacht ich des Mädchens mehr, das in Heilbronn aus dem Fenster gestürzt war: da liegt sie mir, wie ich erwache, gleich einer Rose, entschlummert zu Füßen; als ob sie vom Himmel herabgeschneit wäre. Und da ich zu den Knechten, die im Grase herum liegen, sage: Ei, was der Teufel! Das ist ja 40 das Käthchen von Heilbronn! schlägt sie die Augen auf, und bindet sich das Hütlein zusammen, das ihr schlafend vom Haupt herabgerutscht war. Katharina! ruf' ich: Mädel! wo kommst auch her? Auf funfzehn Meilen von Heilbronn, fernab am Gestade des Rheins? „Hab' ein Geschäft, gestrenger Herr," antwortet sie, „das mich gen Straßburg führt; schauert' mich im Wald so einsam 45 zu wandern und schlug mich zu euch." Drauf lass' ich ihr zur Erfrischung reichen, was mir Gottschalk, der Knecht, mit sich führt, und erkundige mich:

wie der Sturz abgelaufen? auch was der Vater macht? und was sie in Straßburg zu erschaffen denke? doch da sie nicht freiherzig mit der Sprache herausrückt: was auch geht's dich an, denk' ich; ding' ihr einen Boten, der sie durch den Wald führe, schwing' mich auf den Rappen, und reite ab. Abends,
5 in der Herberg' an der Straßburger Straß, will ich mich eben zur Ruhe niederlegen: da kömmt Gottschalk, der Knecht, und spricht: das Mädchen sei unten, und begehre, in meinen Ställen zu übernachten. Bei den Pferden? frag' ich. Ich sag': wenn's ihr weich genug ist, mich wird's nicht drücken. Und füg' noch, indem ich mich im Bett wende, hinzu: magst ihr wohl eine Streu unterlegen,
10 Gottschalk, und sorgen, daß ihr nichts widerfahre. Und wandert Tags darauf, früher aufgebrochen, als ich, wieder auf der Landstraße, und lagert sich wieder in meinen Ställen, und lagert sich Nacht für Nacht, so wie mir die Reise fortschreitet, darin: als ob sie zu meinem Troß gehörte. Nun litt' ich das, ihr Herren, um jenes grauen Alten dort, der mich jetzt darum straft; denn der
15 Gottschalk hatte das Mädchen liebgewonnen, und pflegte ihrer, als seiner Tochter; kömmst du einst durch Heilbronn, dacht' ich, so wird er's dir danken. Doch da sie sich auch in Straßburg wieder bei mir einfindet, und ich gleichwohl spüre, daß sie nichts im Ort erschafft: denn mir hatte sie sich ganz und gar geweiht, und wusch und flickte, als ob es sonst am Rhein nicht zu haben wäre: so denk'
20 ich, sollst ihr doch einmal mit der Sprache näher auf's Herz rücken und hören, was sie treibt. Und spreche, da ich sie auf der Treppe finde, mit Hemden, die ich abgelegt, und Strümpfen flickend beschäftigt: „Katharina! O Jungfrau! Wie auch steht's? Hast dein Geschäft in Straßburg bald abgemacht?“ Und eine Glut, wie wenn ein Heerd geschürt wird, flammt ihr über's Antlitz: —
25 nein, flüstert sie, noch nicht; und hebt einen Knäuel auf, der ihr vom Schooß herabgefallen war. Ich sage: woran auch liegt's? Wird sich der Vater daheim, wenn du so lang' ausbleibst, nicht härmen? — — Was denn ist's für ein Geschäft? setz' ich forschend hinzu, da sie nichts herfürbringt, weint, und mit der Nadel schafft, als jagte sie Einer. „Ei,“ spricht sie, „gestrenger Herr,“
30 und schaut auf die Wäsche nieder, „ihr wißt's ja!“ Ich? frag' ich. Nein, so wahr mir Gott helfe, da irrst du. Wie soll ich's wissen? Hast du's mir jemals anvertraut? — Käthchen! sag' ich, und nehm' ihr das Kinn, und richt' es sanft zu mir auf. „Gott!“ ruft sie, „was quält ihr mich!“ rafft Hemden und Strümpfe auf, neigt sich, und küßt mir des Mantels Saum, und geht ab.
35 Holla! denk' ich, steht es so mit dir? und send' einen Boten flugs gen Heilbronn dem Vater zu, mit folgender Meldung: „das Käthchen sei bei mir; ich hütete seiner; in zwanzig Tagen könne er es vom Schloß Wetterstrahl, daheim im Schwabenlande, abholen, wohin ich in fünfen aufbrechen und es mitnehmen würde.“

**Graf Otto.** Hat dies seine Richtigkeit, Alter?

40 **Theobald.** Wahr ist's, ihr hohen Herren; er schickte mir den Boten gen Heilbronn, und ich, guter, alter Narr, erschien auch. Doch das wußt' ich nicht, daß es blos war, um mich zu äffen, und mir von seiner Kunst eine Probe zu zeigen; denn sie blieb nach wie vor bei ihm.

**Graf vom Strahle.** Äffen! — Wenn du der Affe der Vernunft bist:
45 was geht's mich an? Wärst du verständig verfahren, wie's deinem drei und funfzig jährigen Alter zukam: hättest du die träumerische Kunst nicht, von der du sprichst, zu Schanden machen, und das Mädchen mit dir nehmen können?

**Graf Otto.** Weiter, Graf Wetter! berichtet den Vorfall!

**Graf vom Strahle.** Da er am zwanzigsten Tage, verabredeter Maßen, bei mir erscheint: mit dem Mädchen, das mir nach Schloß Wetterstrahl gefolgt war, hatte ich kein Wort weiter gesprochen; nehm' ich ihn, ungesehen von ihr, und führ' ihn in meiner Väter Saal. Und such' ihn, der mir bang ins Antlitz schaut, durch Offenherzigkeit zu gewinnen; bericht ihm, was vorgefallen; wie mir das Mädchen, in thörichter Ergebung zugethan sei; wie ich gleichwohl von der Gewalt, die er über ihr Herz ausübe, mancherlei Proben hätte; und wie ich, für die Rückkehr zu ihrer Pflicht, Alles von ihrem Gefühl und dem Eindruck der ersten Überraschung erwarte, wenn er nur Klugheit genug habe, ihn nicht durch Schelten zu verwirren. Er auch, indem er ein wenig Muth faßt, verspricht mir, daß er mild sein werde; er liebe das Mädchen viel zu sehr, sagt er, als daß er ihr, um welchen Fehler es immer sei, lange zürnen könne; Alles sei vergeben und vergessen, wenn sie nur wieder mit ihm zurückkehren wolle. Dies abgemacht, gehn wir in den Stall hinunter, wo sie steht und mir eine Waffe vom Staub säubert. So wie er in die Thüre tritt, und die Arme, mit thränenvollen Augen, öffnet, sie zu empfangen: stürzt mir das Mädchen leichenbleich zu Füßen, alle Heiligen anrufend, daß ich sie vor ihm schütze. Gleich einer Salzsäule steht er bei diesem Ausruf da; und ehe ich mich noch gefaßt habe, spricht er schon, das entsetzensvolle Antlitz auf mich gerichtet: das ist der leibhaftige Satan! und schmeißt mir den Huth, den er in der Hand hält, in's Gesicht, als wollt' er ein Gräuelbild verschwinden machen, und läuft, als setzte die ganze Hölle ihm nach, nach Heilbronn zurück.

**Graf Otto.** Du wunderlicher Alter! Was hast du für Einbildungen?

**Wenzel.** Was war in dem Verfahren des Ritters, das Tadel verdient? Kann er dafür, wenn sich das Herz deines thörichten Mädchens ihm zuwendet?

**Hans.** Was ist in seiner ganzen Aussage, das ihn anklagt?

**Theobald.** Was ihn anklagt, fragt ihr? O du — Mensch, entsetzlicher, als Worte fassen und der Gedanke ermißt: stehst du nicht rein da, als hätten die Cherubim sich entkleidet, und ihren Glanz dir, funkelnd wie Mailicht, um die Seele gelegt! — Mußt' ich vor dem Menschen nicht erbeben, der die Natur, in dem reinsten Herzen, das je erschaffen ward, dergestalt umgekehrt hat, daß sie vor dem Vater, zu ihr gekommen, um ihr von seiner Liebe Milch zu reichen, kreideweißen Antlitzes entweicht, wie vor dem Wolfe, der sie zerreißen will? Nun denn, so walte, Hekate, du Fürstin des Zaubers, moorduftige Königin der Nacht! Sproßt, ihr dämonischen Kräfte, die die menschliche Satzung sonst auszujäten bemüht war, blüht auf, unter dem Athem der Hexen, und schoßt zu Wäldern empor, daß die Wipfel sich zerschlagen, und die Pflanze des Himmels, die am Boden keimt, verwese, rinnt, ihr Säfte der Hölle, tröpfelnd aus Stämmen und Stielen gezogen, fallt, wie ein Katarakt, in's Land, daß der erstickende Pestqualm zu den Wolken empordampft, fleußt und ergießt euch durch alle Röhren des Lebens, und schwemmt, in allgemeiner Sündfluth, Unschuld und Tugend hinweg!

**Graf Otto.** Meinst du, daß er ihr Gift eingeflößt?

**Wenzel.** Hat er ihr Getränke gereicht, die des Menschen Herz mit geheimnißvoller Gewalt umstricken?

**Theobald.** Gift? — Ihr hohen Herren, was fragt ihr mich? Ich habe die Flaschen nicht gepfropft, von welchen er ihr, an der Wand des Felsens, zur Erfrischung reichte; ich stand nicht bei ihr, als sie in der Herberge, Nacht für Nacht, in seinen Ställen schlief. Wie soll ich wissen, ob er ihr Gift ein-
5 geflößt? Habt neun Monate Geduld, wenn ihr euch überzeugen wollt; alsdann sollt ihr sehen, wie's ihrem jungen Leibe bekommen ist.

**Graf vom Strahle.** Der alte Esel, der! Dem entgegn' ich nichts, als meinen Namen! Ruft sie herein; und wenn sie ein Wort sagt, das mich auch nur von fern anklagt, so nennt mich den Grafen von der stinkenden Pfütze,
10 oder wie es sonst eurem gerechten Unwillen beliebt.

**Graf Otto.** Geh, Häscher, und rufe sie! Zwei Häscher (ab)

**Wenzel.** Bei meinem Eid! Dieser Vorfall macht meinen Witz zu Schanden.

---

## Zweiter Auftritt.

Das Käthchen von Heilbronn (tritt auf, mit verbundenen Augen, geführt
15 von) zwei Häschern. Die Vorigen.

**Das Käthchen.**
Bin ich am Ziel, ihr geheimnisvollen Männer?

**Der erste Häscher** (indem er ihr das Tuch aufbindet)
Du stehst vor deinem Richter.

20 **Der Zweite.**
Sei wahr, als ständest du vor Gott; denn er sieht in dein innerstes Herz.

**Käthchen.**
(sieht sich in der Versammlung um, und beugt, da sie den Grafen erblickt, ein Knie vor ihm)
Mein hoher Herr!

25 **Graf vom Strahle.**
Was willst du?

**Käthchen.**
Vor meinen Richter hat man mich gerufen.

**Graf vom Strahle.**
30 Dein Richter bin nicht ich. Steh' auf, dort sitzt er.
Ein Sünder steh' ich vor ihm, so wie du.

**Käthchen.**
Mein hoher Herr! Du spottest.

**Graf vom Strahle.**
35 Du hörst es, nein.
Was neigst du mir dein Angesicht in Staub?
Ein Zaubrer bin ich, und gestand es schon,
Und laß' aus jedem Band', das ich dir wirkte,
Jetzt deine junge Seele wieder los. (er erhebt sie)

**Graf Otto.**

Hier sitzen deine Richter.

**Käthchen** (sieht sich um)

Ihr versucht mich.

**Graf Otto.** 5

Hier tritt heran. Du sollst uns Rede stehn.

**Käthchen**

(stellt sich neben dem Grafen vom Strahl, und sieht die Richter an).

Ihr sollt mir diesen Busen nicht verwirren.

**Graf Otto.** 10

Nun?

**Wenzel.**

Wird's auch werden?

**Hans.**

Wirst du dich bald uns nähern? 15

Wirst du zur Schranke treten, wie sich's schickt?

**Käthchen** (für sich)

Sie rufen mich.

**Wenzel** (befrembet)

Was fehlt dem Wesen dort? 20

**Käthchen.**

Auf Purpur sitzen sie, vermummt in Schwarz,
Wie das Gericht am jüngsten Tage, da.

**Graf vom Strahle** (sie aufweckend)

Du wunderliches Mädchen! Was auch hast du? 25
Du stehst hier vor dem heimlichen Gericht!
Auf jene böse Kunst bin ich verklagt,
Mit der ich, wie du weißt, dein Herz gewann;
Geh hin, und melde jetzo, was geschehn.

**Käthchen** 30

(mit kreuzweis auf die Brust gelegten Händen)

Mein hochverehrter Herr! Du quälst mich grausam.
Belehre deine treue Dienerin,
Wie soll ich mich in diesem Falle fassen?

**Wenzel.** 35

Ist es erhört?

**Graf Otto.**

Die Dirne!

**Hans.**

Ist sie taub? 40

**Graf vom Strahle** (mit noch milder Strenge)
Du sollst sogleich vor jene Schranke treten,
Und Rede stehn, auf was man fragen wird!

**Käthchen.**
5 So ist es wahr: du bist verklagt?

**Graf vom Strahle.**
Du hörst.

**Käthchen.**
Und jene Männer dort sind deine Richter?

10 **Graf vom Strahle.**
So ist's.

**Käthchen** (zur Schranke tretend)
Ihr würd'gen Herr'n, wer ihr auch sein mögt dort,
Steht gleich vom Richtstuhl auf und räumt ihn diesem!
15 Denn beim lebend'gen Gott, ich sag' es euch,
Rein, wie sein Harnisch, ist sein Herz, und eures,
Verglichen ihm, und meins, wie eure Mäntel:
Wenn hier gesündigt ward, ist er der Richter,
Und ihr sollt zitternd vor der Schranke stehn!

20 **Graf Otto.**
Du Närrin, jüngst der Nabelschnur entlaufen,
Woher kommt die prophet'sche Kunde dir?
Welch ein Apostel hat dir das vertraut?

**Theobald.**
25 Seht die Unseelige!

**Käthchen**
(da sie den Vater erblickt, auf ihn zugehend)
Mein theurer Vater! (sie will seine Hand ergreifen)

**Theobald.**
30 Dort ist der Ort jetzt, wo du hingehörst!

**Käthchen.**
Weis' mich nicht von dir.
(sie faßt seine Hand und küßt sie)

**Theobald.**
35 — Kennst du das Haar noch wieder,
Das du in diesen Tagen grau gefärbt?

**Käthchen.**
Ich hab' in jeder Stund' einmal gedacht,
Wie seine Locken fallen. Sei geduldig,
40 Und gieb dich nicht unmäß'gem Grame preis:
Wenn Freude Locken wieder dunkeln kann,
So sollst du wieder wie ein Jüngling blühn.

**Graf Otto.**

Die Häscher dort! Die Peitsche! Bringt sie her!

**Theobald.**

Geh hin, wo man dich ruft.

**Käthchen** 5

(zu den Richtern, da sich ihr die Häscher nähern)

Was wollt ihr mir?

**Wenzel.**

Ward je ein Mädchen dreist, wie dies, gesehn?

**Graf Otto** (da sie vor der Schranke steht) 10

Du sollst hier Antwort geben, kurz und bündig,
Auf unsre Fragen! — Denn wir, von unserem
Gewissen eingesetzt, sind deine Richter,
Und an der Strafe, wenn du frevelteſt,
Wird's deine übermüth'ge Seele fühlen. 15

**Käthchen.**

Sprecht, ihr verehrten Herr'n. Was wollt ihr wissen? —

**Graf Otto.**

Warum, als Friedrich Graf vom Strahl erschien,
In deines Vaters Haus', bist du zu Füßen, 20
Wie man vor Gott thut, nieder ihm gestürzt?
Warum warfst du, als er von dannen ritt,
Dich aus dem Fenster sinnlos auf die Straße,
Und folgtest ihm, da kaum dein Bein vernarbt,
Du Schaamvergessene, von Ort zu Ort, 25
Wohin sein stolzes Roß sich wendete?

**Käthchen**

(hochrot und mit Beklemmung, zum Grafen vom Strahle)

Das soll ich hier vor diesen Männern sagen?

**Graf vom Strahle.** 30

Die Metze, die verwünschte, sinnverwirrte,
Was fragt sie mich? Ist's nicht an jener Männer
Gebot genug dort, daß sie reden soll?

**Käthchen,** (ganz in den Staub niederfallend) 35

Nimm mir, o Herr, das Leben, wenn ich fehlte.
Was in des Busens stillem Reich geschehn,
Und Gott nicht straft, das braucht kein Mensch zu wissen;
Den nenn' ich grausam, der mich darum fragt.
Wenn du es wissen willst, wohlan, so rede,
Denn dir liegt meine Seele offen da. 40

**Hans.**

Ward, seit die Welt steht, so etwas erlebt?

**Einer der vermummten Richter.**
In Staub liegt sie vor ihm —

**Ein Anderer.**
Gestürzt auf Knieen —

5 **Ein Dritter.**
Wie wir vor dem Erlöser hingestreckt!

**Graf vom Strahle** (sich zu den Richtern wendend)
Ihr würd'gen Herrn, ihr rechnet, hoff' ich, mir
Nicht dieses Mädchens Thorheit an. — Daß sie
10 Ein Wahn bethört, ist klar, wenn euer Sinn
Auch gleich, wie meiner, noch begreift nicht: welcher?
Erlaubt ihr mir, so frag' ich sie darum:
Ihr mögt aus meiner Fragen Art entnehmen,
Ob diese Brust hier schuldig ist, ob nicht.

15 **Graf Otto** (ihn forschend ansehend)
Es sei.
Versucht's einmal, Herr Graf vom Strahl, und fragt sie.

**Graf vom Strahle** (zum Käthchen)
Willt den geheimsten der Gedanken mir,
20 Kathrine, der dir irgend, faſſ' mich wohl,
Im Winkel wo des Herzens schlummert, geben?

**Käthchen.**
Das ganze Herz, o Herr, dir, willst du es:
So bist du sicher deſſ', was darinn wohnt.

25 **Graf vom Strahle.**
Wohlan. Jetzt sorge wohl, daß du's mir hälst. —
Was ist's, mit einem Wort, mir rund gesagt,
Daß du mir so abgöttisch zugethan?
Was schmiedet dich an meine Schritte an?

30 **Käthchen.**
Mein hoher Herr! da fragst du mich zu viel.
Und läg' ich so, wie ich vor dir jetzt liege,
Vor meinem eigenen Bewußtsein da:
Auf einem goldnen Richtstuhl laß es thronen,
35 Und alle Schrecken des Gewiſſens ihm,
In Flammenrüstungen, zur Seite stehn:
So spräche jeglicher Gedanke noch
Auf das, was du gefragt: ich weiß es nicht.

**Graf vom Strahle.**
40 Du lügst mir, Katharina? Willst mich täuschen?
Mir, der doch das Gefühl dir just umstrickt?
Vor dessen höhrem Blick du offen liegst? —
Was hab' ich dir einmal, du weißt, gethan? —
— Was ist an Leib' und Seel' dir widerfahren?

**Käthchen.**

Wo?

**Graf vom Strahle.**

Da oder dort.

**Käthchen.** 5

Wann?

**Graf vom Strahle.**

Jüngst oder früherhin.

**Käthchen.**

Hilf mir, mein hoher Herr. 10

**Graf vom Strahle.**

Ja, ich dir helfen,
Du wunderliches Ding. —
(er hält inne)
Besinnst du dich auf nichts? 15

**Käthchen** (sieht vor sich nieder)

**Graf vom Strahle.**

Was für ein Ort vor Allen, sag' mir an,
Wo je mein Antlitz dich erfreut, ist dir
Im jungen Busen träumend gegenwärtig? 20

**Käthchen.**

Der Rhein ist mir vor Allen gegenwärtig.

**Graf vom Strahle.**

Ganz recht. Da war's. Das eben wollt' ich wissen.
Der Felsen am Gestad' des Rheins, wo wir 25
Zusammen ruhten, in der Mittagshitze.
— Und du gedenkst nicht, was dir da geschehn?

**Käthchen.**

Was, mein verehrter Herr?

**Graf vom Strahle.** 30

Nicht? Nicht?

**Käthchen.**

Was meinst du?
Ich will dir Alles sagen, was ich weiß.

**Graf vom Strahle.** 35

— Was reicht' ich deiner Lippe zur Erfrischung?

**Käthchen.**

Du sandtest Gottschalk, deinen treuen Knecht,
Und hießest, weil ich deines Weins verschmähte,
Ihn einen Trunk mir aus der Grotte schöpfen. 40

**Graf vom Strahle.**

Hab' ich dich nie mit Wein geletzt, Kathrine?

**Käthchen.**
Niemals, mein hoher Herr.

**Graf vom Strahle.**
Auch nicht mit Wasser?

5 **Käthchen.**
Mit eigner Hand, fragst du?

**Graf vom Strahle.**
Ja, oder Milch.

**Käthchen.**
10 Du hast mich nie, mit was es sei, geletzt.

**Graf vom Strahle.**
Ich aber nahm dich bei der Hand, und reichte
Sonst deiner Lippe — nicht? Was stockst du da?

**Käthchen.**
15 Wann?

**Graf vom Strahle.**
Eben damals.

**Käthchen.**
Nein, mein hoher Herr.

20 **Graf vom Strahle.**
Jedoch nachher.

**Käthchen.**
In Straßburg?

**Graf vom Strahle.**
25 Oder früher.

**Käthchen.**
Du hast mich niemals bei der Hand genommen.

**Graf vom Strahle.**
Kathrine!

30 **Käthchen.** (erröthend.)
Ach, was sag' ich. In Heilbronn.

**Graf vom Strahle.**
Wann?

**Käthchen.**
35 Als der Vater dir am Harnisch wirkte.

**Graf vom Strahle.**
Und sonst nicht?

**Käthchen.**
Nein, mein hoher Herr.

**Graf vom Strahle.**
40 Kathrine!

**Käthchen.**
Mich bei der Hand?

**Graf vom Strahle.**
Ja, oder sonst, was weiß ich.

**Käthchen** (besinnt sich) 5
In Straßburg hast du mir das Kinn erhöht.

**Graf vom Strahle.**
Wann?

**Käthchen.**
Als ich auf der Treppe saß, und weinte, 10
Und dir, auf was du sprachst, nicht Rede stand.

**Graf vom Strahle.**
Warum nicht stand'st du Red'?

**Käthchen.**
— Ich schämte mich. 15

**Graf vom Strahle.**
Du schämtest Dich. Ganz recht. Auf meinen Antrag.
Du wardst glutroth bis an den Hals hinab.
Welch' einen Antrag macht' ich dir?

**Käthchen.** 20
Du sagtest,
Der Vater würde sich in Schwaben härmen,
Und fragtest mich, ob ich nicht heim begehrte.

**Graf vom Strahle.**
Davon ist nicht die Rede. — Wo hab' ich sonst, 25
Wann irgend noch im Leben, dich getroffen?
— Ich hab' zuweilen dich im Stall besucht.

**Käthchen.**
Nein, mein verehrter Herr.

**Graf vom Strahle.** 30
Nicht? Katharina!

**Käthchen.**
Du hast mich niemals in dem Stall besucht,
Und noch viel wen'ger rührtest du mich an.

**Graf vom Strahle.** 35
Was! Niemals?

**Käthchen.**
Nein, mein hoher Herr.

**Graf vom Strahle.**
Kathrine! 40

**Käthchen** (mit Affect)
Niemals, mein hochverehrter Herr, niemals.

**Graf vom Strahle.**
Da seht die offenbare Lügnerinn!

**Käthchen.**
Ich will nicht selig sein, ich will verderben,
5 Wenn du mich je —

**Graf vom Strahle** (sie unterbrechend.)
Da schwört sie und verflucht
Sich, die leichtfert'ge Dirne, noch, und denkt,
Gott werd' es ihrem jungen Blut vergeben.
10 — Was ist geschehn, fünf Tag' von hier, am Abend,
In meinem Stall, als es schon dunkelte,
Und ich den Gottschalk hieß, sich zu entfernen?

**Käthchen.**
O! Himmel! Ich bedacht' es nicht. Vergieb!
15 Im Stall zu Strahl, da hast du mich besucht.

**Graf vom Strahle.**
Nun also! Da besinnt sie sich. Und glüht,
Auch schon vor Schaam, daß es mich brennt, bis hier.
Da giebst du zu, daß ich dich angerührt?

20 **Käthchen.**
Da geb' ich zu, daß du mich angerührt.

**Graf vom Strahle**
Nun?

**Käthchen.**
25 Mein verehrter Herr?

**Graf vom Strahle.**
Was will ich wissen?

**Käthchen.**
Was du willst wissen?

30 **Graf vom Strahle.**
Heraus damit! was stockst du?
Ich nahm und herzte dich und küßte dich,
Und schlug den Arm dir —

**Käthchen.**
35 Nein; mein hoher Herr.

**Graf vom Strahle.**
Was sonst?

**Käthchen.**
Du stießest mich mit Füßen von dir.

40 **Graf vom Strahle.**
Mit Füßen? Was! Weshalb. Warum, Kathrinchen?

**Käthchen.**
Weil ich dem Vater, der gekommen war,
Auf einem Wagen liebend von Heilbronn.
Um mich zu holen, nicht entgegen eilte
Und dir, statt ihm zu Füßen hinzusinken, 5
Das Knie in meiner Angst umklammerte.

**Graf vom Strahle.**
Da hätt' ich dich mit Füßen fortgestoßen?

**Käthchen.**
Ja, mein verehrter Herr. 10

**Graf vom Strahle.**
Ei, Possen! Was!
Du bliebst doch nach wie vor im Schloß zu Strahl.

**Käthchen.**
Nein, mein verehrter Herr. 15

**Graf vom Strahle.**
Nicht? Wo auch sonst?

**Käthchen.**
Ich gieng, als du die Peitsche riefst, hinaus
Vor das bemoos'te Thor, und lagerte 20
Mich draußen am zerfallnen Mauernring,
Wo in süßduftenden Hollunderbüschen
Ein Zeisig zwitschernd sich das Nest gebaut.

**Graf vom Strahle.**
Hier aber jagt' ich dich mit Hunden weg. 25

**Käthchen.**
Nein, mein verehrter Herr.

**Graf vom Strahle.**
Und als du wichst,
Rief ich den Nachbar auf, dich zu verjagen. 30

**Käthchen.**
Nein, mein verehrter Herr. Was sprichst du da?

**Graf vom Strahle.**
Nicht? Nicht? — Das werden diese Herren tadeln.

**Käthchen.** 35
Du kümmerst dich um diese Herren nicht.
Du schicktest Gottschalk mir, am dritten Tage,
Und ließt mir sagen, ich soll vernünftig sein.

**Graf vom Strahle.**
Und was entgegnetest du dem? 40

**Käthchen.**

Ich sagte:
Den Zeisig littest du, den zwitschernden,
In den süßduftenden Hollunderbüschen:
5 Mögt'st denn das Käthchen von Heilbronn auch leiden.

**Graf vom Strahle** (erhebt das Käthchen.)
Nun dann, so nehmt sie hin, ihr Herr'n der Vehme,
Und macht mit ihr und mir jetzt, was ihr wollt.
(Pause.)

10 **Graf Otto.**
Wenn euer Urtheil reif, wie mein's, ihr Herr'n,
Geh' ich zum Schluß, und lass' die Stimmen sammeln.

**Wenzel.**
Zum Schluß!

15 **Einer der vermummten Richter.**
Die Stimmen!

**Alle.**
Sammelt sie!

**Hans.**
20 Der Narr, der!
Der Fall ist klar. Es ist hier nichts zu richten.

**Graf Otto.**
Vehm-Herold! Nimm den Helm und sammle sie.

**Vehm-Herold**
25 (sammelt die Kugeln, und bringt den Helm, worin sie liegen, dem Grafen.)

**Graf Otto** (steht auf.)
Herr Friedrich Wetter Graf vom Strahl, du bist
Einstimmig von der Vehme losgesprochen,
Und dir dort, Theobald, dir geb' ich auf,
30 Nicht fürder mit der Klage zu erscheinen,
Bis du kannst bessere Beweise bringen. —
(zu den Richtern.)
Steht auf, ihr Herr'n! Die Sitzung ist geschlossen.

**Die Richter** (erheben sich)

35 **Theobald.**
Ihr hochverehrten Herr'n, ihr sprecht ihn schuldlos?
Gott, sagt ihr, hat die Welt aus nichts gemacht;
Und er, der sie durch nichts und wieder nichts
Vernichtet, in das erste Chaos stürzt,
40 Der sollte nicht der leid'ge Satan sein?

**Graf Otto.**
Schweig, alter grauer Thor! Wir sind nicht da,
Dir die verrückten Sinnen einzurenken.

Vehm-Häscher, an dein Amt! blend' ihm die Augen,
Und führ' ihn wieder auf das Feld hinaus.

**Theobald.**

Und dieses Kind? Mein Einziges? Mein Abgott?
Das soll zu dem Gemäuer jetzt zurück? 5
Das soll? —

**Graf Otto.**

Herr Graf vom Strahl, das überläßt
Die Vehme eurem Edelmuth. Ihr zeigtet
Von der Gewalt, die ihr hier übt, so manche 10
Besondre Probe uns; laßt uns noch eine,
Die größeste, bevor wir scheiden, sehn,
Und gebt sie ihrem alten Vater wieder.

**Graf vom Strahle.**

Ihr Herr'n, was ich thun kann, das soll geschehn. — 15
Kathrine!

**Käthchen.**

Mein hoher Herr!

**Graf vom Strahle.**

Ich will dir etwas sagen. 20
Du liebst mich.

**Käthchen.**

Von ganzem Herzen.

**Graf vom Strahle.**

Und was ich will, das thust du. 25

**Käthchen.**

Verlaß dich drauf.

**Graf vom Strahle.**

Gewiß?

**Käthchen.** 30

Verlaß dich drauf.

**Graf vom Strahle.**

Giebst du mir wohl das Leben?

**Käthchen.**

Mein hoher Herr. 35

**Graf vom Strahle.**

Nun! Sei mir offen. Sag' mir's.

**Käthchen.**

Stirbst du auch?

**Graf vom Strahle.** 40

Nein, davon red' ich nicht.

**Käthchen.**

Mein hoher Herr!

**Graf vom Strahle.**
Mithin, scheid' ich nicht auch, so giebst du's nicht?
— Rasch mit der Antwort nur!

**Käthchen** (zitternd)
5 Was willst du haben?

**Graf vom Strahle.**
Ich will, daß du zurück nach Heilbronn gehst. —
Du bleichst? Du stockst? Du wankst? Du willst es nicht?
Du willst es nicht?

10 **Käthchen.**
Ich hab' es dir versprochen.
(sie fällt in Ohnmacht).

**Theobald** (empfängt sie)
Mein Kind! Mein liebes Kind! Hilf, Gott im Himmel!

15 **Graf vom Strahle** (wendet sich)
Dein Tuch her, Häscher! (er verbindet sich die Augen)

**Theobald.**
Du Vatermördergeist!
Mußt ich auch diese Probe deiner Kunst noch sehn?

20 **Graf Otto** (vom Richtstuhl herabsteigend)
Was ist geschehn, ihr Herr'n?

**Wenzel** (betrachtet das Mädchen)
Sie fiel in Ohnmacht.

**Graf vom Strahle** (zu den Häschern)
25 Führt mich hinweg!

**Theobald.**
Der Hölle zu, du Satan!

**Hans.**
Schafft Wasser her!

30 **Theobald.**
Kathrine!

**Graf Otto.**
Häscher, fort!

**Theobald Friedeborn.**
35 Kennst du den Vater nicht mehr, Käthchen?

**Käthchen.**
Ach!

**Wenzel von Nachtheim.**
Sie schlägt die Augen auf.

40 **Hans von Unkenfeld.**
Sie wird sich fassen.

**Graf Otto.**
Bringt sie in das Gemach des Pförtners hin! (der Vorhang fällt).

---

# Zweiter Akt.

Scene: Wald vor der Höhle des heimlichen Gerichts.

---

## Erster Auftritt.

**Der Graf vom Strahle** (tritt auf, mit verbundenen Augen, geführt von zwei Häschern, die ihm die Augen aufbinden, und alsdann in die Höhle zurückkehren. Er sieht sich um, nimmt sich den Helm ab, wirft sich auf's Gras nieder und weint).

Nun will ich hier, wie ein Schäfer, liegen und klagen. Die Sonne scheint noch röthlich durch die Stämme, auf welchen die Wipfel des Waldes ruhen; und wenn ich, nach einer kurzen Viertelstunde, sobald sie hinter den Hügel gesunken ist, aufsitze, und mich im Blachfelde, wo der Weg eben ist, ein wenig daran halte: so komme ich noch nach Schloß Wetterstrahl, ehe die Lichter darin erloschen sind. Ich will mir einbilden, meine Pferde dort unten, wo die Quelle rieselt, wären Schaafe und Ziegen, die an dem Felsen kletterten, und an Gräsern und bittern Gesträuchen rissen; ein leichtes, weißes, linnenes Zeug bedeckte mich, mit rothen Bändern zusammen gebunden; und um mich her flatterte eine Schaar muntrer Winde, um die Seufzer, die meiner, von Kummer sehr gepreßten Brust entschlüpfen werden, gradaus zu der Götter Ohr empor zu tragen. Wirklich und wahrhaftig! Ich will meine Muttersprache durchblättern, und das ganze, reiche Capitel, das diese Überschrift führt: Empfindung, dergestalt plündern, daß keine Thräne mehr, die unter dem Monde rinnt, auf eine neue Art soll sagen können: ich bin betrübt. Wenn mir nur Gottschalk gegenüber säße, und irgend etwas, was es auch sei, vor uns auf der Erde läge, damit ich mir einbilden könnte, es sei ein Wettstreit. Alles, was die Wehmuth rührendes hat, will ich aufbieten, Lust und in den Tod gehende Betrübniß sollen sich abwechseln und meine Stimme, wie einen schönen Tänzer, durch alle Beugungen hindurch führen, die die Seele bezaubern; und wenn die Bäume nicht in der That bewegt werden, und ihren milden Thau, als ob es geregnet hätte, herabträufeln lassen, so sind sie von Holz, und Alles, was uns die Dichter von ihnen sagen, eine bloße angenehme Täuschung. O du — — — wie nenn ich dich? Käthchen! Warum kann ich dich nicht mein nennen? Käthchen! Mädchen! Käthchen! Warum kann ich dich nicht mein nennen? Warum kann ich dich nicht aufheben, und in das duftende Himmelbett tragen, das mir die Mutter daheim im Prunkgemach aufgerichtet hat? Käthchen! Käthchen! Käthchen! Du, deren junge Seele, als sie heut nackt vor mir stand, von wollüstiger Schönheit gänzlich triefte, wie die, mit Ölen gesalbte, Braut eines Perserkönigs, wenn sie, auf alle Teppiche niederregnend, in sein Gemach geführt wird. Käthchen! Mädchen! Käthchen! Warum kann ich es nicht? Du Schönere, als ich singen kann, ich will eine eigene Kunst erfinden und dich weinen. Alle Phiolen der Empfindung, himmlische und irdische, will ich eröffnen, und eine solche Mischung von Thränen, einen Erguß so eigenthümlicher Art, so heilig zugleich und üppig, zusammenschütten, daß jeder Mensch gleich, an dessen Hals' ich sie weine, sagen soll: sie fließen dem Käthchen von Heilbronn! Du kleines Veilchen, das an der bemoos'ten Felswand, im Schatten wildrankender Brombeergebüsche, blühte, und bestimmt schien, mir, wenn ich dich jemals erblickte, einen Geruch zuzusenden,

und dann vergessen zu werden: was hast du meiner Brust angethan? So wahr mir Gott die Sünde vergebe, ich meine, meine Seeligkeit ist mir zugemessen. Ich weiß nicht mehr, warum ich Abends die Hände falten und beten soll: sobald nur der Dank für das, was mir heute geworden ist, ausgeweint
5 ist. War's nicht, als sie sich da, in ihrer lieblichen Unschuld, vor mir entfaltete, als ob ich, diese Verbindung von Eisen und Fleisch und Blut, die gegen die Erde drückt, gänzlich zu Gesang verwandelt worden wäre; als schwäng' ich mich, wie ein Adler, kreisend und gewälzt und kopfüber, in's Reich unendlicher Lüfte empor, immer jauchzend und wieder jauchzend: ich bin geliebt! daß die
10 ganze Welt, wie ein großer Resonanzboden, mir wiederhallte: ich bin geliebt! — ich bin geliebt! ich bin geliebt! ich bin geliebt! schwachher der Nachhall lispelnd noch von den äußersten Sternen, die an der Gränze der Schöpfung stehn, zu mir herüber zitterte. — — — Ihr grauen, bärtigen Alten, was wollt ihr? Was verlaßt ihr eure goldnen Rahmen, ihr Bilder meiner geharnischten
15 Väter, die meinen Rüstsaal bevölkern, und tretet, in unruhiger Versammlung, hier um mich herum, eure ehrwürdigen Locken schüttelnd? Hier ist kein erzbischöflicher Dom; sie und ich, wir stehen noch nicht, Hand in Hand, vor dem feierlichen Priester, und Friedrichs Lippe flüstert noch, auf die Frage: willt du sie zum Weibe? kein zitterndes: ja, hervor. Nein, nein, nein! sag' ich;
20 das war beschloßne Sache noch eh ihr kamt: ich werd' eurem stolzen Reigen mich anschließen. Dich aber, Winfried, der ihn führt, Erster meines Namens, dich frag' ich, ob die Mutter meines Geschlechts war, wie diese: von jeder frommen Tugend strahlender, makelloser an Leib und Seele, mit jedem Liebreiz geschmückter, als sie? O Winfried! Grauer Alter! Ich küsse dir die Hand,
25 und danke dir, daß ich bin: doch hättest du sie an deine stählerne Brust gedrückt, du hättest ein Geschlecht von Königen erzeugt, und Wetter vom Strahle hieße jedes Gebot auf Erden! Ich weiß, daß ich mich fassen und diese Wunde vernarben werde: denn in welchem Schmerze faßte sich nicht der Mensch? Die Zeisige werden verflattern, die zwitschernden, aus den Hollundergebüschen,
30 Käthchen, du auch — und wirst nicht wiederkehren, wie sie! Doch wenn ich jemals ein Weib finde, daß dir gleicht: so will ich die Länder durchreisen und die Sprachen der Welt lernen, und Gott preißen, in jeder Zunge, die geredet wird. — Gottschalk!

**Gottschalk** (aus der Ferne)

35 He!

U. s. w.

H. v. K.

---

## Zweites Fragment des Schauspiels:

# Käthchen von Heilbronn,

von H. v. Kleist.

---

## Zweiter Akt.

---

### Zweiter Auftritt. 5

Gottschalk (tritt auf.) Der Graf vom Strahle.

**Gottschalk.** Ei, was der Gukuck! So hängt ja der Himmel voller Geigen. Ist das Gericht schon vorbei, gestrenger Herr? — Nun, so wahr ich lebe! Wir stehn dort, wo die Pferde grasen, und schauen uns die Augen wund, euch aus der Mordhöhle wieder hervortreten zu sehen; und ihr liegt hier, wie ein Dachs 10 davor, und sonnt euch. — Ein Bote ist angekommen von eurer Mutter.

**Der Graf vom Strahle.** Ein Bote?

**Gottschalk.** Gestreckten Laufs, keuchend, mit verhängtem Zügel: mein Seel, wenn Schloß Wetterstrahl eine Pulverpfanne, und die Landstraße eine Donnerbüchse gewesen wäre, er hätte nicht rascher herangeschossen werden können. 15

**Der Graf vom Strahle.** Was bringt er mir, Gottschalk?

**Gottschalk.** He! Ritter Franz!

---

### Dritter Auftritt.

Der Ritter Flammberg (tritt auf). Die Vorigen.

**Der Graf vom Strahle.** Gott grüß' dich, Flammberg. Was führt dich 20 so eilig zu mir her?

**Ritter Flammberg.** Der Gräfinn, eurer Mutter, Gebot, gestrenger Herr; sie befahl mir, den besten Renner zu nehmen, und euch entgegen zu reiten.

**Der Graf vom Strahle.** Nun, und was bringst du mir?

**Ritter Flammberg.** Krieg, gnädiger Herr, ein Aufgebot zu neuer Fehde, 25 noch ganz warm, wie es die Gräfinn eben von des Herolds Lippen empfangen hat.

**Der Graf vom Strahle.** Was sagst du? (er setzt sich den Helm auf.)

**Gottschalk.** Ei, lustig! So bleiben wir in der Gewohnheit.

**Der Graf vom Strahle.** Wessen? Doch nicht des Burggrafen, mit dem ich eben den Frieden abgeschlossen? 30

**Ritter Flammberg.** Des Rheingrafen, gestrenger Herr; des Junkers vom Stein, der unten am weinumblühten Neckar seinen Sitz hat.

**Der Graf vom Strahle.** Des Rheingrafen! — Was hab' ich mit dem Rheingrafen zu schaffen, Flammberg?

**Ritter Flammberg.** Mein Seel! Was hattet ihr mit dem Burggrafen zu schaffen? Und was wollte der Jungherr von Waldstätten von euch, ehe ihr
5 mit dem Buggrafen zu schaffen kriegtet? Wenn ihr den kleinen griechischen Feuerfunken nicht austretet, der diese Kriege veranlaßt: so sollt ihr noch das ganze Schwabengebirge wider euch auflodern sehen, und die Alpen und den Hundsrück obenein.

**Der Graf vom Strahle.** Es ist nicht möglich! Der Rheingraf fordert —
10 **Ritter Flammberg.** Im Namen Fräulein Kunigundens von Thurneck die kleine Herrschaft Stauffen von euch; jene drei Städtlein und siebzehn Dörfer und Vorwerker, eurem Vorfahren, Otto Grafen vom Strahle, von dem ihrigen, Peter Edlen von Thurneck, käuflich abgetreten; genau, und mit denselben Worten, wie dies Maximilian, Burggraf von Freiburg und der Jungherr Georg von
15 Waldstätten, in früheren Zeiten, in ihrem Namen, gethan haben.

**Der Graf vom Strahle** (steht auf.) Die rasende Megäre! Ist das nicht der dritte Reichsritter, den sie mir, einem Hund gleich, auf den Hals hetzt, um mir diese Landschaft abzujagen! Ich glaube, das ganze Reich frißt ihr aus der Hand. Kleopatra fand Einen, und als er sich den Kopf zerschellt hatte,
20 schauten die Andern; doch ihr dient Alles, was eine Ribbe weniger hat, als sie, und für jeden Einzelnen, den ich ihr zerzaus't zurücksende, stehen zehn Andere wider mich auf. — Was führt' er für Gründe an?

**Ritter Flamberg.** Wer? Der Herold?

**Der Graf vom Strahle.** Was führt' er für Gründe an?

25 **Ritter Flammberg.** Ei, gestrenger Herr, da hätt' er ja roth werden müssen.

**Der Graf vom Strahle.** Er sprach von Peter von Thurneck — nicht? Und von der Landschaft ungültigem Verkauf?

**Ritter Flammberg.** Allerdings. Und von den schwäbischen Gesetzen;
30 mischte Pflicht und Gewissen, bei jedem dritten Wort, in die Rede, und rief Gott zum Zeugen an, daß nichts, als die reinsten Absichten, seinen Herrn, den Rheingrafen, vermögten, des Fräuleins Sache zu ergreifen.

**Der Graf vom Strahle.** Aber die rothen Wangen der Dame behielt er für sich?

35 **Ritter Flammberg.** Davon hat er kein Wort gesagt.

**Der Graf vom Strahle.** Daß sie die Pocken kriegte! Ich wollte, ich könnte den Nachtthau in Eimern auffassen, und über ihren weißen Hals ausgießen. Ihr kleines verwünschtes Gesicht ist der letzte Grund aller dieser Kriege, wider mich; und so lange ich den Märzschnee nicht vergiften kann, mit welchem
40 sie sich wäscht, hab' ich auch vor den Rittern des Landes keine Ruhe. Aber Geduld nur — Wo mag sie sich wohl jetzt aufhalten?

**Ritter Flammberg.** Bei dem Rheingrafen, gestrenger Herr, auf der Burg zum Stein, wo ihr schon, seit drei Tagen, Prunkgelage gefeiert werden, daß die Feste des Himmels erkracht, und die Sonne nicht mehr angesehen wird.
45 Der Burggraf von Freiburg, den sie verabschiedet hat, wüthet; und wenn ihr einen Boten an ihn absendet, so zweifle ich nicht: er zieht mit euch gegen die Steinburg zu Felde.

**Der Graf vom Strahle.** Bring' mir die Pferde, Gottschalk, ich will reiten! — Ich habe dieser jungen Aufwieglerinn versprochen, wenn sie die Waffen ihres kleinen, schelmischen Angesichts nicht ruhen ließe wider mich, so würd' ich ihr einen Possen zu spielen wissen, daß sie es ewig in einer Scheide tragen sollte: und so wahr ich diese Rechte aufhebe, ich halte Wort. — Bring' mir 5 die Pferde, sag' ich, ich will reiten.

**Gottschalk** (halblaut in die Höhle rufend.) Käthchen!

**Der Graf vom Strahle.** Was? Die Pferde, Gottschalk, sag' ich. Die Pferde!

**Gottschalk.** Gleich, gleich, gestrenger Herr — He! Jung Mädel! Wo 10 bleibst du?

**Der Graf vom Strahle.** Der alte Geck, der! Was geht ihm das Mädchen an?

**Gottschalk.** Was, mir? — Bei Gott, gnädiger Herr, wenn's ein Hund wär', so würd' ich — 15

**Der Graf vom Strahle.** Ei so, Narr, der du bist! — Das Käthchen ist bei seinem Vater geblieben, und geht wieder nach Heilbronn zurück.

**Gottschalk** (betroffen.) Was sagt ihr?

**Der Graf vom Strahle.** Fort, sag' ich! Die Pferde will ich haben, ich will reiten. (Alle ab.) 20

---

Scene: Köhlerhütte im Gebirg. Nacht, Donner und Blitz.

---

## Vierter Auftritt.

Maximilian Burggraf von Freiburg und Georg von Waldstätten (treten auf.)

**Burggraf von Freiburg** (in die Scene rufend.) Hebt sie vom Pferd' herunter! 25 — (Blitz und Donnerschlag.) — Ei, so schlag' ein, wo du willst; nur nicht auf die Scheitel der lieblichen Kunigunde von Thurneck, die mit weißer Kreide belegt ist.

**Eine Stimme** (außerhalb der Scene.) He! Wo seid ihr?

**Burggraf von Freiburg.** Hier!

**Georg von Waldstätten.** Habt ihr jemals eine solche Nacht erlebt? 30

**Burggraf von Freiburg.** Das gießt vom Himmel herab, Wipfel und Bergspitzen ersäufend, als ob eine zweite Sündfluth heranbräche. — Hebt sie vom Pferd herunter!

**Eine Stimme** (außerhalb der Scene.) Sie rührt sich nicht.

**Eine andere.** Sie liegt, wie todt, vor des Pferdes Hufen da. 35

**Burggraf von Freiburg.** Ei, Possen! Das thut sie blos, um ihre Zähne nicht zu verlieren. Sagt ihr, ich wäre der Burggraf von Freiburg, und zu dem, was ich mit ihr vor hätte, brauchte sie keine. — So! bringt sie her.

Ritter Schauermann (erscheint, das Fräulein Kunigunde von Thurneck auf der Schulter tragend.) 40

**Georg von Waldstätten.** Dort ist eine Köhlerhütte.

## Fünfter Auftritt.

Zwei Köhler. Ritter Schauermann (das Fräulein auf der Schulter tragend, und) Ritter Wetzlaf, mit den Reisigen des Burggrafen (treten auf.) Die Vorigen.

5 **Burggraf von Freiburg** (an die Köhlerhütte klopfend.) He da!

**Der erste Köhler** (drinnen.) Wer klopfet?

**Burggraf von Freiburg.** Frag' nicht, du Schlingel, und mach' auf.

**Der zweite Köhler** (eben so.) Holla! Nicht eher, bis ich den Schlüssel umgekehrt habe. Wird doch der Kaiser nicht vor der Thür sein?

10 **Burggraf von Freiburg.** Hallunke! Wenn nicht der: Doch Einer, der hier regiert, und den Scepter vom Ast brechen wird, um's dir zu zeigen.

Die beiden Köhler (treten auf.)

**Der erste Köhler** (eine Laterne in der Hand.) Wer seid ihr? Was wollt ihr?

**Burggraf von Freiburg.** Ein Rittersmann bin ich; und diese Dame, 15 die hier todtkrank herangetragen wird, das ist —

**Ritter Schauermann** (von hinten.) Das Licht weg!

**Ritter Wetzlaf.** Schmeißt ihm die Laterne aus der Hand!

**Burggraf von Freiburg** (indem er ihm die Laterne wegnimmt.) Spitzbube? Du willst hier leuchten?

20 **Der erste Köhler.** Ihr Herren, ich will hoffen, ich bin der Größeste unter euch. Warum nehmt ihr mir die Laterne weg?

**Der zweite Köhler.** Wer seid ihr? Und was wollt ihr?

**Burggraf von Freiburg.** Ritterslente, du Flegel, hab' ich dir gesagt.

**Georg von Waldstätten.** Wir sind reisende Ritter, ihr guten Leute, die 25 das Unwetter überrascht hat.

**Burggraf von Freiburg.** Kriegsmänner, die von Jerusalem kommen, und in ihre Heimath ziehen; und jene Dame dort, die herangetragen wird, von Kopf zu Fuß in einem Mantel eingewickelt, das ist —

(ein Gewitterschlag.)

30 **Der erste Köhler.** Ei so plärr' du, daß die Wolken reißen! — von Jerusalem, sagt ihr?

**Der zweite Köhler.** Man kann vor dem breitmäuligen Donner kein Wort verstehn.

**Burggraf von Freiburg.** Von Jerusalem, ja.

35 **Der zweite Köhler.** Und die Dame, die in den Mantel gewickelt, herangetragen wird, sagt ihr?

**Georg von Waldstätten** (auf den Burggrafen zeigend.) Das ist des Herren kranke Schwester, ihr ehrlichen Leute, und begehrt —

**Burggraf von Freiburg.** Das ist Einem von uns die Schwester, und 40 meine Gemahlinn; todtkrank, wie du siehst von Schloßen und Hagel halb erschlagen, so, daß sie kein Wort vorbringen kann. Die begehrt eines Platzes in deiner Köhlerhütte, bis das Ungewitter vorüber und der Tag angebrochen ist.

**Der erste Köhler.** Die begehrt einen Platz in meiner Hütte.

**Georg von Waldstätten.** Ja, ihr guten Köhler; bis das Ungewitter 45 vorüber ist, und wir unsre Reise weiter fortsetzen können.

**Der zweite Köhler.** Mein Seel, da habt ihr Worte gesagt, die den Lungenodem nicht werth waren.

**Der erste Köhler.** Isaak!

**Junge** (in der Hütte.) He!

**Burggraf von Freiburg.** Willst du das thun?

**Der erste Köhler.** Ihr Herrn, das würd' ich des Kaisers Hund nicht abgeschlagen haben. — Isaak! Du Schlingel! Hörst du nicht? 5

**Junge** (in der Hütte.) He! sag' ich. Was giebt's?

**Der zweite Köhler.** Das Stroh sollst du aufschütteln, Schlingel, und die Decken zurecht legen, für ein krank Weibsen, das kommen, und Platz nehmen wird in der Hütten. Hörst du?

**Burggraf von Freiburg.** Ist noch jemand im Haus? 10

**Der erste Köhler.** Niemand, ihr Herren.

**Burggraf von Freiburg.** Wer spricht drinnen?

**Der erste Köhler.** Ei, ein Flachskopf von zehn Jahren, der uns an die Hand geht.

**Burggraf von Freiburg.** Gut. Platz jetzt hier. Tritt heran, Schauermann! 15

**Ritter Schauermann.** Hier, gnäd'ger Herr.

**Burggraf von Freiburg.** Licht her!

(ein Knecht bringt die Laterne, die Ritter besehen das Fräulein.)

**Georg von Waldstätten.** Sie hängt, wie todt, von der Schulter nieder.

**Ritter Wetzlaf** (zu den Köhlern.) Was wollt ihr? Was habt ihr hier zu 20 suchen?

**Georg von Waldstätten.** Sie hat den Hut verloren. Hätt' ich ihr den Mantel nicht gegeben: der Wind hätt' ihr alle Kleider vom Leibe gerissen.

**Burggraf von Freiburg.** Ei, Georg! So hätt' ich sie ihr in der Steinburg nicht auszuziehen brauchen. 25

**Ritter Schauermann** (zum Burggrafen und dem Junker von Waldstätten.) Ist Alles gut, ihr Herrn? Kann ich gehen?

**Burggraf von Freiburg.** Es ist Alles gut. Sie kann sich nicht rühren. Geh' schmeiß' sie herein, Schauermann, und bewache sie, bis ich rufe.

Ritter Schauermann mit Fräulein Kunigunde von Thurneck (ab.) 30

---

## Sechster Auftritt.

Burggraf von Freiburg und Georg von Waldstätten (treten in den Vorgrund) Ritter Wetzlaf (lagert sich mit den) Reisigen (zur Seite.) Die Köhler (schüren hinten die Kohlen, und gehen ab und zu. Späterhin) der Köhlerjunge. 35

**Burggraf von Freiburg.** Nun, Georg, alle Saiten des Jubels schlag' ich an: wir haben sie; wir haben diese Kunigunde von Thurneck! So wahr ich nach meinem Vater getauft bin! Nicht um den ganzen Himmel, um den meine Jugend gebetet hat, geb' ich die Lust weg, die mir bescheert ist, wenn der morgende Tag anbricht. — Warum kamst du nicht früher von Waldstätten 40 herab?

**Georg von Waldstätten.** Weil du mich nicht früher rufen ließest.

**Burggraf von Freiburg.** O Georg! Du hättest sie sehen sollen, wie sie daher geritten kam, einer Fabel gleich, von den Rittern des Landes umringt, gleich einer Sonne unter ihren Planeten! War's nicht, als ob sie zu den 45

Kieseln sagte, die unter ihr Funken sprühten: ihr müßt mir schmelzen, wenn ihr mich seht? Thalestris, die Königin der Amazonen, als sie herabzog, Alexander den Großen zu bitten, daß er sie küsse: sie war nicht reizender und göttlicher, als sie.

5 **Georg von Waldstätten.** Wo fiengst du sie?

**Burggraf von Freiburg.** Fünf Stunden, Georg, fünf Stunden von der Steinburg, wo ihr der Rheingraf, durch drei Tage, schallende Jubelfeste gefeiert hatte. Die Ritter, die sie begleiteten, hatten sie kaum verlassen: da werf' ich ihren Vetter Isidor, der bei ihr geblieben war, in den Sand: und auf den 10 Rappen mit ihr, und auf und davon.

**Georg von Waldstätten.** Aber, Max! Max! Was hast du nun mit ihr vor? Wenn ich dich recht verstehe. —

**Burggraf von Freiburg.** Ich will dir sagen, Freund —

**Georg von Waldstätten.** — Was bereitest du dir mit allen diesen un-15 geheuren Anstalten vor?

**Burggraf von Freiburg.** Lieber! Guter! Wunderlicher! Honig von Hybla, für diese, von Durst der Rache, zu Holz vertrockneten Brust. Warum soll dies wesenlose Bild länger, einer olympischen Göttin gleich, auf dem Fußgestell prangen, die Hallen der christlichen Kirchen von uns, und unseres Gleichen, 20 entvölkernd? Lieber angefaßt, und auf den Schutt hinaus, das Unterste zu Oberst, damit mit Augen erschaut wird, daß kein Gott in ihm wohnt.

**Georg von Waldstätten.** Aber in aller Welt, sag' mir, was ist's, das dich mit so rasenden Haß gegen sie erfüllt?

**Burggraf von Freiburg.** O Georg! Der Mensch wirft alles, was er 25 sein nennt, in eine Pfütze, aber kein Gefühl. Georg, ich liebte sie, und sie war dessen nicht werth. Ich liebte sie, und ward verschmäht; Georg, und sie war meiner Liebe nicht werth. Ich will dir was sagen — Aber es macht mich blaß, wenn ich daran denke. Georg! Georg! Wenn die Teufel um eine Erfindung verlegen sind: so müssen sie einen Hahn fragen, der sich umsonst um 30 eine Henne gedreht hat, und hinterher sieht, daß sie vom Aussatz zerfressen ist, und dazu nicht taugt.

Der Köhlerjunge (tritt auf, die Laterne in der Hand, und spricht mit den Alten.)

**Georg von Waldstätten.** Du wirst sie nicht auf die Freiburg führen, und keine unritterliche Rache mit ihr vorhaben?

35 **Burggraf von Freiburg.** Nein, Georg. Ich würde keinem Knecht zumuthen, sie an ihr zu vollziehen. Ich bringe sie auf die Steinburg, zu ihrem Galan, und dem ganzen Troß ihrer Anbeter zurück.

**Georg von Waldstätten.** Was! Auf die Steinburg zurück?

**Burggraf von Freiburg.** Ja, lieber Georg, ich rühre sie nicht an; ich 40 bringe sie zu ihrem Liebhaber zurück.

**Georg von Waldstätten.** Nun, und was, in aller Welt, willst du da?

**Burggraf von Freiburg.** Ei, da will ich über sie philosophiren. Da will ich euch einen metaphysischen Satz über sie geben, wie Platon, und meinen Satz nachher erläutern, wie der lustige Diogenes gethan. Der Mensch ist — 45 — Aber still, mich dünkt?

**Georg von Waldstätten.** Nun? Der Mensch ist? —

**Burggraf von Freiburg.** Der Mensch ist, nach Platon, ein zweibeinigtes, ungefiedertes Thier; du weißt, wie Diogenes diesen Satz bewiesen. Und diese Kunigunde, Freund, diese Kunigunde von Thurneck, die ist nach mir — — — Aber still! So wahr ich ein Mann bin. Dort steigt jemand vom Pferd!

---

## Siebenter Auftritt. 5

Der Graf vom Strahle, und Ritter Flammberg (treten auf.) Die Vorigen. (Nachher) Gottschalk.

**Der Graf vom Strahle** (in die Scene rufend.) Bind' die Pferde an, Gottschalk, und füg' dich zu mir. — Das ist eine Nacht, die Wölfe in den Klüften um ein Unterkommen anzusprechen. 10

**Gottschalk** (von außen.) Holla! Ihr Herren! Wenn ihr so gut sein wollt —

**Ritter Flammberg.** Was giebt's?

**Gottschalk.** Schafft mir Licht, zum Henker. Ich stehe hier mit den Pferden, wie in einen Sack eingenäht.

**Der Graf vom Strahle.** Gleich, Gottschalk, gleich! Du sollst gleich 15 welches haben.

**Ritter Flammberg.** Dort blitzt eine Laterne.

**Graf vom Strahle.** Heda!

**Die Köhler** (aus dem Hintergrunde.) Hurrassasa! Hat heut der Teufel hier Reichstag? Was giebt's? 20

**Der Graf vom Strahle.** Rittersmänner, ihr wackern Leute, die der Regen treibt, Schutz zu suchen in euerer Köhlerhütte. Ist's vergönnt, einzutreten?

**Burggraf von Freiburg** (ihm in den Weg tretend.) Erlaubt, ihr Herren! — Wer ihr auch sein mögt: in dieser Hütte, ist kein Platz für euch. 25

**Georg von Waldstätten** (eben so,) Ihr könnt hier nicht eintreten.

**Der Graf vom Strahle.** Wie? Was? Ich kann hier nicht eintreten?

**Georg von Waldstätten.** Mit eurer Vergunst, nein.

**Burggraf von Freiburg.** Es ist kein Raum mehr, sich darin zu bergen. Wäre noch Raum drin: wir übernachteten selbst nicht, wie ihr seht, im Freien. 30 Wir sind reisende Ritter, die das Ungewitter hierher verschlagen; meine Frau liegt in der Hütte todtkrank, den einzigen Winkel, der leer ist, mit ihrer Bedienung erfüllend. Ihr werdet sie nicht daraus verjagen wollen.

**Der Graf vom Strahle.** Ihr Herren, das thut mir leid, um mich und eure Frau. — Krank sagt ihr? An was? 35

**Ritter Flammberg.** Hat sie ein Bett drin?

**Der Graf vom Strahle.** Kann man ihr mit Mänteln? —

**Ritter Flammberg.** Oder fehlt's ihr sonst an irgend etwas? —

**Burggraf von Freiburg.** Wir danken, ihr würdigen Herren, wir danken. Sie ist mit Allem versorgt. 40

**Georg von Waldstätten.** Sie wird sich wohl gegen Morgen erholen.

**Der Graf vom Strahle.** Nun, so wünsch' ich euch eine glückliche Reise! Wir wollen uns hier unter diesen Bäumen betten. — Gottschalk!

**Gottschalk** (von außen.) He!

**Der Graf vom Strahle.** Sind die Pferde angebunden? 45

**Ritter Flammberg.** Hast du Licht?

**Gottschalk.** Ja, der Junge hat sich meiner erbarmt.

**Der Graf vom Strahle.** Schaff' die Decken her, wenn du fertig bist. Wir wollen uns ein Lager bereiten, auf der Erden, unter den Zweigen.

5 (sie spreiten ihre Mäntel unter, und legen sich nieder.)

**Ritter Flammberg.** Es ist nicht möglich, weiter zu reiten. Die Gebirgswege sind so glatt, man mögte den Pferden Schlittschuhe unterbinden, und darüber hinlaufen.

**Der Graf vom Strahle.** S'ist nicht das Erstemal, Franz, daß wir auf 10 dem Felde, beim Gastwirth zum blauen Himmel übernachten. Was mich kümmert ist meine alte Mutter; denn die wird keinen Wetterkeil durch die Luft zucken sehen, ohne zu denken, er trifft mein Haupt.

**Gottschalk** und **der Köhlerjunge** (treten auf.)

**Ritter Flammberg.** Bringst du die Decken?

15 **Gottschalk** (indem er ihnen die Decken giebt.) Das weiß der Teufel, was das hier für eine Wirthschaft ist. Der Junge sagt, drinnen wäre ein geharnischter Mann, der ein Fräulein bewachte: das läge geknebelt, und mit verstopftem Munde, auf dem Stroh da, wie ein Kalb, das man zur Schlachtbank führen will.

**Der Graf vom Strahle.** Was sagst du? Ein Fräulein? Geknebelt 20 und mit verstopftem Munde? — Wer hat dir das gesagt?

**Ritter Flammberg.** Jung'! Woher weißt du das?

**Köhlerjunge.** St! — Um aller Heiligen willen! Ihr Herren, was macht ihr?

**Der Graf vom Strahle.** Komm her.

25 **Köhlerjunge.** Ich sage: St!

**Ritter Flammberg.** Jung'! Wer hat dir das gesagt? So sprich!

**Köhlerjunge** (heimlich, nachdem er sich umgesehen.) Hab's geschaut, ihr Herren. Lag auf dem Stroh, als sie sie hineintrugen, und sprachen, sie sei krank. Kehrt' ihr die Lampe zu, und erschaut', daß sie gesund war, und Wangen hatt', als 30 wie unsre Lore. Und wimmert' und druckt' mir die Händ', und blinzelte, und sprach so vernehmlich, wie ein kluger Hund: mach' mich los, lieb Bübel! daß ich's mit Augen hört' und mit den Fingern verstand.

**Der Graf vom Strahle.** Jung', du flachsköpfiger! So thu's!

**Ritter Flammberg.** Was säumst du? Was machst du?

35 **Der Graf vom Strahle.** Bind' sie los, und schick' sie her.

**Köhlerjunge** (schüchtern.) St! sag' ich. — Ich wollt', daß ihr zu Fischen würdet! — Da erheben sich ihrer drei schon, und kommen her, und sehen, was es giebt. (Er bläs't die Laterne aus.)

**Der Graf vom Strahle.** Nichts, du wackrer Junge, nichts.

40 **Ritter Flammberg.** Sie haben nichts davon gehört.

**Der Graf vom Strahle.** Sie wechseln blos, um des Regens willen, ihre Plätze. —

**Köhlerjunge** (sieht sich um.) Wollt ihr mich schützen?

**Der Graf vom Strahle.** Ja, so wahr ich ein Ritter bin, das will ich.

45 **Ritter Flammberg.** Darauf kannst du dich verlassen. —

**Köhlerjunge** (sieht sich wieder um.)

**Der Graf vom Strahle.** Nun?

**Ritter Flammberg.** Was säumst du?

**Der Graf vom Strahle.** Was stehst du und steckst die Hände, die du brauchen sollst, in die Hosen, und bedenkst dich?

**Gottschalk.** Hast kein Herz, Junge?

**Köhlerjunge.** — Weiß nit, ihr Herren. 5

**Der Graf vom Strahle** (lachend) Weiß nit!

**Köhlerjunge.** Will's dem Vater sagen. — Harrt einen Augenblick hier und schaut, was ich thue.

(Er geht und spricht mit den beiden Alten, die am Feuer stehen, und verliert sich nachher in die Hütte.) 10

**Ritter Flammberg.** Sind das solche Kauze? Beelzebubs-Ritter, deren Ordensmantel die Nacht ist? Eheleute, auf der Treppe mit Stricken und Banden an einander getraut?

**Der Graf vom Strahle.** Krank, sagten sie!

**Ritter Flammberg.** Todtkrank und dankten für alle Hilfe. — 15

(Pause.)

**Gottschalk.** Mein Seel! Ihr Herren, wenn ich die Sache recht bedenke, so wollt' ich, ich hätte geschwiegen.

**Ritter Flammberg.** Warum hast du's nicht gethan?

**Gottschalk.** Wenn der Junge Herz hat, so wird's einen blutigen Strauß geben. 20

(Pause.)

**Der Graf vom Strahle.** Wie hoch schätzt ihr wohl ihre Zahl?

**Ritter Flammberg.** Immer um die Hälfte geringer, als derer, die mit uns sein werden. — Ich meine, es sind ihrer ein Dutzend.

**Der Graf vom Strahle.** Eher drüber, als drunter. 25

**Ritter Flammberg.** Wir wollen uns einbilden, es wären zwei.

(Pause.)

**Gottschalk.** Aber, ihr Herren, paßt auf wo der Junge bleibt! So wahr ich lebe, er schlüpft' eben vom Feuer hinweg. Die Alten, mit denen er sprach, stehen allein. 30

**Der Graf vom Strahle.** Wird ihn doch der Luzifer nicht, eh' er wieder gekommen? —

**Ritter Flammberg.** Richtig!

**Der Graf vom Strahle.** Was?

**Gottschalk.** Der Teufel soll mich holen! 35

**Der Graf vom Strahle.** Ist er fort?

**Ritter Flammberg.** Er schlich eben in die Hütte hinein. —

**Der Graf vom Strahle.** Gottschalk! Geh' doch einmal, und mach' dir ein Geschäft bei den Alten, und horche, wie sie gesinnt sind.

**Gottschalk.** Mein Seel! Das wird einen Lärm setzen, wie bei der 40 Hochzeit von Kanaan. (er schleicht sich in den Hintergrund und spricht mit den Alten)

**Der Graf vom Strahle.** Ich meine, es wird Alles bleiben, wie es ist. — Sprach der Junge nicht, es läge ein geharnischter Mann bei ihr?

**Ritter Flammberg.** Allerdings.

**Der Graf vom Strahle.** So wird der Schlingel nichts ausrichten. 45

**Ritter Flammberg.** Je nun! — Der Junge war schlau genug, Andern einbilden zu können, er sei es nicht. Wenn er sich auf's Stroh hinlegt, neben ihr, so sieht er aus, wie ein Sack voll Kohlen; kein Mensch merkt auf ihn.

Ein geschickter Schnitt, der ihr, ungesehen von dem, der sie bewacht, die Hände befreit; das Übrige, mein' ich, thut sie schon selbst.

(Pause.)

**Ritter Schauermann** (drinnen.) He! Holla! Die Bestie! Ihr Herrn draußen!

5 **Der Graf vom Strahle.** Auf, Flammberg! Erhebe dich!

(sie stehen beide auf.)

**Kunigunde von Thurneck** (drinnen.) Hülfe!

**Burggraf von Freiburg.** Was giebt's, Schauermann?

(Die ganze Schaar des Burggrafen erhebt sich.)

10 **Ritter Schauermann** (drinnen.) Ich bin angebunden! Die Bestie! Ich bin angebunden!

**Kunigunde von Thurneck** (tritt auf. Hinter ihr) der Köhlerjunge.

**Köhlerjunge.** Hier! (er zeigt auf den Grafen vom Strahle.)

**Kunigunde.** Wo?

15 **Köhlerjunge.** Dort, dort! Seht ihr nicht? Wo die große Eiche steht!

**Burggraf von Freiburg.** Ihr ewigen Götter: was erblick' ich?

---

## Achter Auftritt.

Fräulein Kunigunde von Thurneck (im Reisekleide, mit entfesselten Haaren.) Der Köhlerjunge. (Späterhin) Ritter Schauermann. — Die Vorigen.

20 **Fräulein Kunigunde**

(wirft sich dem Grafen vom Strahle zu Füßen.)

Mein hoher und verehrter Herr! Nehmt einer
Vielfach geschmähten und geschändeten
Jungfrau euch an! Wenn euer ritterlicher Eid
25 Den Schutz der Unschuld euch empfiehlt, hier liegt sie
In Staub gestreckt, die jetzt ihn von euch fordert!

**Burggraf von Freiburg.**

Reißt sie hinweg, ihr Männer!

**Georg von Waldstätten** (ihn zurückhaltend.)

30 Max! hör' mich an.

**Burggraf von Freiburg.**

Reißt sie hinweg, sag' ich! Laßt sie nicht reden!

**Der Graf vom Strahle.**

Halt dort, ihr Herr'n! Was wollt ihr?

35 **Burggraf von Freiburg.**

Was wir wollen?

Mein Weib will ich, beim Jupiter — Auf! Greift sie!

**Kunigunde.**

Dein Weib! Du Schändlicher!

40 **Der Graf vom Strahle.**

Berühr sie nicht!

Wenn du von dieser Dame was verlangst,
So sagst du's mir! Denn mir gehört sie jetzt,
Weil sie sich meinem Schutze anvertraut. (er erhebt sie.)

**Burggraf von Freiburg.**
Wer bist du, Übermüthiger, daß du
Dich zwischen zwei Vermählte drängst? Wer giebt
Das Recht dir, mir die Gattinn zu verweigern?

**Kunigunde.** 5
Die Gattinn! Bösewicht! Das bin ich nicht!

**Der Graf vom Strahle.**
Und wer bist du, Nichtswürdiger, daß du
Sie deine Gattinn sagst, verfluchter Bube,
Daß du sie dein nennst, geiler Mädchenräuber, 10
Die Jungfrau, dir vom Teufel in der Hölle
Mit Knebeln und mit Banden angetraut?

**Burggraf von Freiburg.**
Wie? Was? Wer?

**Georg von Waldstätten.** 15
Max, ich bitte dich.

**Der Graf vom Strahle.**
Wer bist du?

**Burggraf von Freiburg.**
Ihr Herren, ihr irrt euch sehr — 20

**Der Graf vom Strahle.**
Wer bist du, frag' ich.

**Burggraf von Freiburg.**
Ihr Herren, wenn ihr glaubt, daß ich —

**Der Graf vom Strahle.** 25
Schafft Licht her!

**Burggraf von Freiburg.**
Dies Weib hier, das ich mitgebracht, das ist —

**Der Graf vom Strahle.**
Ich sage Licht herbeigeschafft! 30

**Gottschalk und die Köhler**
(kommen mit Fackeln und Feuerhaken)

**Burggraf von Freiburg.**
Ich bin —

**Georg von Waldstätten.** (heimlich.) 35
Ein Rasender bist du. Fort! Gleich hinweg!
Willst du auf ewig nicht dein Wappen schänden.

**Der Graf vom Strahle.**
So, meine wackern Köhler, leuchtet mir.

**Burggraf von Freiburg** (schließt sein Visier.) 40

**Der Graf vom Strahle.**
Wer bist du jetzt, frag' ich. Öffn' das Visier.

**Burggraf von Freiburg.**
Ihr Herr'n, ich bin —

5 **Der Graf vom Strahle.**
Öffn' das Visier.

**Burggraf von Freiburg.**
Ihr hört.

**Der Graf vom Strahle.**
10 Meinst du, leichtfert'ger Bube, ungestraft
Die Antwort mir zu weigern, wie ich dir?
(er reißt ihm den Helm vom Haupt herab; der Burggraf taumelt.)

**Ritter Wetzlaf.**
Schmeißt den Verwegenen doch gleich zu Boden!

15 **Ritter Schauermann.**
Auf! Zieht!

**Burggraf von Freiburg.**
Du Rasender, welch' eine That?
(er erhebt sich, zieht und haut nach dem Grafen; der weicht aus.)

20 **Der Graf vom Strahle.**
Du haust nach mir?

**Ritter Flammberg.**
Auf, Gottschalk, jetzt!

**Der Graf vom Strahle.**
25 Du hast
Noch so viel Herz, du lügnerischer Brautmann?
(er zieht und haut ihn nieder.)
So fahr zur Hölle hin, woher du kamst,
Und feire deine Flitterwochen drin!

30 **Georg von Waldstätten** (zum Burggrafen.)
Gott! Meines Lebens Herr! Was starrst du so?

**Burggraf von Freiburg.**
Weh mir! Was ist geschehn?

**Georg von Waldstätten.**
35 Bist du getroffen?

**Ritter Wetzlaf.**
Getroffen ist er —

**Einer** (aus dem Haufen.)
Wankt —

40 **Ein Anderer.**
Und bleicht —

**Ein Dritter.**

Und fällt —

**Ritter Schauermann.**

Gleich einer Eiche schmetternd fällt er um!

**Alle.** 5

Entsetzen! O Entsetzen!

**Ritter Flammberg.**

Auf jetzt, ihr Freunde!

**Ritter Schauermann.**

Gott hat gerichtet! Fort! Entflieht! 10

**Ritter Flammberg.**

Schlagt drein!

Jagt das Gesindel völlig in die Flucht!

(die Parthei des Burggrafen entweicht, niemand bleibt, als Georg von Waldstätten, der über ihm beschäfftigt ist.) 15

**Der Graf vom Strahle** (über den Burggrafen gebeugt.)

Freiburg! Was seh' ich? Ihr allmächt'gen Götter!

Du bist's?

**Kunigunde.**

Der undankbare Höllenfuchs! 20

**Der Graf vom Strahle.** (faßt ihn bei der Hand.)

Was galt dir diese Jungfrau, du Unseliger?

— Was wolltest du mit ihr?

(Pause.)

**Georg von Waldstätten.** 25

Er kann nicht sprechen,

Blut füllt, vom Scheitel quellend, ihm den Mund.

**Kunigunde.**

Laßt ihn ersticken drin!

**Der Graf vom Strahle.** 30

Mir unbegreiflich!

Ein Mensch, wie der, so wacker sonst, und gut.

— Kommt ihm zu Hülf', ihr Leute!

**Ritter Flammberg.**

Auf! Greift ihn an, 35

Und tragt ihn dort in jene Hütte hin.

**Kunigunde.**

In's Grab! Die Schaufeln her! Er sei gewesen!

**Der Graf vom Strahle.** (zum Fräulein.)

Beruhigt eure regen Geister, Fräulein! 40

Wie er am Boden machtlos liegt gestreckt,

Wird er auch unbeerdigt euch nicht schaden.

**Kunigunde.**
Ich bitt' um Wasser!

**Der Graf vom Strahle.**
Fühlt ihr euch nicht wohl?

5 **Kunigunde.**
Nichts, nichts — Es ist — Wer hilft? — Ist hier kein Sitz?
— Weh mir! (sie wankt.)

**Der Graf vom Strahle** (mit Besorgniß.)
Ihr Himmlischen! He! Gottschalk! Hilf!

10 **Gottschalk.**
Die Fackeln her!

**Der Graf vom Strahle.**
Hier ist ein Sitz, mein Fräulein!
Kommt! Eure Hand! Gebt her! Hier laßt euch nieder.
15 (er führt sie auf einen Sitz.)
Wie fühlt ihr euch, sagt an? — Schafft Wasser, Gottschalk!
— Wie fühlt ihr euch? (er setzt sich bei ihr nieder.)

**Kunigunde.**
Gut, gut.

20 **Der Graf vom Strahle.**
Mich dünkt, ihr zittert?
Wollt ihr nicht das Gewand, das euch umschließt? —
Soll ich? —

**Kunigunde.**
25 Laßt, laßt. Es geht vorüber schon.

**Der Graf vom Strahle.**
So fühlt ihr euch ein wenig leichter jetzt?

**Kunigunde.**
Das Licht der Augen kehrt mir dämmernd wieder.

30 **Der Graf vom Strahle.**
Was war's, das so urplötzlich euch ergriff?

**Kunigunde** (mit einem schweren Seufzer.)
Ach! Mein großmüth'ger Retter und Befreier,
Wie nenn' ich das? Welch ein entsetzensvoller,
35 Unmenschlicher Frevel war mir zugedacht?
Denk' ich, was ohne euch, vielleicht schon jetzt,
Mir widerfuhr — hebt sich mein Haar empor,
Und meiner Glieder jegliches erstarrt.

**Der Graf vom Strahle.**
40 Wer seid ihr? Und was wollt' euch dieser Mann?

**Kunigunde.**

O mein erlauchter Herr, wie freu' ich mich!
Die That, die euer Arm vollbracht, ist keiner
Unwürdigen geschehen. Kunigunde,
Freifrau von Thurneck bin ich, daß ihr's wißt: 5
Das süße Leben, das ihr mir erhieltet,
Wird, außer mir, mit Dank in Thurneck noch
Ein ganz Geschlecht euch von Verwandten lohnen.

**Der Graf vom Strahle.**

Ihr seid? — Es ist nicht möglich. Kunigunde 10
Von Thurneck, ihr?

**Kunigunde.**

So sagt' ich! Was erstaunt ihr?

**Der Graf vom Strahle.**

Nun denn, bei meinem Eid, es tut mir leid, 15
So kamt ihr aus dem Regen in die Traufe:
Denn ich bin Friedrich Wetter Graf vom Strahl. (er steht auf.)

**Kunigunde.**

Was! Euer Name? — Der Name meines Retters? —

**Der Graf vom Strahle.** 20

Ist Friedrich Strahl, ihr hört's. Es thut mir leid,
Daß ich euch keinen bessern nennen kann.

**Kunigunde** (steht auf.)

Ihr Himmlischen! Wie prüft ihr dieses Herz? 25
(sie legt die Hände schmerzvoll vor das Gesicht.)

**Gottschalk** (heimlich zu Flammberg.)

Die Thurneck ist es? Hört' ich nicht?

**Ritter Flammberg.**

Sie ist's!
Es ist die Furie, die wir gesucht. (Pause.) 30

**Kunigunde.**

Es sei. Es soll mir das Gefühl, das hier
In diesem Busen sich entflammt, nicht stören.
Ich will nichts denken, fühlen will ich nichts,
Als Unschuld, Ehre, Leben, Rettung — Schutz 35
Vor diesem Wolf, der hier am Boden liegt. —
Komm her, du lieber, goldner Knabe, du,
Der mich befreit, nimm diesen Ring von mir,
Es ist jetzt Alles, was ich geben kann:
Einst lohn' ich würdiger, du junger Held, 40
Die That, die mich erlös'te, dir, die muth'ge,
Die mich vor Schmach bewahrt, die mich errettet,
Die That, die mich zur Seligen gemacht.
(der Knabe küßt ihr die Hand; sie wendet sich zum Grafen.)

Euch, mein Gebieter — Euer nenn' ich Alles,
Was mein. Was habt ihr über mich beschlossen?
In eurer Macht bin ich, was muß geschehn?
Muß ich nach eurem Rittersitz euch folgen?

5 **Der Graf vom Strahle.**
Mein Fräulein — es ist nicht eben allzuweit.
Wenn ihr ein Pferd besteigt, so könnt ihr bei
Der Gräfinn, meiner Mutter, übernachten.

**Kunigunde.**
10 Führt mir das Pferd vor!

**Ritter Flammberg** (zu Gottschalk.)
Fort, du!

**Gottschalk** (ab.)

**Der Graf vom Strahle.**
15 Ihr vergebt mir,
Wenn die Verhältnisse, in welchen wir —

**Kunigunde.**
Nichts, nichts! Wenn ihr mich liebt — Ich klagte nicht,
Müßt' ich auch gleich in eure Kerker wandern.

20 **Der Graf vom Strahle.**
In meine Kerker! Was! Ihr überzeugt euch —

**Kunigunde** (ihn unterbrechend.)
Drückt mich mit eurer Großmuth nicht zu Boden. —
Ich bitt' um eure Hand!

25 **Der Graf vom Strahle.**
He, Flammberg! Leuchte!
(er führt die Dame ab; Flammberg mit der Fackel folgt.)

---

## Neunter Auftritt.

Der Burggraf von Freiburg (verwundet am Boden) Georg von
30 Waldstätten (über ihm; zur Seite) Die Köhler.

**Georg von Waldstätten.**
Nimm hier von diesem Wasser, Max! Wie geht's dir?
Fühlst du ein wenig besser dich?

**Burggraf von Freiburg** (sie richten ihn auf; er trinkt.)
35 Ach, Georg.

**Der erste Köhler** (betrachtet ihn.)
Es scheint, er geht, wo alles Fleisch.

**Der Zweite.**
Sein Aug'
40 Ist dunkel, seine Nägel blau, wie Wachs. —

**Georg von Waldstätten.**

Sag' mir, o Max, eh' deine Seel' entweichet,
Wodurch hat dich dies Weib so schwer gereizt?
Wodurch hat sie so grimmig dich gereizt,
Daß du solch eine That ihr angethan? 5

**Burggraf von Freiburg.**

O Georg! Wenn ich das sagen könnte —

**Georg von Waldstätten.**

Sag' es.

**Burggraf von Freiburg.** 10

Den Athem meiner ganzen Jugend gäb' ich,
Um nur die sieben Worte auszusprechen.

**Georg von Waldstätten.**

Du hast jetzt eben dreizehn schon gesagt. —

**Burggraf von Freiburg.** 15

Ist sie hinweg mit ihm?

**Georg von Waldstätten.**

Du kanntest ihn?
— Es war der Graf vom Strahl, der sie befreit.

**Burggraf von Freiburg.** 20

Ist sie hinweg mit ihm?

**Georg von Waldstätten.**

Sie sind hinweg.
Er nahm sie mit sich auf sein Schloß zum Strahl.

**Burggraf von Freiburg** (mit einem Seufzer.) 25

O Georg!

**Georg von Waldstätten.**

Was denkst du?

**Burggraf von Freiburg.**

Morgen liebt er sie, 30
Und übermorgen ist er mit ihr verlobt:
Und doch —

**Georg von Waldstätten.**

Und doch —

**Burggraf von Freiburg.** 35

Und doch — ihm wäre besser,
Wenn er sich einen Erben will erzielen —

**Georg von Waldstätten.**

Wenn er sich einen Erben will erzielen?

**Burggraf von Freiburg.** 40

In einem Beinhaus freit' er eine Braut.

**Georg von Waldstätten.**

Du unbegreiflicher Prophet! Was weißt du?

**Burggraf von Freiburg.**
Ich will dir sagen, Freund. Ich war einst —

**Georg von Waldstätten.**
Nun? Du warst? —

5 **Burggraf von Freiburg.**
Tod starrt mir auf der Zung', ich kann nicht sprechen. —
Geht, fragt —

**Georg von Waldstätten.**
Wen?

10 **Burggraf von Freiburg.**
Fragt —

**Georg von Waldstätten.**
Nun, sprich! Wen soll ich fragen?

**Burggraf von Freiburg.**
15 Wie heißt die Zofe schon, die um sie ist?

**Georg von Waldstätten.**
Rosalie!

**Burggraf von Freiburg.**
Fragt Rosalien, die mein' ich.
20 Und nun laßt mich zufrieden, es ist aus. (er sinkt wieder zurück.)

**Georg von Waldstätten.**
Kommt, laßt uns ihn in jene Hütte tragen.
(sie heben ihn auf und tragen ihn fort.)

---

Scene: Schloß Wetterstrahl. Ein Gemach in der Burg.

---

25 **Zehnter Auftritt.**

Fräulein Kunigunde von Thurneck (am Putztisch, beschäfftigt, die letzte Hand an ihren Anzug zu legen. Hinter ihr) Rosalie.

**Kunigunde.**
Mich dünkt, Rosalie, diese Locken sind
30 Zu zierlich hier. Was meinst du? Es ist nicht
Mein Wille, was die Kunst kann, zu erschöpfen,
Vielmehr, wo die Bedeutung minder ist,
Mögt' ich dich gern nachläßiger, damit
Das Ganze so vollendeter erschiene.
35 Sieh, diesen Stein, der diesen Busch von Federn
Zusammenhält: gewiß! er steht mir gut;
Er wirft den Glanz, den funkelnden, auf mich;
Doch streu' ich diese Haare über ihn,
So scheint es mehr, er nimmt den Glanz von mir:
40 Ihn selber, freilich, sieht man weniger,
Doch das Gemüth, das ihn verbarg, so mehr.

**Rosalie.**

Gewiß! In manchem Sinne habt ihr Recht.
Da kömmt er, denkt man, übers Meer und bietet
Mit seinem Strahl sich an, und ihr verschmäht ihn:
Ihr werft ihn hin, wo man ihn kaum erblickt. 5
Das aber wußt' ich nicht, daß es euch mehr
Um das Gemüth zu thun ist, als die Stirn,
Auf die ihr mir befahlt, ihn aufzustecken.

**Kunigunde.**

Da hast du dich geirrt, Rosalie. 10
Die Kunst, die du an meinem Putztisch übst,
Ist mehr, als blos ein sinnereizendes
Verbinden von Gestalten und von Farben.
Das unsichtbare Ding, das Seele heißt,
Mögt' ich an Allem gern erscheinen machen, 15
Dem Todten selbst, das mir verbunden ist.
Nichts schätz ich so gering an mir, daß es
Entblößt von jeglicher Bedeutung wäre.
Ein Band, das niederhängt, der Schleif' entrissen,
Ein Strauß, — was du nur irgend willst, ein Schmuck, 20
Ein Kleid, das aufgeschürzt ist, oder nicht,
Sind Züg' an mir, die reden, die versammelt
Das Bild von einem innern Zustand geben.
Hier diese Feder, sieh, die du mir stolz
Hast aufgepflanzt, die andern überragend: 25
Du wirst nicht leugnen, daß sie etwas sagt.
Zu meinem Zweck heut beug' ich sie danieder:
Sie sagt nun, dünkt mich, ganz was Anderes.
Wenn mich der junge Rheingraf heut besuchte,
So lobt' ich, daß du mir die Stirn befreit; 30
Doch weil's Graf Wetter ist, den ich erwarte,
So laß ich diesen Schleier niederfallen;
Nun erst, nun drück' ich aus, was ich empfinde,
Und lehr' ihn so empfinden, wie er soll. (sie steht auf.)
Wer naht? — 35

**Rosalie.**

Wo?

**Kunigunde.**

Draußen von der Gallerie.

**Rosalie.** 40

Es ist —

**Kunigunde.**

Horch! — Rasch die Sachen weg, Rosalie.

**Rosalie.**

Was träumt ihr? Es ist niemand. 45

**Kunigunde.**

Niemand?

**Rosalie.**

Niemand.

5 Der Windzug war's, der mit der Wetterfahne
Geklirrt.

**Kunigunde.**

Mich dünkt', es war sein Fußtritt.
— Nun, nimm die Sachen weg, Rosalie.

10 **Rosalie.**

Fürwahr! Sieht man in dieser Fassung euch,
Meint man — ich wag' noch nicht zu sagen, was?

**Kunigunde.**

Laß das. Davon ein Andermal. —

15 (sie tritt wieder vor den Spiegel.)

Ach, Freundinn!
Wie vielen Dank bin ich dem Zufall schuldig,
Der dich auf dieses Schloß hierher geführt.
Von allen Wünschen, sieh, die mich durch diese
20 Verhängnißvolle Nacht begleiteten,
War dies der größeste — und er ist mir erfüllt.

**Rosalie.**

Ihr nennt es Zufall! — Meine Iris war's,
Ich hab's euch schon gesagt, sie selbst leibhaftig,
25 Die Königinn der klugen Kammerzofen.
Als euch der Burggraf mir entrissen hatte,
Und ich, umirrend in der Finsterniß,
Nicht weiß, wie ich den Fußtritt wenden soll,
Zeigt gegenüber, matt verzeichnet, sich
30 Ein zarter Mondscheins-Regenbogen mir.
Ich kann nicht sagen, wie mich dies erfreute.
Durch seine Pfort ermuntert geh' ich durch,
Und steh', am Morgen, vor dem Schloß zum Strahle.

**Kunigunde.**

35 Ich will ihr einen Götter-Tempel baun. —
Ach, Theuerste! Kannst du mir sagen, was
Aus diesem Wüthrich mag geworden sein?
Wir ließen bei den Köhlern ihn zurück.
Lebt er? — Sag' an.

40 **Rosalie.**

Wenn Wünsche tödten könnten,
So sagt' ich: nein. — Ich weiß es nicht, mein Fräulein.

**Kunigunde.**

Geh, und erkund'ge dich danach. — Die Ruhe
45 Ist meinem Busen fremd, bis ich es weiß.

**Rosalie.**

Der alte Knecht, der eben noch im Hofe
Den Vorfall meldete, versicherte,
Er würde nimmer wieder auferstehn.

**Kunigunde.** 5

Kannst du mir sagen: er ist todt, Rosalie:
Die Lippen sind auf ewig ihm geschlossen —
Jedwedes Wort der Botschaft will ich dir
Mit einer Perle, wie ein König, lohnen. —
(indem sie zum Fenster geht und es öffnet.) 10
Hast du mir Alles dort zurecht gelegt?
Urkunden? Briefe? Zeugnisse?

**Rosalie** (bei dem Putztisch.)

Hier sind sie.
In diesem Einschlag liegen sie beisammen. 15

**Kunigunde.**
(nimmt eine Ruthe von draußen herein und betrachtet sie.)

Gieb mir doch —

**Rosalie.**

Was, mein Fräulein? 20

**Kunigunde** (lebhaft.)

Schau, o Mädchen!
Ist dies die Spur von einem Fittig nicht?

**Rosalie.** (indem sie zu ihr geht.)

Was habt ihr da? 25

**Kunigunde.**

Leimruthen, die, ich weiß
Nicht, wer? an diesem Fenster aufgestellt.
Sieh, hat hier nicht ein Fittig schon gestreift?

**Rosalie.** 30

Gewiß! Da ist die Spur. Was war's? Ein Zeisig?

**Kunigunde.**

Ein Finkenhähnchen war's, das ich vergebens
Den ganzen Morgen schon herangelockt.

**Rosalie.** 35

Seht nur dies Federchen. Das ließ er stecken.

**Kunigunde.** (gedankenvoll.)

Gieb mir doch —

**Rosalie.**

Was, mein Fräulein? Die Papiere? 40

**Kunigunde** (lacht und schlägt sie.)

Schelminn! — Die Hirse will ich, die dort steht.

**Rosalie** (lacht und geht und holt die Hirse.)

---

## Eilfter Auftritt.

Ein Bedienter (tritt auf.) Die Vorigen.

**Der Bediente.**

Graf Wetter und die Gräfinn, seine Mutter,
5 Wenn ihr erlaubt, mein Fräulein.

**Kunigunde.** (wirft Alles aus der Hand.)

Fort jetzt, Rosalie! —
(zu dem Bedienten.)
Ich bin bereit, die Würd'gen zu empfangen.

10 **Rosalie** und **der Bediente** (ab.)

---

## Zwölfter Auftritt.

Der Graf vom Strahle, Gräfinn Helena, (treten auf.) Fräulein Kunigunde von Thurneck.

**Kunigunde**

15 (geht der Gräfinn verbindlich entgegen.)
Verehrungswürd'ge! Meines Retters Mutter!
Wem dank' ich, welchem Umstand', das Vergnügen,
Daß ihr mir euer Antlitz schenkt, daß ihr
Vergönnt, die theuren Hände euch zu küssen? (sie küßt ihr die Hand.)

20 **Gräfinn Helena.**

Mein Fräulein! Ihr demüthigt mich. Ich kam,
Um eure Stirn zu küssen, und zu fragen,
Wie ihr in meinem Hause euch befindet? (sie küßt ihr die Stirn.)

**Kunigunde** (küßt ihr die Hand noch einmal.)

25 Recht gut. Ich fand hier Alles, was ich brauchte.
Ich hatte nichts von eurer Huld verdient,
Und ihr besorgtet mich, gleich einer Tochter.
Wenn irgend etwas mir die Ruhe störte,
So war es dies beschämende Gefühl;
30 Doch ich erhoffte nur den Augenblick,
Um diesen Streit in meiner Brust zu lösen.
(sie wendet sich zum Grafen.)
Wie steht's mit eurer linken Hand, Graf Friedrich?

**Der Graf vom Strahle.**

35 Mein Fräulein! Daß ihr danach fragt, vergebt mir,
Ist mir empfindlicher, als ihre Wunde.
Ich glaub', der Sattel war's, an dem ich mich
Geschicklos stieß, da ich vom Pferd' euch hob.

**Gräfinn Helena.**

40 Ward sie verletzt?

**Kunigunde.**

Es fand sich, als wir hier
Dies Schloß erreichten, daß sie blutete.

**Der Graf vom Strahle.**

Die Hand selbst, seht ihr, hat es schon vergessen,
Wenn es der Burggraf war, dem ich im Kampf
Dies Blut gezahlt, so kann ich wirklich sagen,
Schlecht war der Preis, um den er euch verkauft. 5

**Kunigunde.**

Ihr denkt von seinem Werthe so — nicht ich.
(indem sie sich wieder zur Mutter wendet.)
— Doch wie? Wollt ihr euch, Gnädigste, nicht setzen?
(sie holt einen Stuhl; der Graf bringt die andern. Sie lassen sich sämmtlich nieder.) 10

**Gräfinn Helena.**

Wie denkt ihr über eure Zukunft, Fräulein? —
Habt ihr die Lag', in die das Schicksal euch
Versetzt, bereits ermogen? Wißt ihr schon,
Wie euer Herz darin sich fassen wird? 15

**Kunigunde** (bewegt.)

Verehrungswürdige und gnäd'ge Gräfinn,
Die Tage, die mir zugemessen, denk' ich,
In Preis und Dank, in immer glühender
Erinnrung deß, was jüngst für mich geschehen, 20
In unauslöschlicher Verehrung eurer,
Und eures Hauses, bis auf den letzten Odem,
Der meiner Brust entschlüpft, wenn's mir vergönnet ist,
In Thurneck, bei den Meinen, hinzubringen. (sie weint.)

**Gräfinn Helena.** 25

— Wann denkt ihr zu den Euren aufzubrechen?

**Kunigunde** (mit unterbrochener Stimme.)

Ich wünsche — weil die Guten mich erwarten,
— Wenn's sein kann, morgen — oder mindestens —
In diesen Tagen abgeführt zu werden. 30

**Gräfinn Helena.**

Bedenkt ihr auch, was dem entgegensteht?

**Kunigunde.**

Nichts mehr, Ehrwürdigste, wenn ihr mir nur
Erlaubt, mich offen vor euch zu erklären. 35
(sie küßt ihr die Hand; steht auf, holt die Papiere, und tritt damit vor dem Grafen vom Strahle.)
Nehmt dies von meiner Hand, Herr Graf vom Strahl.

**Der Graf vom Strahle.** (steht auf.)

Mein Fräulein! — Kann ich wissen — was es ist? 40

**Kunigunde.**

Die Documente sind's, den Streit betreffend,
Um eure Herrschaft Stauffen, die Papiere,
Auf die ich meinen Anspruch gründete.

Der Graf vom Strahle.

Mein Fräulein, ihr beschämt mich, in der That.
Wenn hier dies Heft, wie ihr zu glauben scheint,
Ein Recht begründet: weichen will ich euch,
5 Und wenn es meine letzte Hütte gälte.

Kunigunde.

Nehmt, nehmt, Herr Graf vom Strahl! Die Briefe sind
Zweideutig, seh' ich ein, der Wiederkauf,
Zu dem sie mich berechtigen, verjährt:
10 Doch wär' mein Recht so klar auch, wie die Sonne,
Nicht gegen euch mehr kann ich's geltend machen.

Der Graf vom Strahle.

Niemals, mein Fräulein, niemals, in der That!
Mit Freuden nehm' ich, wollt ihr mir ihn schenken,
15 Von euch den Frieden an; doch wenn auch nur
Der Zweifel eines Rechts auf Stauffen euer,
Das Document hier nicht, das ihn belegt!
Bringt eure Sache vor bei Kaiser und Reich,
Und das Gesetz entscheide, was sie werth sei.

20 Kunigunde (zur Gräfinn.)

Befreit denn ihr, verehrungswürd'ge Gräfinn,
Von diesen leid'gen Documenten mich,
Die mir in Händen brennen, widerwärtig
Zu dem Gefühl, das mir erregt ist, stimmen,
25 Und mir auf Gottes weiter Welt zu nichts mehr,
Lebt ich auch Sarahs Alter, helfen können.

Gräfinn Helena (steht gleichfalls auf.)

Mein theures Fräulein! Eure Dankbarkeit
Führt euch zu weit. Ihr könnt, was eurer ganzen
30 Familie angehört, in einer flüchtigen
Bewegung nicht, die euch ergriff, veräußern.
Nehmt meines Sohnes Vorschlag an, und laßt
In Wetzlar die Papiere untersuchen;
Versichert euch, ihr werdet werth uns bleiben,
35 Man mag auch dort entscheiden, wie man wolle.

Kunigunde (mit Affect.)

Der Anspruch war mein Eigenthum, Frau Gräfinn!
Ich brauche keinen Vetter zu befragen,
Und meinem Sohn vererb' ich mein Gefühl.
40 Wie man in Wetzlar spricht, gilt mir gleichviel,
Hier diese Brust, sag' ich, entscheidet so.

(sie zerreißt das Document und läßt es fallen.)

Gräfinn Helena.

Mein liebes, junges, unbesonnenes Kind,
45 Was habt ihr da gethan? — — Kommt her,
Weil's doch geschehen ist, daß ich euch küsse. (sie umarmt sie.)

**Kunigunde**

(indem sie noch an dem Busen der Gräfinn liegt, und sich die Augen wischt.)

Ich will, daß dem Gefühl, das mir entflammt
Im Busen ist, nichts fürder widerspreche!
Ich will, die Scheidewand soll niedersinken, 5
Die zwischen mir und meinem Retter steht!
Ich will mein ganzes Leben ungestört
Verbringen, ihn zu preisen, ihn zu lieben.

**Gräfinn Helena.** (gerührt.)

Gut, gut, mein Töchterchen. Es ist schon gut. — 10
Ihr seid zu sehr erschüttert.

**Der Graf vom Strahle.**

— Ich will wünschen,
Daß diese That euch nie gereuen möge.

**Gräfinn Helena.** 15

Kommt! Sammelt euch. — Wollt ihr euch niederlassen?
Begehrt ihr an die freie Luft hinaus?

**Kunigunde.**

Laßt, laßt! S'ist schon vorüber.
(sie faßt sich und trocknet sich die Augen) 20
Wann wird es mir
Erlaubt nun sein, uach Thurneck aufzubrechen?

**Gräfinn Helena.**

Wann ihr es wünscht. Mein Sohn wird euch begleiten,
Ihr habt blos, ihm die Stunde zu bestimmen. 25

**Kunigunde.**

So sei's — auf morgen denn!

**Gräfinn Helena.**

Was! Morgen schon!
Wollt ihr nicht ein Paar Tag', mein liebes Kind, 30
Bei uns verweilen? Wir wollen Boten schicken,
Die eure würd'gen Vettern heim beruhigen.

**Kunigunde.**

Ich sehne mich an Ihre Brust zurücke.
Wenn's mir vergönnt ist — 35

**Gräfinn Helena.**

Gut, gut. Wie ihr wollt.
So mögt ihr, mit der Morgendämmrung, reisen.

**Kunigunde.**

Erlaubt, daß ich, auf einen Augenblick 40
Mich jetzt —

**Gräfinn Helena.**

— Geht, geht! Wir werden euch zu Tisch doch sehn?

**Kunigunde** (mit einer Verbeugung).

Ich hoff's. Sobald mein Herz sich sammelte,
5 Hab' ich das Glück, euch wieder aufzuwarten.

(ab; die Gräfinn giebt ihr die Hand und begleitet sie bis an ihr Zimmer.)

---

## Dreizehnter Auftritt.

Der Graf vom Strahle. Gräfinn Helena.

**Der Graf vom Strahle.**

10 So wahr, als ich ein Mann bin, die begehr' ich
Zur Frau!

**Gräfinn Helena.**

Nun, nun, nun, nun!

**Der Graf vom Strahle.**

15 Was? Nicht?
Du willst, daß ich mir eine wählen soll;
Doch die nicht? Diese nicht? Die nicht?

**Gräfinn Helena.**

Was willst Du?
20 Ich sagte nicht, daß sie mir ganz misfällt.

**Der Graf vom Strahle.**

Ich will auch nicht, daß heut' Vermählung sei.

**Gräfinn Helena.**

Laß uns die Sach' ein wenig überlegen. (ab.)

25 Der Vorhang fällt.

---

## Zur Textbehandlung.

Die vielumstrittene Phöbusfassung des „Käthchen" liegt bisher, abgesehen von den äußerst sorgfältigen Varianten der Kleistausgabe des Bibliographischen Instituts, noch nicht im Abdruck vor. Da die Frage nach der ursprünglichen Fassung zu kompliziert ist, als daß Varianten genügen könnten, so wird der Abdruck sehr erwünscht sein, zumal da der Phöbus schwer zugänglich ist. Nur ein tieferes Versenken in die fragmentarische Dichtung kann hier zum schwer erreichbaren Ziele führen.

Das erste Fragment steht im Phöbus IV. und V. Stück, April und Mai, S. 75—104, 1808 Dresden, gedruckt bei Karl Gottlob Gärtner; das zweite im Phöbus IX. und X. Stück, September und Oktober, Seite 15—54, 1808 Dresden, im Verlage der Waltherschen Hofbuchhandlung.

Der Abdruck wird ganz wörtlich mit allen Schwankungen der Orthographie und Schreibweise gegeben. Von einer Normalisierung des Textes mußte abgesehen werden, da sich die Zutaten der Setzer nicht reinlich scheiden lassen. Der Setzer des ersten Fragments hat z. B. ein anderes Interpunktionsprinzip als der des zweiten u. a. — Nur offensichtliche Druckfehler sind verbessert: S. 121, 11 vor Gieng Punkt statt Komma; 121, 15 Käthchen statt Kätchen; 121, 38 nun statt nur; 127, 22 ist hinter Käthchen Punkt statt Komma gesetzt; 144, 40, 145, 5 und 150, 10 ist die fehlende Schlußklammer ergänzt; 146, 28 kann statt hann; 154, 14 hinter Waldstätten und 160, 11 hinter übst Komma statt Punkt; 167, 5 hinter aufzuwarten Punkt statt Komma. In folgenden Fällen wurde ß für ss — der Phöbus ist in Antiqua gedruckt — eingesetzt: 151, 21 Ph. Füssen; 156, 7 ausser; 164, 20 dess; 165, 31 veräussern.

---

Druck von Ehrhardt Karras, Halle a. S.

